





Je ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

Das

Merkwürdigste

aus der

malerischen Reise

in

Brasilien.

von

Moriz Rugendas.

Mit 40 lithographirten Tafeln Abbildungen.

Schaffhausen,

in J. Brodtmann's lithographischen Kunst-Anstalt.

1836.

Bildnisse, Trachten, Sitten und Gebräuche der Indier.

Eine der interessantesten und sowohl für den denkenden Beobachter als für den thätig eingreifenden Staatsmann und Bürger wichtigsten Seiten der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie sich in den Staaten der neuen Welt entwickelt und gebildet hat, ist unstreitig die unendliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Menschenrassen und deren Abarten, woraus die Bevölkerung dieser Staaten zusammengesetzt ist.

Es scheint, als wenn die Civilisation auf diese Art sich bestrebt habe, den Reichthum und die endlose Mannigfaltigkeit nachzuahmen und zu überbieten, womit die Natur die Thier- und Pflanzenwelt jenes Welttheils ausgestattet hat. In dieser Hinsicht übertrifft Brasilien alle andern amerikanischen Staaten, und namentlich die ehemaligen spanischen Colonieen, weil die Einfuhr afrikanischer Stämme, sowohl von der Ost- als Westküste Afrika's, viel häufiger und dieser Theil der Bevölkerung viel zahlreicher ist, als in dem spanischen Amerika; weil die Zahl der eingebornen Völkerstämme größer ist als in den meisten Theilen Amerika's; endlich, weil auch die portugiesischen Colonieen in Asien malaiisches, chinesisches und hindostanisches Blut in die Bevölkerung mischen. Das Verhältniß der verschiedenen Rassen der Bevölkerung Brasiliens ist ungefähr folgendes:

Gesamtbevölkerung, gegen	4,000,000.
Davon sind, Weiße . . .	843,000;
Farbige . . .	628,000;
Schwarze . . .	1,987,500;
Indier . . .	300,000. 1)

Wir erlauben uns, unsere getreuen bildlichen Darstellungen dieser verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung Brasiliens, sowohl in Hinsicht ihres äußern Habitus, als ihrer Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen u. s. w. mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Ursprung der verschiedenen Stämme, die Ureinwohner Brasiliens, ihre Wanderungen, ihre Geschichte, ihr früheres und gegenwärtiges Verhältniß zur Civilisation und zu den Europäern zu begleiten. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes liegt gänzlich außerhalb unseres Zweckes, und wir begnügen uns mit kurzen Andeutungen der Hauptpunkte. Eine befriedigende Beantwortung der Fragen und Zweifel, welche sich bei dem geringsten Nachdenken über den Gegenstand aufdrängen, ist, bei dem Mangel an Materialien, an Thatsachen, gegenwärtig unmöglich, und es ist zu befürchten, daß die Zeit

1) Bei dieser Angabe ist absichtlich auf das Verhältniß der Freien zu den Sklaven keine Rücksicht genommen worden, und unter dem Ausdruck Farbige, sind alle die verstanden, welche weder Neger, noch Weiße, noch Indier sind.

vorbei ist, wo die Lösung dieser Aufgabe noch möglich war. Von der frühern Geschichte der meisten amerikanischen Völker sind keine andern Denkmale übrig geblieben, als die Trümmer dieser Völker selbst, und dieser Umstand beweist vielleicht schon, daß der Geschichtsforscher wenig bei diesem Mangel an Nachrichten verliert, und daß eine solche Untersuchung mehr ein naturhistorisches als geschichtliches Interesse haben kann. Diese Völkertrümmer, ihre etwanigen Traditionen, ihre Sprache, sind die einzigen Materialien, woraus wir uns eine Ansicht über diesen Gegenstand bilden können. Es fällt aber in die Augen, wie mangelhaft und arm diese Materialien seyn müssen. Unter den ersten Ansiedlern fand sich nur selten einer, der Lust und Zeit gehabt hätte, sich über den Zustand, die Geschichte u. s. w. der Urbewohner zu unterrichten, und noch weniger ein solcher, der im Stande gewesen wäre, diese Untersuchung mit Vorkenntniß und nach einem überdachten Plane zu führen. Später und in der neuesten Zeit ist Brasilien zwar von unterrichteten und wißbegierigen Reisenden besucht worden; allein der Gegenstand selbst der Untersuchung war unterdessen größtentheils verschwunden, die Völkerstämme ausgerottet oder zersplittert und zerstreut. Es blieb nun nichts mehr übrig, als aus Analogien der äußern Bildung, der Sitten und Gebräuche und der Sprache, Folgerungen und Nachsagungen zu ziehen. Die Sprache könnte vielleicht noch die meisten Hülfsmittel darbieten; allein gerade über sie sind unsere Kenntnisse so mangelhaft, und ihre Erweiterung so schwierig, daß es bis jetzt durchaus noch nicht möglich ist, eine auch nur einigermaßen sichere und umfassende Ansicht darauf zu gründen. Wir müssen es besser unterrichteten und künftigen Untersuchungen überlassen, die Verwandtschaften und die Natur amerikanischer Sprachen näher zu bestimmen, und folgen daher, ohne unsere Zweifel und Einwürfe anzuführen, der angenommenen und wahrscheinlichen Meinung, daß es in Amerika gegen fünfhundert Sprachen gebe, die ganz von einander verschieden sind. Diese Thatsache enthält ein sonderbares Mißverhältniß zwischen den Menschenrassen und den Sprachstämmen. Es lassen sich in Südamerika kaum mehr als drei durch wesentliche Verschiedenheiten des äußern Habitus bezeichnende Menschenrassen oder Völkerstämme unterscheiden: Die Caraiben, im nördlichen Theile; einige chilesische Stämme (z. B. die Araucaner) im Süden, und endlich die zahlreichen Stämme, welche eine gemeinsame Aehnlichkeit mit den mongolischen Stämmen der alten Welt theilen. Zu dieser letzten Race gehört bei weitem der größte Theil der Urbewohner Südamerika's, und namentlich Brasiliens; und doch kommen von jenen fünfhundert Sprachen wenigstens die Hälfte auf diesen Theil von Amerika, und vielleicht fünfzig auf Brasilien. Ein

Mißverhältniß ganz entgegengesetzter Art finden wir in der alten Welt, z. B. in dem hindo-germanischen Sprachstamme, der sowohl den germanischen Volksstämmen als den Hindus angehört, während doch beide zu ganz verschiedenen Menschenrassen gerechnet werden müssen.

Manche Erscheinungen in dem Verhältniß der Sprachstämme zu den Völkerstämmen in Süd-Amerika sprechen für eine beständige Wechselwirkung zwischen der Vereinigung der Völkerstämme, der Verschmelzung der Sprachen, und den Fortschritten der Civilisation. Es dürfte z. B. schwer zu unterscheiden seyn, ob der verhältnißmäßig höhere Grad der Civilisation der Guaranis und der Tupis eine Ursache oder eine Folge der größern Verbreitung der *lingoa geral* war. Gehen wir von dem uns bekannten Zustande der brasilianischen Wilden und ihrer Sprache noch um einige Stufen zurück, so können wir uns diese ersten kindischen Versuche, äußere Gegenstände durch Laute zu bezeichnen, noch unformlicher und ärmer denken; wir können uns denken, daß die Kinder mehrerer, oder endlich eines einzigen Paares, von dem Bedürfniß nach Nahrung getrennt, in ihrer Abgeschiedenheit diese gemeinsam empfangenen Keime der Sprache wieder vergaßen, sie modifizirten oder sich neue bildeten, so daß nach mehreren Generationen Völkerstämme von einer direkten Abstammung mit ganz verschiedenen Sprachstämmen wieder in Berührung kamen, und daß erst später durch solche Umstände, welche die Civilisation und die Vereinigung der einzelnen Familien und Stämme zu größern bürgerlichen Gesellschaften beförderten, auch eine Verschmelzung oder Wiedervereinigung der Sprachstämme herbeigeführt wurde, wie z. B. bei den Tupis, Guaranis und, in weit höhern Grade bei den Bewohnern Peru's und der Hochebene von Cundinamarca. Doch wir kehren zu dem Gegenstande, der uns hier zunächst beschäftigt, zurück.

Ältere Schriftsteller theilen die zahlreichen Stämme der Urbewohner Brasiliens in Tupis und in Tapuyas. Diese Eintheilung beruht theils auf der Sprache, theils auf dem äußern Habitus, theils endlich auf einzelnen geschichtlichen Ueberlieferungen und Thatsachen. Die Sprachen der Tupis-Stämme haben unter einander und mit der Sprache der Guaranis aus Paraguay eine gewisse Analogie, und gehören zu der Sprache, welche die Portugiesen bezeichnend *lingoa geral* nennen, weil sie vielen und auf einem großen Theile von Südamerika ausgebreiteten Stämmen gemeinschaftlich ist. Die Sprachen der zahlreichen Stämme der Tapuyas haben dagegen mit der *lingoa geral* gar keine, und unter einander nur äusserst wenig Analogie.

Viel geringer als die Verschiedenheit der Sprachen ist diejenige in der äußern Bildung der Tupis und Tapuyas. Sehr charakteristische allgemeine Eigenschaften sind ihnen gemeinschaftlich, namentlich die Farbe und die Ähnlichkeit mit der Schädel- und Gesichtsbildung mongolischer Stämme in Asien; dagegen unterscheiden sich die Tapuyas durch einen stärkern Gliederbau, eine höhere Gestalt und im ganzen durch ein, wir möchten sagen, menschlicheres Ansehen; doch sind alle diese Unterschiede nicht so bedeutend, daß sie auch nur auf eine Stammverschiedenheit, geschweige denn auf eine Racerverschiedenheit schließen lassen könnten, und sie möchten vielleicht aus der Geschichte dieser Stämme leicht zu erklären seyn. Es scheint auf jeden Fall ein Irrthum zu seyn, wenn man sich durch einen Hang zur Generalisation verleiten lassen wollte, das Verhältniß der Tapuyas zu den Tupis mit dem der Carai- ben zu den Galibis und andern gyanischen Stämmen, oder der Araneaner und einiger andern chilesischen Stämme zu den Stämmen der Guaranis zu vergleichen, oder auf eine Verwandtschaft zwischen diesen Völkerstämmen zu schließen. Im Gegentheil scheinen die Araneaner und die Carai- ben zwei ganz abge sonderte Stämme zu bilden, welche weder unter sich noch mit den übrigen Urbewohnern Amerika's, wenigstens was ihren äußern Bau betrifft, eine andere Analogie haben als die allgemeine der menschlichen Gestalt. Dagegen aber scheint es, als wenn alle andern Völkerstämme Amerika's, sowohl die Guaranis, Tupis und Pernaner, als die Tapuyas und andere nicht

zu den Guaranis gehörige Stämme des Flußgebiets des La Plata und die nicht zu den Carai- ben gehörenden Bewohner des Orenoco und Amazonenstromes, durch gemeinsam charakteristische Eigenschaften des äußern Baues, einen gemeinsamen Ursprung, oder doch eine nähere Verwandtschaft unter sich beurfunden.

Was nun die geschichtlichen Verhältnisse der Tupis und der Tapuyas betrifft, so sollen, nach den Berichten der ersten Entdecker und Ansiedler, die Tapuyas die frühern Bewohner der Ostküste von Brasilien gewesen seyn, zur Zeit der Entdeckung aber, durch die vereinten Kräfte der Tupis, mehr ins Innere des Landes zurück gedrängt worden seyn. Die Ureinwohner mit welchen die Portugiesen bei ihren Niederlassungen zuerst in Berührung kamen, waren daher Tupis, und zwar nennen die Berichte als die zahlreichsten Stämme derselben die Tupinambas, in der Gegend von Bahia, und die Tupinans, an der Küste von Rio de Janeiro. Eine Folge des Wachstums europäischer Niederlassungen und der daraus entstandenen Feindseligkeiten mit den Indiern, nicht weniger als der Kriege zwischen der verschiedenen Stämmen der Tupis selbst, war der gänzliche Untergang der meisten dieser Stämme und die Verminderung der übrigen. Diese Schwäche, oder andere unbekante Ursachen, lockten in der Folge neue Stämme aus dem Innern des Landes heran. Die Aymores verwüsteten alle Keime der Civilisation in einem großen Theil der Ostküste, und verschonten eben so wenig die Weißen als die Tupis. Erst nach einem langwierigen Vertilgungskriege gelang es den Portugiesen, dieses Volk in gewisse Gränzen zurück zu drängen, ohne es jedoch zu unterjochen, und sogar ohne einen dauerhaften Frieden mit demselben zu erlangen. Daß die Ueberreste der Aymores die jetzt sogenannten Botocudos sind, ist ziemlich erwiesen. Weniger gewiß scheint es zu seyn, daß diese Aymores und die Botocudos zu den alten Feinden der Tupis, den Tapuyas gehören; jedoch spricht für diese Ansicht der Umstand, daß sie aus dem Innern des Landes hervorbrachen, ferner ihre Feindschaft gegen die Tupis, ihre Sprache und die geringen Verschiedenheiten ihres äußern Ansehens von dem der Tupis. Während auf diese Art ein zahlreicher Stamm der Tapuyas seinen Platz an der Ostküste wieder einnahm, verließ dagegen der mächtigste Stamm der Tupis, die Tupinambas, diesen Theil von Brasilien ganz, ohne daß man mit Sicherheit angeben könnte, wohin er sich gewandt und was sein ferneres Schicksal gewesen ist; doch läßt sich vermuthen, daß sich seine Ueberreste noch in den Urwäldern des Amazonenstromes aufhalten. Einige behaupten sogar, daß ein Theil der Tupinambas sich in Peru habe sehen lassen.

Außer diesen beiden Begebenheiten und dem rühmlichen Antheil, den die Indier in der Provinz Pernambuco an dem Befreiungskriege der Portugiesen gegen die Holländer nahmen, bietet die Geschichte der Urvölker Brasiliens keine wichtigen Veränderungen oder Epochen dar; kein Ereigniß, auf welchem, in dem endlosen Wechsel von Kriegen unter einander und gegen die Portugiesen, der Blick zu ruhen wünschte oder es vermöchte. Ein ausführlicher Bericht dieser Kriege kann keinerlei Art von Interesse haben; eben so wenig kann es unsere Absicht seyn, die einzelnen Schritte nachzuweisen, wodurch die Portugiesen ihre Herrschaft über die Eingebornen erlangten und sicherten; es genügt uns hier im allgemeinen das Verhältniß der letztern zu den Europäern und zur Civilisation, und die Veränderungen, welche darin seit der Entdeckung vorgegangen sind, anzudeuten.

Die Berichte der ältesten Reisenden (als Lery, Staden u. s. w.) beweisen, daß die Ureinwohner Brasiliens zur Zeit der Entdeckung auf einer bedeutend höhern Stufe der Civilisation standen, als wir sie jetzt finden. Die Hauptursache ihrer ungünstigen Veränderung war unstreitig ihr Verhältniß zu den Portugiesen. Manche Reisende nennen die gegenwärtigen Ureinwohner Brasiliens Naturmenschen, und betrachten sie als auf der ersten Stufe der Civilisation stehend, während andere von dem verderblichen Einfluß der europäischen Civilisation auf diese Wilden, oder auch von ihrer Unfähigkeit dieselbe anzu-

nehmen, sprechen. Diese Ansichten sind jedoch offenbar falsch. Auch im vernünftigen Sinne des Worts kann man die Indier nicht wohl Naturmenschen nennen: sie sind nicht sowohl Wilde als Verwilderte: sie sind mit Gewalt von einer gewissen Stufe der Civilisation herabgestoßen worden, und die Art wie dies geschah sowohl, als der Zustand, worin eine beständige Folge von blutigen Kriegen, von grausamen Mißhandlungen und eben so grausamer Rache, von gegenseitigen Treulosigkeiten und Abscheulichkeiten aller Art sie Jahrhunderte hindurch erhielt, kann unmöglich als ein Naturzustand, das heißt, als ein Zustand der freien Entwicklung ihrer geistigen und physischen Kräfte angesehen werden. Von dem Einfluß europäischer Civilisation könnte nur dann die Rede seyn, wenn die Portugiesen wirklich daran gedacht hätten, den Eingebornen europäische Bildung mitzutheilen. Aus allen Berichten geht aber hervor, daß dies äußerst selten und erst später geschehen ist; daß die Portugiesen nichts gethan haben, als die Civilisation, welche sie bei den Eingebornen vorfanden, zu zerstören und mit den Volksstämmen selbst auszurotten. Aus dem Gesagten geht auch schon hervor, wie wenig wir berechtigt sind, von dem gegenwärtigen Zustande der Indier auf ihre Bildungsfähigkeit und noch weniger auf die ihrer Voreitern zu schließen. Um diese Seite des Gegenstandes richtig zu beurtheilen, müßte man vielleicht überhaupt von den Begriffen der gegenwärtigen europäischen Civilisation abgehen, und der Culturzustand der Bewohner Peru's und der Hochebene von Cundinamarca wäre vielleicht der einzige Vergleichungspunkt, von dem man auf den wahrscheinlichen Gang schließen könnte, den die Civilisation bei den Urvölkern Brasiliens ohne die zerstörende Dazwischenkunft der Europäer genommen haben würde. Das Verhältniß der peruanischen Civilisation zu der europäischen zu bestimmen, ist hier nicht der Ort, und wohl überhaupt nur für einen Dritten möglich. Denn während einerseits glänzende Neußerlichkeiten uns verleiten könnten, jene zu hoch anzuschlagen, bürgt uns nichts dafür, daß unsere Eigenliebe und unsere europäischen Vorurtheile uns für diese den rechten oder überhaupt ein Maßstab lassen.

Ein Beispiel von dem moralischen Einflusse europäischer Civilisation amerikanischer Urvölker geben uns die Missionen der Jesuiten am Paraguay, und das aus ihren Trümmern entstandene sonderbare Reich des Doktor Francia. Die Schöpfungen der Jesuiten sind vielleicht von der einen Seite zu unbedingt gepriesen; aber gewiß ist es, daß sie von andern Seiten sehr falsch dargestellt und unbillig beurtheilt worden sind. Wenn wir einerseits zugeben, daß diese Art von Civilisation der freien Ausbildung individueller Kräfte nicht günstig ist, und den weitem Fortschritten über einen gewissen Punkt hinaus große Hindernisse in den Weg stellt, so kann man doch nicht läugnen, daß das, was hier geschah, schon ein unermesslicher Schritt in der Civilisation war, der die Bürgerschaft in sich trug, daß er einst die Fesseln brechen werde, welche vielleicht nach dem Willen der Jesuiten ihre Fortschritte hemmen sollten. Die Missionen der Jesuiten bieten viel Analogien mit der Civilisation der Peruaner unter der Incas dar, und scheinen, so wie diese, dem eigenthümlichen Charakter der Ureinwohner Amerikas, besonders den Stämmen der Guaranis und Tupis, angemessen zu seyn; und indem sie dies System wählten, und es gerade bei diesen Stämmen in Ausübung brachten, gaben die Jesuiten einen Beweis von Sachkenntniß und wahrer Weisheit, wogegen das Betragen anderer Europäer und der Regierungen selbst wirklich einen traurigen Abstieg macht.

Diese Abschweifung von dem Gegenstand, der uns hier zunächst beschäftigt, kann nicht ganz überflüssig seyn, da wahrscheinlich jeder Versuch, die brasilianischen Indier zu civilisiren, scheitern muß, wenn er nicht nach denselben Grundsätzen, und besonders mit derselben Ausdauer und derselben Weisheit unternommen wird, welche die Jesuiten in ihren Missionen anwandten. Es wäre thöricht, zunächst irgend etwas anderes zu hoffen und zu bezwecken, als die Indier auf die Stufe der Cultur zu heben, auf der in Europa die untern Volksklassen

stehen, und dieses Resultat haben die Jesuiten vollkommen erreicht; auch kann kein vernünftiger Beobachter an der unendlichen Wichtigkeit zweifeln, die es für Brasilien gehabt haben würde, wenn, statt die Indier zu Sklaven zu machen oder aufzureiben, man schon vor Jahrhunderten angefangen hätte, dem Beispiele der Jesuiten zu folgen, und sich dadurch eine zahlreiche eingeborne ackerbauende Bevölkerung gesichert hätte. Die Stämme der Tupis, welche von den europäischen Entdeckern an der Küste von Brasilien gefunden wurden, scheinen gerade auf der Stufe der Civilisation gestanden zu haben, wo das unstäte Jägerleben zerstreuter Horden oder Familien dem Ackerbau und der Bildung größerer bürgerlicher Vereine weicht. Sie wohnten in mehr oder weniger vollreichlichen Dörfern oder Hirtengruppen zusammen; jedoch scheinen nicht alle die herumziehende Lebensart aufgegeben zu haben, indem diese Dörfer zum Theil nur eine unbestimmte Zeit an dem Orte stehen bleiben, gewöhnlich so lange die Gegend, ohne große Mühe von Seiten der Bewohner, Wasser, Wild, Früchte und Wurzeln darbietet. Diese letztern wurden zur größern Sicherheit von den Indiern um ihre Hütten und Dörfer angebaut; allein es scheint nicht als wenn die Arenten das anschließende Eigenthum des Anbauers, sondern als wenn sie vielmehr Gemeingut gewesen seyen. Es ist merkwürdig, daß auch dieser Zug in dem Zustande der Indier von den Jesuiten benützt und beibehalten worden ist. Die Dörfer der Indier waren häufig mit Pallisaden, Gräben und künstlichen Verhauen gegen feindliche Angriffe geschützt; ihre Waffen waren Bogen, Pfeil und Kenlen. Diejenigen, welche an den Flüssen wohnten, besaßen Kähne und Floße, deren sie sich auch im Kriege bedienten. Die bürgerliche Verfassung dieser Stämme war, wie sich leicht denken läßt, eben im Entstehen; allein wir sehen schon sehr bestimmt eine geistliche und eine weltliche Gewalt, wovon die erstere die vorherrschende war, durch moralischen Einfluß und geistiges Uebergewicht; beide aber waren damals bestimmter ausgesprochen, als dies bei einem bloßen Jägervolke möglich gewesen wäre, und als es bei den Trümmern dieser Stämme gegenwärtig der Fall ist. In dem bedeutenden Einfluß, den die Priester unter den Tupis ausübten, können wir vielleicht schon den Keim zu der Theokratie der Incas in Peru und der Jesuiten in Paraguay erblicken.

Die wenigen Hauptzüge, welche wir hier in Hinsicht des damaligen Zustandes der Indier angaben, werden von allen Augenzengen jener Zeit bestätigt, und bekräftigen einen Anfang von Civilisation, dessen Existenz nicht durch die rohen religiösen Ideen der Indier, oder durch ihre Antropophagie und Grausamkeit widerlegt wird; und es ist einleuchtend genug, daß man sie nur auf diesem Wege hätte fortführen und fortgehen lassen müssen, um wichtige Resultate für die europäischen Colonieen zu erhalten. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternemens sind jedoch ebenfalls einleuchtend, und es wäre sehr unbillig, wenn man die Schuld an dem Mißlingen, oder daran, daß es meistens gar nicht versucht wurde, den Portugiesen allein beimessen wollte. Es wäre eben so überflüssig als unmöglich zu untersuchen, von welcher Seite, auf den verschiedenen Punkten, wo die Portugiesen Niederlassungen gründeten, die ersten Veranlassungen zu Feindseligkeiten gegeben wurden: es genügt zu wissen, daß in kurzer Zeit von beiden Seiten, und fast auf allen Punkten, ein Vertilgungskrieg geführt wurde, der sich damit endete, daß die Stämme der Eingebornen größtentheils ausgerottet wurden, so daß sogar die Namen verloren sind. Die Ueberreste wurden entweder zu Sklaven gemacht, oder, nachdem ihre Dörfer zerstört waren, gezwungen, sich in die Wälder zu flüchten, und gewissermaßen auf den Stand der Civilisation zurück zu gehen, den sie kurz vor der Ankunft der Europäer verlassen hatten.

Die Ohnmacht der Urbewohner und die zunehmende Kraft der europäischen Niederlassungen einerseits, so wie andererseits die Fortschritte der Civilisation unter den Colonisten selbst, die Milderung ihrer Sitten, einige weise und viele wohlgemeinte Maßregeln der Regierung, haben jenes gewaltsame Verhältniß nach und nach verdrängt und den gegenwärtigen

tigen Zustand der Indier herbeigeführt. Diesen können wir hier nur in wenigen Worten angeben, da wir in der Folge Gelegenheit haben werden, ausführlicher davon zu reden. Die ehemaligen eingebornen Sklaven der Colonien und ihre Nachkommen sind gegenwärtig frei, und bilden einen Theil der untern Volksklassen, als Tagelöhner, Schiffer, Fischer u. s. w. und haben sich schon sehr mit europäischem und afrikanischem Blute vermischt. Aus den noch vorhandenen unabhängigen Stämmen hat man hier und da Niederlassungen zu gründen, und sie wieder zum Ackerbau und zu einer Art von Zusammenleben zu gewöhnen gesucht; jedoch bisher im Ganzen mit geringem Erfolg, da es natürlicher Weise noch lange dauern muß, ehe die Wirkungen und Eindrücke früherer Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten, und das Bewußtseyn eigener blutiger Vergeltung sich verliert und gegenseitigem Intransen Platz macht. Der größte Theil der Eingebornen, besonders derjenigen, welche zu den Tapuyas gerechnet werden, halten sich auch jetzt noch in den Urwäldern des Landes auf, welche sie in einzelnen, meist wenig zahlreichen Haufen durchziehen, und sich von der Jagd ernähren. Das Verhältniß der brasilianischen Wilden zu den Europäern ist mehrentheils friedlich, und wird nur selten durch einzelne Gewaltthätigkeiten unterbrochen; doch sind sie keineswegs unterjocht, und das würde auch vielleicht nicht nur unnütz, sondern bei manchen der zahlreichen Stämme mit unübersehbaren Schwierigkeiten verbunden seyn. Unter sich leben mehrere Stämme in beständigen Kriegen, deren Veranlassungen entweder Jagdstreitigkeiten oder lang vererbte Feindschaften sind, die sich vielleicht noch aus den frühern Kriegen der Tupis mit den Tapuyas herschreibt. Die Namen der meisten dieser Stämme erinnern durchaus nicht mehr an diejenigen, welche zur Zeit der Entdeckung diese Gegenden bewohnten. Diese Thatsache läßt sich theils dadurch erklären, daß die zerstreuten Trümmer derselben mit der Zeit ihren Ursprung vergaßen und andere Benennungen annahmen: theils dadurch, daß wirklich andere Stämme, z. B. die Tapuyas, aus dem Innern an ihre Stelle traten. Manche derselben haben übrigens mehrere Namen, außer denjenigen, die sie sich selbst beilegen, indem z. B. die Portugiesen ihnen, nach irgend einer auffallenden äußern Eigenschaft, einen portugiesischen Namen geben, während andere Stämme diese oder eine andere Eigenschaft in ihrer Sprache benennen. Dies kann leicht zu irrigen Annahmen und zu einer in der Wirklichkeit nicht bestehenden Vervielfältigung der Stämme Anlaß geben, während es zugleich die Untersuchung von dem Ursprung derselben und ihrer Verwandtschaft mit ältern Benennungen erschwert. Man kann gegenwärtig an der Ostküste von Brasilien, die uns hier zunächst beschäftigt, folgende Indierstämme unterscheiden: Botocondos, Puris, Coroados, Coropos, Machacalis, Macuonis, Penhanis, Capogos, Caragos, Camacans re. Es wäre aber schwer anzugeben, welche von diesen Stämmen zu den Tupis und welche zu den Tapuyas gehören, da sie sich gegenwärtig weder in ihrem äußern Ansehen, noch in ihrer Lebensart von einander unterscheiden; die einzige Ausnahme machen die Botocondos, welche sich durch ihre Größe und kräftigen Bau auszeichnen, und von denen man bestimmt annehmen kann, daß sie zu den Tapuyas gehören. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man gegenwärtig unter Tapuyas eigentlich alle wilden unabhängigen Indierstämme, im Gegensatz zu den zahmen oder unterjochten Indiern; allein dies ist ein leicht zu erklärender Mißbrauch des Namens.

Nachdem wir nun eine allgemeine Uebersicht von der Geschichte der brasilianischen Wildenstämme und von den Veränderungen gegeben haben, welche durch die Gemeinschaft mit den Europäern in ihrer Lage hervorgebracht worden sind, gehen wir nun zu einer ausführlichen Darstellung ihres gegenwärtigen Zustandes über. Dieser bietet freilich keine erfreuliche und sogar nur wenige interessante Seiten dar; denn nachdem bei dem Reisenden die erste Neugierde gestillt ist, muß er sich bald gestehen, daß der sogenannte Naturzustand des Menschen weder dem Auge noch dem Geiste erfreulich ist. Dieser Eindruck ist um so schmerzlicher, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich

ohne die Dazwischenkunft der Europäer diese Ureinwohner auf einem ihren Anlagen und Bedürfnissen angemessenern Wege schon bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht haben würden. Was auch in Zukunft eine weisere Politik von Seiten der Regierung für Resultate hervorbringen kann, so ist kein Zweifel, daß bis jetzt die Verührung der Indier mit den Europäern, sowohl in geistiger als physischer Hinsicht, den erstern nur zum Nachtheile gereicht hat. Manche Züge in den Berichten älterer Reisenden über den Anfang von Civilisation und Humanität, wenn wir uns so ausdrücken können, den sie bei den damaligen Indiern fanden, berechtigen uns zu glauben, daß die dumpfe Fühllosigkeit, welche ein Hauptzug in dem Charakter der gegenwärtigen Ureinwohner Brasiliens ist, wenigstens nicht in dem Grade ihren Vorfahren eigen war. Diese Fühllosigkeit, diese Unzugänglichkeit für jeden Eindruck, der nicht unmittelbar aus der Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses hervorgeht, ist so groß, daß auch der unbefangene, menschenfreundlichste Beobachter oft in Versuchung kommt, an der Möglichkeit zu verzweifeln, diese Geschöpfe aus der dumpfen, thierischen Erniedrigung, in der sie ihr Daseyn hinschleppen, zu erheben.

Es wäre übrigens unbillig, wenn man die Indier lasterhaft nennen wollte; sie haben durchaus keine Idee von moralischen Rechten und Pflichten; ihre Lebensart, ihr ganzer Zustand ist bis auf einige Bequemlichkeiten, einige durch ihre natürliche Hülfslosigkeit hervorgebrachten Kunstfertigkeiten, wenig verschieden von denjenigen der wilden Thiere, mit denen sie die Herrschaft der Urwälder theilen. Und es wäre eben so unrichtig, der Unze ihre Blutgier und Hinterlist, oder dem Krokodil seine Dicke, der Schlange ihr Gift vorzuwerfen, als dem Indier seinen finstern, wilden Charakter. Der Zweck seiner Existenz ist die Befriedigung der rohesten thierischen Bedürfnisse; um diese zu erreichen, strengt er seine geistigen und körperlichen Kräfte an, aber alles was darüber hinaus geht ist ihm fremd.

Gehässige Leidenschaften, Zorn, Rachsucht, Eifersucht, sind eigentlich die einzigen, welche in seiner Lage der Umgang mit Menschen und seines Gleichen sowohl, als mit den Europäern erregen konnten. Seinen Stammgenossen, seinen nächsten Umgebungen, verdankt er wenig oder nichts, sondern verläßt sich für die Erwerbung seiner täglichen Nahrung auf sich selbst, für ihre Zubereitung und andere Bequemlichkeiten auf seine Weiber, die er als sein Eigenthum, als eine Art von Hausthieren ansieht. Die Indier von andern Stämmen und die Portugiesen sieht er als seine gebornen Feinde an, und hat mit ihnen selten andere Verührungen, als gegenseitige Gewaltthätigkeiten und Rache gehabt. Wie wäre es bei einem solchen Zustande möglich, daß sich andere als feindselige Gefühle in seiner Brust bildeten, und wie wäre es denkbar, daß ein solcher Zustand nicht auch auf seine physische Bildung einwirken sollte? Zur Zeit der Entdeckung mußten die ersten Keime der Civilisation, das Zusammenleben in größern Vereinen, die gemeinsame Vertheidigung der Dörfer, schon mehr als menschliche Gefühle, Bedürfnisse und Ansprüche entwickelt haben; und die Berichte älterer Reisenden geben auch von der äußern Bildung jener Wilden ein günstigeres Bild, was uns glauben läßt, daß die Rückschritte, welche ihre Nachkommen in der Civilisation gemacht haben, auch ihre physische Bildung dem Thierischen genähert haben. Das bessere Aussehen der Botocondos, in Vergleich mit andern Stämmen, besonders denen der Tupis, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß sie, obgleich nicht weniger wild, doch weniger unterdrückt und gemißhandelt worden sind, als die Tupis; daß sie nicht in die Wildheit zurückgestoßen worden sind, wie diese. Wirklich findet man in den ältern Berichten keinen hinreichenden Beweis für die angenommene ursprüngliche Verschiedenheit in der Bildung der Tapuyas und der Tupis, und diese kann mit größerer Wahrscheinlichkeit als eine Folge der Schicksale beider Völkerstämme angesehen werden.

Man hat eine Art von Bürgerschaft für die Humanität der brasilianischen Indier in der tröstenden Gewißheit gesucht,

daß sie ein höheres Wesen verehren; und obgleich einige Reisende dies läugnen, so scheint doch wenigstens das Gegentheil schwer zu erweisen. Die Kenntniß, welche die meisten Reisenden von den Sprachen der wilden Indierstämme haben, ist jedoch gering, und die Armut dieser Sprachen, so wie der Widerwille gegen jede Mittheilung meistens so groß, daß, so seltsam es scheint, es kaum möglich ist, diese Frage genügend zu entscheiden, und wer sich nur einigermaßen ein Bild von dem Ideenverfehr macht, der möglicherweise mit diesen Menschen statt finden kann, der wird es begreiflich finden, daß auch die bestimmteste Verneinung oder Bejahung der Reisenden in dieser Hinsicht wenig beweiset. Wie häufig mag dem Wilden die Antwort auf seine Frage in den Mund gelegt, oder in dem Sinne gedeutet werden, der dem Wunsch oder der Ansicht des Fragenden am meisten entspricht? und so kann es leicht geschehen, daß eine Reihe mühsam verstandener Fragen, Antworten und Zeichen dem Reisenden die Bestätigung seiner Ansicht giebt, während vielleicht ein Versuch mit dem nächsten gar kein oder ein entgegengesetztes Resultat zur Folge hat. Man hat den Glauben der Indier an ein höheres Wesen durch das Wort *Tupa* oder *Tupan* erweisen wollen, was in der Sprache fast aller Stämme vorkommt und das höhere Wesen bezeichnen soll; dies ist aber noch keineswegs so allgemein erwiesen, es ist z. B. gewiß, daß die *Coroados* mit demselben Wort das Zuckerrohr, und andere Völker den Fißang bezeichnen. Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß viele Stämme, besonders unter den *Tupis*, mit dem Worte *Tupa* den Begriff eines höhern Wesens oder wenigstens einer Macht verbinden; und man könnte glauben, daß ihnen sowohl als den *Guaranis* dieser Begriff und ein aus ihren Sprachen entlehntes, bezeichnendes Wort von den Jesuiten mitgetheilt, und daß das Wort, mit oder ohne den Begriff, auch von andern Stämmen aufgefaßt worden ist. In jedem Falle ist es auffallend, daß auch in solchen Sprachen, die durchaus nicht die geringste Verwandtschaft zu haben scheinen, gerade dies Wort in seiner angeblichen Bedeutung vorkommt. Will man aber auch zugeben, daß die Indier an ein höheres Wesen glauben, so findet sich dennoch auf jeden Fall keine Spur von irgend einer Verehrung dieses Wesens. Ueberhaupt scheint es, daß dieser Glaube bei ihnen nichts ist, als der erste Versuch des Geistes und der Sprache, einen abstrakten Begriff auszudrücken und das Körperliche von dem Geistigen zu unterscheiden. Dahin gehört auch der Glaube an Gespenster und an böse Geister, der sich sehr allgemein bei den Indiern findet. Die einzige religiöse und geschichtliche Tradition, welche dagegen bei ihnen existirt, ist diejenige von einer großen Ueberschwemmung.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand weiter auszuführen, um so mehr, da man wirklich mehr Wichtigkeit darauf gelegt hat, als er vielleicht verdient; denn was auch die Begriffe der Indier in dieser Hinsicht seyn mögen, so ist so viel gewiß, daß dieselben gar keinen Einfluß auf ihre Denkart, ihre Handlungsweise, ihren Zustand haben. Dasjenige, was wir über die Lebensart und Sitten der Indier sagen werden, gilt mit geringen Modifikationen von allen Stämmen der Ostküste, sowohl der *Tupis* als *Tapuyas*, und wesentliche Verschiedenheiten sind mehr das Resultat der neuern Versuche von Seite der Portugiesen, diese Wilden zum Ackerbau zu gewöhnen und in Dörfern zu vereinen, und finden sich mehr oder weniger bei einzelnen Horden dieser Stämme, während die noch wild herumziehende Mehrzahl derselben sich wenig von einander unterscheiden.

Männer und Weiber gehen größtentheils ganz nackt: die Männer bedecken nur das männliche Glied mit einer Scheide von gewundenen Blättern, und die Weiber tragen meistens um die Hüfte eine Binde mit einer Art gekochter Schürze. Alles was die Indier sonst an ihrem Körper tragen, dient nicht zur Bekleidung, sondern zum Putze; und dies ist fast der einzige Gegenstand worin ihre Wünsche über die Befriedigung der rohesten Bedürfnisse hinausgehen. Sie bemalen und tatowiren sich häufig den Körper; doch darf man nicht glauben, daß sie es in dieser letzten Kunst so weit gebracht haben, oder

solche Ansprüche machen, wie die Wilden der Südsee. Nie findet man bei ihnen die verschlungenen kunstreichen Zierrathen, womit z. B. die Bewohner von *Mukahiva* sich schmücken; sondern einige unregelmäßige Striche, und auch diese nicht häufig. Eben so wenig haben die Verschiedenheiten dieser Art von Tatowirung irgend einen Zusammenhang mit den Stamm-Unterschieden wie z. B. bei manchen afrikanischen Völkern. Häufiger als die Tatowirung ist das Bemalen des Leibes bei den Brasilianern. Sie bedienen sich hierbei vorzüglich einer brennend gelbrothen und einer bläulichschwarzen oder dunkelstahlblauen Farbe, welche beide einen vegetabilischen Ursprung haben, indem die erste aus der Urnen (*Bixa orellana*), die andere von der *Jenipaba* (*Jenipaba americana*) bereitet wird. Mit der ersten bemalen die Männer besonders das Gesicht von der Stirne bis zum Mund; doch ist auch hierüber keine bestimmte Sitte vorhanden: Einige bemalen den ganzen Körper der Länge nach halb blan und halb roth, andere den ganzen Körper in blauen Linien, Vorderarme und Waden ausgenommen, oder sie begränzen die dunkle Farbe mit einem rothen Rande, oder bemalen bloß das Gesicht roth und einen dunkeln Strich von Ohr zu Ohr. Die Farben reiben sie gewöhnlich in einer Schildkrötenschale. Der gewöhnliche Farbstoff ist jedoch der rothe Ocker oder Lehm, der sich so häufig in Brasilien findet, und mit dem sie den ganzen Leib beschmierern, und im Gesicht kleine Sterne, Kreuze u. s. w. malen. Um den Hals tragen Männer und Weiber, jedoch letztere häufiger, Schüre, woran verschiedene Arten Fruchtkerne oder schwarze glänzende Beeren, oft mit Affenzähnen oder mit Zähnen von Raubthieren abwechselnd, aufgereiht sind; zuweilen tragen sie ähnliche Schüre auch um die Stirne; auch schmücken sie sich oft mit Papageyen- und andern bunten Federn, welche sie entweder an einer Schüre gereiht um den Hals oder auf der Stirne tragen. Diese Arten von Putz sind jedoch keineswegs häufig; bei den Weibern, wie sich denken läßt, mehr als bei den Männern, und unter diesen noch am meisten bei den Anführern. Die Weiber schmücken sich auch bei vorkommenden Gelegenheiten mit allerlei Kleinigkeiten, die sie von den Weissen erhalten, als Rosenkränzen, Knöpfen, bunten Tüchern, und bedienen sich sogar bei ihrer Toilette kleiner Spiegel. Bei vielen Stämmen umwickeln die Weiber die Hand- und Fußknöchel von früher Jugend an sehr enge mit Bast, wodurch sie sehr dünne und zierliche Knöchel erhalten. Auch das Ausreißen der Haare am ganzen Körper gehört zu den Putzmitteln der Brasilianer. Einige Stämme, besonders die *Botocondos*, scheeren ringsum die Haare weg und lassen sie nur auf dem Scheitel stehen. Diese Sitte scheint früher noch allgemeiner gewesen zu seyn, und von ihr haben z. B. die *Coroados* ihren Namen von den Portugiesen erhalten, da sie doch jetzt die Haare am ganzen Kopfe sehr lange wachsen und eine lange Locke oder Zopf über die Schulter hängen lassen.

Vor allen andern zeichnen sich die *Botocondos* durch die Stücke Holz aus, welche sie in der Unterlippe und den Ohren tragen, und von denen sie ihre Benennung sowohl bei den Portugiesen als den andern Stämmen haben. *Botocondo* kommt von *Botoque*, ein Stöpsel oder Pflock, und die *Metalis* nennen die *Botocondos* wegen ihren herabhängenden Ohren *Epcoseck*, Großohren. Die Zeit, wenn der junge *Botocondo* die Zierde seines Vaters erhält, hängt von dem Willen des letztern ab. Man bohrt durch Lippen und Ohren ein Loch, das man erst durch kleine, dann durch immer größere Stücke Holz offen hält und vergrößert, so daß endlich die Unterlippe und das Ohrläppchen nur wie ein dünner häntiger Ring den Rand der Scheide umfaßt. Die Scheiben bestehen aus dem sehr leichten Holz des *Barrigudobannes* (*Bombax ventricosa*) und haben zuweilen vier Zoll und mehr im Durchmesser bei einer Dicke von ein bis anderhalb Zoll. Sie können herausgenommen werden; dann hängt die Lippe schlaff herab und die Unterzähne werden ganz frei; auch die Ohrläppchen hängen dann wie Riemen herab, und werden oft am obern Theil des Ohres aufgehängt. Wenn diese dünnen Hautstreifen reißen, so werden sie wieder mit *Cipo* und dünnem Bast zusammen gebunden. Der

beständige Druck des Knochens auf die Zähne der untern Kinnlade drängt dieselben stark rückwärts, verschiebt sie und verdirbt sie in kurzer Zeit. Bei einem Schädel in Blumenbachs Sammlung sind sogar die Mucosen völlig verschwunden. Die Weiber tragen ähnliche Knochen, jedoch kleinere und zierlichere als die Männer.

Die Hütten der Indier bestehen aus den großen Blättern der Iri-Palme, die sie in einem Kreis oder Oval dergestalt in die Erde stecken, daß die schlanken Spitzen sich von selbst nach innen zu neigen, und über einander liegend das Dach bilden. Bleiben sie länger an einem Orte, so suchen sie durch Hinzufügen von einigen stärkern Nesten oder Pfählen, und indem sie noch mehr Zweige und Blätter auf das Dach legen, ihren Hütten mehr Dauerhaftigkeit zu geben. In einer solchen Hütte leben meistens mehrere Familien zusammen und die einzeln Horden leben unter einem Anführer in einer größern oder geringern Anzahl von Hütten, von den Portugiesen Rancharia genannt. Doch findet man selten mehr als zehn bis zwölf Hütten beisammen. In der Mitte der Hütte liegen einige große Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um Cocosnüsse und andere harte Gegenstände darauf zu zerschlagen. Das Hausgeräth dieser Wilden besteht, außer ihren Waffen und ihrem Fischergeräth, aus einigen großen Töpfen von grauem Thon am Feuer gebacken, doch finden sich diese nicht bei allen; ferner einige Kürbisse und Calabassenschalen zur Aufbewahrung des Wassers, wozu sie sich auch einer Art von Rohr bedienen, dessen Glieder sie so abschneiden, daß der Knoten den Boden bildet; da dies Rohr oft armsdick wird, so kann ein mäßig langes Stück davon viel Wasser enthalten. Die meisten Wilden schlafen in Hangmatten, welche von Bast geflochten sind, und entweder an einem starken Pfosten der Hütte oder an zwei Bäumen aufgehängt werden. Die Botoendos bedienen sich derselben jedoch nicht, sondern bereiten sich auf der Erde ein Lager von dem weichen Baste des Pao d'Estopa.

Zu einigen geflochtenen Netzen und Taschen hängen an den Wänden der Hütte die wenigen Gegenstände des Putzes und kleinen Geräthschaften, welche den Hausrath der Indier vollenden, als: Farbstoffe, Schmirre, Federn, Angelhaken. Das wichtigste Besitztum der Indier sind jedoch ihre Waffen, welche ihnen sowohl zur Jagd als zur Vertheidigung gegen ihre Feinde dienen, und das Messer, womit sie dieselben verfertigen. Dies letztere tragen sie gewöhnlich an einer Schnur um den Hals; es besteht meistens aus einer europäischen Klinge, welche sie zwischen zwei Stücken Holz fest binden; diese Art von Griff ziehen sie sogar denen vor, welche sie an den Messern finden, die sie von den Weißen erhalten. Eiserner Alexte findet man selten bei den Indiern, und meistens besitzt jede Horde nur eine in Gemeinschaft.

Die Hauptwaffe der Brasilianer ist der Bogen und Pfeil, die sich vor denen der meisten andern wilden Völker durch ihre Länge auszeichnen. Die meisten südamerikanischen Wilden tragen jedoch ebenfalls sehr lange Bogen und Pfeile, und nur bei einigen, welche seit der Entdeckung sich beritten gemacht haben, findet man die Lanze und den Lazo als Hauptwaffe, und nur kurze Bogen und Pfeile. Bei den Brasilianern hat der Bogen oft eine Länge von fünf bis sechs, ja sogar sieben Fuß. Er wird von den Wilden am südlichen Theil der Ostküste und in Minas-Geraes aus dem schwarzen glänzenden Holze der Iri-Palme, weiter nördlich aber aus dem Holze verfertigt, was die Portugiesen Pao d'Arco nennen. Es kommt von einer Bignonia, ist sehr fest und von weißgelblicher Farbe, die mit der Zeit ins Braune übergeht. Die Sennen der Bogen werden nie aus Thiergedärmen, sondern nur aus Bast, vorzugsweise von der Cecropia, geflochten. Die Pfeile werden aus verschiedenen Arten von Rohr gemacht, und haben oft eine Länge von fünf Fuß und mehr. Die Botoendos bedienen sich dazu der glatten Stengel des Uba-Rohres. Man kann dreierlei Arten von Pfeilen unterscheiden; der erstere hat eine ziemlich breite Spitze, wozu gewöhnlich das Languarnis-Rohr genommen wird; sie ist an den Rändern sehr hart und vorne

außerordentlich spitzig. Um diese Spitze noch härter zu machen, reibt man sie mit Wachs, das man dann im Feuer langsam einsaugen läßt, wodurch das Rohr ganz hornartig wird. Da die Spitze der Form des Rohrs entsprechend hohl ist, so bluten die Wunden von dieser Art von Pfeilen sehr stark, und sie werden deshalb besonders im Kriege und auf der Jagd gegen größere Thiere gebraucht. Die zweite Art von Pfeilen hat eine anderthalb Fuß lange dünne Spitze von hartem Holz der Iri-Palme, mit mehreren rückwärts gekehrten Einschnitten oder Wiederhaken, welche die Gefahr der Wunden sehr vermehren. Die dritte Gattung von Pfeilen dient nur zur Jagd kleinerer Thiere; sie wird aus den geraden Zweigen einiger Sträucher verfertigt, wobei man vorzüglich statt der Spitze einige Astknoten benutzt, welche rings um den Zweig stehen und ein quirlförmiges stumpfes Ende bilden. Köcher führen die Brasilianer nicht, da ihre Pfeile zu lang sind, und daher immer in der Hand getragen werden. Auch Lanzen und Wurfspeie sind hier nicht gebräuchlich; doch bedienen sie sich zuweilen der langen Pfeile als Wurfspeie, besonders beim Fischfang. Vergiftete Waffen sind bei diesen Völkern nicht gebräuchlich; sie finden sich aber am Amazonenstrom und Guyana. Zum Fischfang bedienen sich die Indier selten der Netze; ihre Angelhaken erhalten sie von den Weißen. Größere Fische erlegen sie auch mit Pfeilen. Kähne finden sich nicht häufig bei den Indiern und nicht bei allen Stämmen. Die Botoendos kannten, als sie sich unter dem Namen die Amores zuerst an der Küste zeigten, gar keine Kähne, weshalb ein etwas reisender Fluß vor ihren Angriffen schützte; hieraus mag die absurde Behauptung entstanden seyn, daß sie nicht schwimmen könnten. Andere indische Völkerstämme bedienten sich zur Zeit der Entdeckung der Rachen und Flöße auch im Kriege, und scheinen oft eine Art von Flotte zusammengebracht zu haben; hievon findet sich jedoch gegenwärtig keine Spur mehr. Die Rachen oder Ranoen der Indier bestehen aus hohlen Baumstämmen und sind oft zwanzig Fuß lang. Sie bedienen sich keiner Segel, sondern nur kurzer Ruder. Von frühester Jugend fangen die Indier an, sich in dem Gebrauch des Bogens und der Pfeile zu üben, und sobald sie darinn eine hinlängliche Fertigkeit erlangt haben, ist ihnen ihre Nahrung gesichert, und sie bleiben sich selbst überlassen. Aus ihrer ganzen Lebensart geht schon hervor, daß sie die Schärfe aller Sinne, die Fertigkeit in allen Leibesübungen, im Laufen, Schwimmen, Klettern, die Fähigkeit, körperliche Anstrengungen, Durst und Hunger bis zu einem sehr hohen Grade zu ertragen, mit andern wilden Völkern gemein haben. Wenn sie aber im Nothfalle lange hungern können, so kennt auch ihre Gefräßigkeit keine Gränze, und sie fressen von einem größern Thiere alles, außer die allerhärtesten Knochen; wenn sie mit den Weißen zusammentreffen, oder die Pflanzungen und Militärposten besuchen, so verlangen sie beständig zu essen, und verzehren alles, was ihnen in die Hände fällt. Im Trinken kennen sie kein Maß, und Branntwein und andere geistige Getränke sind ihnen, wie den meisten Wilden, sehr gefährlich. Aus dem gegohrenen Saft der Maisstengel, welche gekaut und in ein Gefäß gespußt werden, bereiten die Indier selbst ein berausches Getränk, das sie Chica nennen.

Sie verschmähen kein Fleisch von all den Thierarten, welche sich in den Urwäldern finden, doch ziehen sie das Fleisch der Affen allem andern vor. Größern Thieren, wie z. B. dem Tiger, der Ante, dem wilden Schwein, suchen sie schnell viele Pfeile in den Leib zu schießen, damit sie sich wo möglich verbluten. Da sie das Wild auf eine große Entfernung wittern und sehr geschickt zu beschleichen wissen, so umringen zuweilen mehrere Indier einen Andel Pakas oder Schweine, und die Art ihrer Waffen gewährt ihnen den Vortheil, mehrere davon schießen zu können, ehe die andern fortgeschucht werden. Bei dieser Art von Jagd bedienen sie sich der Hunde, welche sie von den Pflanzern erhalten oder stehlen. Sehr geschickt wissen sie die Stimmen verschiedener Vögel nachzuahmen und sie heran zu locken, so daß sie dieselben auch mit Schlingen fangen. Mehrere Arten Insekten dienen den Brasilianern ebenfalls zur

Nahrung, z. B. die großen Larven der Herkuleskäfer; so wie sie auch den Bienen um des Honigs und Wachses willen nachstellen. Außerdem enthalten die Urwälder eine so große Menge von essbaren Früchten und Wurzeln, daß es den Wilden selten an vegetabilischer Nahrung fehlen kann, und man muß glauben, es liege nur an ihrer Trägheit, wenn sie je Hunger leiden. Eine besonders angenehme Speise sind die sogenannten Palmitos oder die zarten Blätterknospen und Marke, welche unter der Krone einiger Palmarten verborgen sind. Die Indier besitzen eine große Fertigkeit, diese Palmitos herab zu holen: sie erklettern die schlanken, dünnen Palmen nicht, indem sie sie mit den Schenkeln, Knien und Armen umfassen; sondern sie fassen sie mit den Händen und steigen daran herauf, indem sie mit den Füßen dagegen stemmen; wenn sie bei der Krone angelangt sind, so lösen sie so viele von den stärkern äußern Blättern einzeln ab, bis sie endlich ohne Mühe die ganze Krone abbrechen können; ist dies geschehen, so suchen sie sich durch starke Schwingungen einem zunächst stehenden Baume zu nähern, bis sie ihn erfassen und sich daran hängen können, um auch ihn seiner Krone zu berauben. Es wäre überflüssig, hier alle Pflanzen zu nennen, deren Früchte und Wurzeln den Indiern als Nahrung dienen. Sie verschonen auch die Pflanzungen der Weißen nicht, und thun den Zucker- und Manioepflanzungen oft großen Schaden. Auffallend ist es, daß die wilde Manioewurzel, welche den Europäern heftiges Erbrechen verursacht, von den Wilden ohne schlimme Folgen gegessen wird.

Die Zubereitung der Speisen ist das Geschäft der Weiber, welchen überhaupt alle Geschäfte der Haushaltung, die Erbauung der Hütten, das Herbeibringen des von den Männern erlegten Wildes, das Feueranmachen obliegt. Das letztere geschieht, wie bei den meisten Wilden, durch das Zusammenreiben zweier Holzarten. Das Fleisch wird an hölzerne Stäbe gesteckt und gebraten. Salz kennen die Indier nicht, und es ist ungegründet, daß sie dasselbe durch eine Art von Thon (Barra) zu ersetzen suchen. Dieser Thon, den sie, wie auch andere amerikanische Völker, zuweilen verschlucken, hat nichts salziges. Die Weiber werden von den Männern als Sklaven angesehen, und der einzige Beweis von Anhänglichkeit, den sie ihnen geben, sind die rohen Ausbrüche von Eifersucht, worin sie sie oft grausam mißhandeln, wie die tiefen Narben beweisen, die man oft an den Weibern bemerkt. Jeder Mann nimmt so viel Weiber als er will und als er ernähren kann; und es findet, so viel wir wissen, dabei keinerlei Art von Feierlichkeit statt. Wie sehr es auch die Wilden übel nehmen, wenn sie einen andern Mann bei ihren Frauen treffen, so soll es oft keine weitem Folgen haben, wenn eine derselben zu einem andern Manne flieht, von dem sie eine bessere Behandlung oder reichlichere Nahrung erwartet. Auf ihre Kinder wenden sie wenig Sorgfalt, auch bedürfen sie deren nicht; doch kann man nicht sagen, daß sie sich unfreundlich oder theilnahmlös gegen dieselben bezeigen, wenigstens so lange sie noch sehr jung sind. Sobald der Knabe aber erst Pfeil und Bogen führen, und das Mädchen Lasten tragen, Feuer machen u. s. w. kann, bekümmern sich die Eltern wenig mehr um sie, und trennen sich von ihnen ohne irgend ein bemerkliches Zeichen des Schmerzes zu geben, und äußern eben so wenig Freude, wenn sie sich wieder sehen. Die Länge der Zeit, welche die Indier in einer Gegend zubringen, ist sehr verschieden, und hängt theils davon ab, wie lange die Nahrungsmittel, welche ihnen dieselbe darbietet, ausreichen, theils von ihren Feindseligkeiten mit andern Indiern oder den Portugiesen. Entschließen sie sich wegen einer solchen Ursache zum Aufbruch, so lassen sie ihre Hütten im Stich, die wenigen Geräthschaften, welche sie besitzen, werden in einen gestochenen Sack gepackt, den die Weiber auf dem Rücken tragen, indem sie ihn an einem starken Band über die Stirn hängen, so daß die Ausstreuung besonders den Nacken trifft. Zu dieser Last kommen noch die Lebensmittel und eins oder zwei Kinder. Die Männer tragen nichts als Pfeil und Bogen, und schreiten auf diese Art voran. Zum Uebergang über nicht zu breite Flüsse dient ihnen eine Art von Brücke, welche sie

gewöhnlich in den Gegenden, die sie besonders häufig besuchen, schon bereit finden, wenn sie nicht, wie es oft geschieht, von feindlichen Stämmen oder den Pflanzern zerstört werden. Sie bestehen nur aus zwei Stricken von Cipo, die ziemlich schlaff von einem Ufer zum andern gespannt sind. Auf den einen setzen sie die Füße und am andern halten sie sich mit den Händen fest. Auf ihren Zügen gehen oft Wochen und Monate hin, ohne daß sie sich länger als eine oder ein paar Nächte an einem Orte aufhalten oder Hütten bauen. Erst wenn sie wieder einen Ort finden, der ihnen besonders viel Wild oder Früchte, oder Sicherheit vor ihren Feinden darbietet, lassen sie sich wieder auf längere Zeit nieder. Man darf übrigens nicht glauben, daß immer die ganze Horde sich zusammenhält; solche Züge und Ortsveränderungen stehen ganz in der Willkühr eines jeden Einzelnen.

Was wir hier von dem äußern Ansehen der Wilden, ihren Hütten, Geräthschaften, Waffen und Nahrung gesagt haben, bezieht sich zwar vorzüglich auf die Stämme der Ostküste, welche wir selbst zu beobachten Gelegenheit hatten; es scheint jedoch, daß die Indier in andern Gegenden Brasiliens, und namentlich am Amazonenstrom, sich in dieser Hinsicht wenig von den uns bekannten unterscheiden. Eine sehr auffallende Ausnahme von dem hier Gesagten macht jedoch der Stamm der Guaycurus, oder reitenden Indier (Indios cavaleiros), im südlichen Theile von Mato-Grosso, wovon wir eine Nachricht in des Hrn. von Eschwege Journal von Brasilien finden; sie ist von dem Commandanten von Neu-Coimbra, und bedarf in mancher Hinsicht einer nähern Bestätigung oder Berichtigung. Die Guaycurus scheinen der einzige brasilianische Indier-Stamm zu seyn, der von den Europäern das Pferd angenommen hat. In dieser Hinsicht gleichen sie ganz den berittenen Indier-Stämmen des spanischen Amerika's, und es ist auch gewiß, daß sie ihre Pferde von den Spaniern erhalten haben; denn die ersten Portugiesen, die mit ihnen in Berührung kamen, fanden sie schon beritten. Ihre Waffen sind Lanzen, eine Art von Keulen, und kurze Bogen und Pfeile. Sie haben sich den Portugiesen nicht nur zu Lande furchtbar gemacht, sondern auch die Verbindung zwischen den Provinzen Sanct-Paul und Cujaba, auf den Zuflüssen des Paraguay, durch ihre häufigen Ueberfälle und Räubereien so unsicher gemacht, daß sie nach und nach ganz aufgehört hat. Ihre Kanots trugen oft zusammen zwei bis dreihundert Krieger. Der Beschreibung ihres Außern nach scheinen sie eher zu den chilesischen als zu den brasilischen und Guarani-Indiern zu gehören, und auf einer höhern Stufe der Civilisation zu stehen. Die Weiber sollen ganz in Baumwollenzug, welchen sie selbst weben, gehüllt, und ihre ehelichen Verhältnisse außerordentlich zärtlich seyn. Sie wohnen in Ideas beisammen, theilen sich in drei Kasten, die der Edeln und Anführer, die der Krieger, und die der Sklaven. Zu den letztern gehören die, welche im Kriege gefangen worden sind, und deren Abkömmlinge. Sie werden gut behandelt und nicht zur Arbeit gezwungen; aber die Guaycurus vermischen sich nie mit ihnen. Wegen der vielen Kriege, die sie führen, findet man unter den Sklaven Indier von den verschiedensten Stämmen. Es soll eine Klasse von Männern bei ihnen geben, welche in allem die Weiber nachahmen und Eudinas genannt werden. Die Sprache dieses Volkes hat das Eigenthümliche, daß die Weiber für dieselben Gegenstände ganz andere Ausdrücke haben, als die Männer.

Aus dem, was über die häusliche Einrichtung und die Bedürfnisse der brasilianischen Wilden gesagt worden ist, geht schon hervor, daß ihre Lebensart wenig Abwechslung und wenig Stoff zur Beschreibung und Darstellung enthält. So lange noch Lebensmittel da sind, thun die Männer gewöhnlich gar nichts und schaukeln sich in ihrer Hängmatte, oder sie arbeiten an ihren Waffen und den wenigen Geräthschaften, die sie besitzen. Auch die Weiber haben dann, außer der Zubereitung der Speisen, wenig zu thun. Tritt aber Mangel ein, so gehen die Männer auf die Jagd und die Weiber begleiten sie, um das erlegte Wild und die Früchte, welche sie selbst

sammeln, nach Hause zu tragen. Nach einer guten Jagd oder einem siegreichen Gefechte, oder auch wenn sie sich zu einem solchen Unternehmen vereinen, oder bei irgend einer andern Veranlassung, die sie in größerer Anzahl vereint, findet man bei den Indiern Spuren von Festen. Die Gäste werden durch den Ton eines Instrumentes zusammenberufen, welches aus dem Schwanz des großen Armadills verfertigt ist, zuweilen aber auch durch ein Ochsenhorn ersetzt wird, und die berauschte Chicha begeistert sie bald zu einer Art von düsterer Freude, die sie durch Gesänge und Tanz ausdrücken. Beide sind jedoch äußerst roh und einförmig. Sie stellen sich in einen Kreis hintereinander, zuerst die Männer, dann die Weiber; hinter jeder Frau ihre Kinder, wovon das größte sie von hinten mit beiden Armen umfaßt und sich fest an sie drückt, während das nächste nach der Größe es eben so umfaßt, und so die folgenden immer das vorhergehende. In dieser Ordnung bewegen sie sich langsam im Kreise um das Feuer, indem sie einen Schritt vorwärts und einen kleinern Schritt wieder rückwärts thun, so daß sie nur sehr langsam von der Stelle kommen. Haben sie auf diese Art eine kurze Strecke zurückgelegt, so laufen sie eilig rückwärts wieder an den Ort, von dem sie ausgegangen sind, und fangen denselben Gang von vorne an; zugleich machen sie mit dem Oberleibe, den Hüften und den Händen, die sie vor dem Unterleib in einander halten, einförmige Bewegungen von einer Seite zur andern. Diese Art von Tanz, wenn man so sagen darf, begleiten sie mit einem heulenden, einförmigen Gesang, indem sie einige Worte und Ausrufungen beständig wiederholen. Der Sinn dieser Worte ist verschieden, je nach der Veranlassung des Festes. So zum Beispiel feierten die Pasuris nach einem Gefechte mit den Botoendos ein solches Fest, wobei sie beständig wiederholten: Ho, ho! Bugre ita najn (Ho, ho! der Botoendo ist erschlagen). Auf einen Europäer macht ein solches Fest, besonders wenn es, wie fast immer der Fall ist, in der Nacht gefeiert wird, einen nichts weniger als angenehmen Eindruck, und die Art, wie diese Menschen ihre Freude ausdrücken, hat etwas grauenvolles. Je mehr sie durch den Genuß der Chicha erhitzt werden, desto lauter und verworrener wird das Geheul und der Tanz, und desto heftiger und schneller die Bewegungen des Leibes. Wenn ein solches Fest vor einer kriegerischen Unternehmung statt findet, so suchen die Anführer oft durch Aureden ihre Genossen anzufeuern. Eine große Rolle bei diesen Festen spielt die sogenannte Maraca, eine mit Kieselsteinen angefüllte Kürbischale, womit sie klappernd den Takt angeben. Auch haben sie eine Art von Flöte, worauf die Weiber blasen. Kinder und junge Leute schießen zuweilen auch zu ihren Belustigungen nach einem Ziele. Dies ist oft der Arm oder der Kopf eines erlegten Feindes, der auf eine Stange gesteckt wird. Friedlicher ist das Spiel Tumarim, wobei die langen Pfeile mit der Hand nach einem andern in die Erde gesteckten Pfeil geworfen werden.

Eine Festlichkeit anderer Art sind die Zweikämpfe mit Stangen, welche bei den Botoendos unter dem Namen Giacacia statt finden. Die Veranlassung hiezu geben meistens Jagdstreitigkeiten unter einem Stamme, da jede Horde sich einen gewissen Landstrich zur Jagd vorbehält. Zuweilen entstehen sie auch aus Streitigkeiten zwischen Mitgliedern einer Horde, oder zwischen Mann und Frau, woran dann die Verwandten Theil nehmen. Was übrigens einige Reisende von einem Könige der Botoendos, und von den großen Feierlichkeiten, welche bei der Lippenoperation der Knaben statt finden, sagen, ist ein lächerliches Märchen.

Krankheiten sind im Ganzen unter den wilden Indianern selten, häufiger Verletzungen, besonders der Augen, durch Dornen oder Dornen. Die Arzneikunst der Wilden ist, wie sich leicht denken läßt, sehr einfach. Ihr gewöhnliches Mittel ist, sich in ihre Hängmatten zu legen und einige Tage ruhig ohne Nahrung liegen zu bleiben. Hilft dieses nicht, so nehmen sie zu den Payas ihre Zuflucht, welche zugleich Aerzte und Beschwörer oder Zauberer sind. Die wirklichen Heilmittel, welche diese anwenden, bestehen im Räuchern, Bestreichen, Aderlassen und Schröpfen. Fieberkranke werden in

einer Hängmatte über ein Kohlenfeuer gelegt, worauf dann mehrere Arten grüne Kräuter und Zweige geworfen werden, um durch den Rauch den Kranken zum Schwitzen zu bringen. Bei Rheumatismen wird der Kranke in warme Asche gelegt und am ganzen Leibe geknetet und gerieben, während man ihm zugleich in Mund und Nase haucht; zuweilen wird er auch mit Speichel eingerieben. Das Aderlassen geschieht mit einem kleinen Bogen und Pfeil, der eine Spitze von Glas oder Krystall hat, welche nur so weit hervorsticht, als es der Zweck erfordert; sie treffen damit ziemlich sicher die Ader. Das Schröpfen geschieht mit einem Messer oder scharfen Stein, nachdem vorher der Ort mit Messeln gepötscht worden. Innere Mittel kennen sie wenig oder gar nicht. Wo die andern Mittel nicht helfen, nehmen sie zu Beschwörungen ihre Zuflucht. Der Glaube an böse Geister, welche in verschiedenen Gestalten erscheinen, und an das Wiedererscheinen der Todten, findet sich bei den meisten Indiern, jedoch am meisten bei denen, welche mehr in Berührung mit den Pflanzern kommen, weshalb es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie diese Ideen, worin im Grunde alles besteht, was bei ihnen einen Glauben an höhere Wesen genannt werden kann, ihren civilisirten Nachbarn verdanken. Uebrigens stehen die Payas in keiner großen Achtung bei den Indiern, und wenn ihnen eine Kur oder Beschwörung mißlingt und der Patient darüber stirbt, so ist es nicht selten der Fall, daß die Verwandten Rache an dem unglücklichen Arzte nehmen. Diese Beschwörer werden auch über den Ausgang der Jagd, der Kriegszüge, über den Aufenthaltsort, die Zahl und Absicht der Feinde befragt. Um diese Fragen zu beantworten, citiren sie die Geister ihrer Feinde, die mit allerlei, z. B. thierischen Tönen erscheinen und verschwinden, jedoch von allen, außer dem Paja, ungesehen, der sich selbst hinter einem Gebüsche hält und so laut mit ihnen Frag und Antwort wechselt.

Bei den Begräbnissen der Todten findet zuweilen eine Art von Leichenfeier statt; es werden von einem Anführer einige Worte gesprochen und die Weiber heulen laut. Einige Stämme begraben ihre Todten in einer sitzenden Stellung und legen Waffen in das Grab.

Nachdem wir die häuslichen und Familienverhältnisse der Brasilianer, ihre Sitten, Bedürfnisse und Lebensart erwähnt haben, bleibt uns noch übrig, eine kurze Uebersicht ihrer bürgerlichen und politischen Verhältnisse, wenn sie diesen Namen verdienen, zu geben. Die einzige Art von bürgerlichem Verband, der sich bei den wilden Indiern findet, ist der zwischen den einzelnen Horden und ihren Anführern, von den Portugiesen Capitaos genannt. Die Autorität dieser Anführer ist jedoch durch keinerlei Art von Gesetz und Gebrauch bestimmt; eben so wenig läßt sich irgend etwas Bestimmtes über die Art und Bedingungen ihrer Ernennung sagen; sie geschieht zwar wohl meistens oder immer durch Wahl, wenigstens hat man bis jetzt keine Spur von Erblichkeit in dieser Würde entdeckt. Allein eben so wenig geschieht die Wahl mit irgend einer Art von Feierlichkeit und Ordnung; es scheint im Gegentheil als wenn der Kühnste, Listigste und Stärkste eines Hauses gewissermaßen durch eine stillschweigende Uebereinkunft als Anführer angesehen wird. Diese Stelle bringt ihm übrigens durchaus keinen Vortheil; es wird ihm keinerlei Art von Tribut bezahlt, und seine Autorität besteht in der Art von Einfluß, welche der Stärkere und Klügere, der beste Bogenschütze, Jäger und Krieger über die andern von selbst erlangen muß. Er ordnet gemeinschaftliche Jagden, Angriffe und Verteidigung an, und bestimmt allenfalls die Zeit des Ausbruchs von einer Lagerstätte und die Gegend, wohin die Horde sich wenden soll, um neue Nahrung zu finden, und den Angriffen der Feinde auszuweichen.

Es gehört mit zu der Politik, welche die brasilianische (so wie früher die portugiesische) Regierung in Hinsicht auf die Wilden beobachtet, daß sie einigen Einfluß auf die Wahl des Capitaos auszuüben und zu diesen Stellen solche Indier zu befördern sucht, bei denen schon irgend ein Keim der Civilisation und wenigstens eine geringere Abneigung und Miß-

trauen gegen die Weißen bemerklich ist. Um diesen Zweck zu erreichen, sucht man häufig einige dieser Wilden zu überreden, sich nach den größern Städten zu begeben, wo sie gut behandelt und mit dem Titel Capitao entlassen werden. Man darf sich aber unter diesen Ernennungen nicht irgend eine Art von förmlicher Uebereinkunft denken. Die Horde kann einen solchen Capitao anerkennen oder nicht, wie es ihr beliebt; doch ist es natürlich, daß ihre Berührungen mit den Weißen ihnen oft die Vortheile einsehen lehren, welche für sie daraus entstehen müssen, wenn sie einen Anführer haben den die Weißen anerkennen, der in gutem Vernehmen mit denselben steht und seinen Landsleuten im Nothfall Schutz und Nahrungsmittel verschaffen kann. Es ist kein Zweifel, daß wenn dieses System mit mehr Beharrlichkeit befolgt würde, es viel dazu beitragen müßte, die Indier zu vermögen, sich freiwillig in Aldeas zu vereinigen.

Noch schwerer als die Art von Gewalt, welche der Capitao ausübt, ist die Zusammensetzung und der Verband der einzelnen Horden bestimmt anzugeben. Sie bilden übrigens die einzige Art von Verein, welcher unter den Indiern statt findet; denn die verschiedenen Horden, welche zu einer Nation gehören, werden durch keinerlei Bande zu irgend einer gemeinsamen Wirksamkeit vereint. In der frühern Geschichte dieser Völker finden wir jedoch mehrere Beispiele von allgemeinen Bewegungen, welche auf einen höhern Grad von Civilisation schließen lassen, so zum Beispiel die Wanderungen der Amores nach der Küste, und der Tupinambas von der Küste nach dem Innern. Wir haben schon bemerkt, daß vor der Entdeckung auch die Horden zahlreicher, ihre Wohnsitze beständiger und schon deshalb die Macht und das Ansehen der Anführer ausgedehnter und zugleich fester bestimmt war. Wenn uns hierin der gegenwärtige Zustand der Indier nur als die Trümmer des frühern erscheint, so ist derselbe Fall mit ihren religiösen Gebräuchen und Priestern. Es ist kein Zweifel, daß zur Zeit der Entdeckung die Priester und Zauberer einen großen Einfluß auf die indischen Völkerstämme ausgeübt; daß sie eine Art von Corporation gebildet haben, in die man nur nach vielen und harten Prüfungen aufgenommen ward. Die Verwünschungen der Priester wurden gefürchtet, ihre Segnungen gesucht; von ihnen ließen sich die Krieger unter allerlei Ceremonien Muth einflößen: die Zauberer und Aerzte der jetzigen Indier scheinen nur die elenden Nachfolger dieser Klasse zu seyn und das Schicksal der Maraca geheilt zu haben, die früher das verehrte Zeichen ihrer Macht war, und sich bei den Nachkommen erhalten hat, ohne daß sie einen bestimmten Begriff damit verbinden, indem sie sich derselben bei ihren Tänzen und Festen als musikalisches Instrument, aber auch bei Beschwörungen und Krankenheilungen als Zauberapparat bedienen.

Die Verhältnisse der verschiedenen Stämme unter einander sind meistens feindlich; doch kann man solche Feindseligkeiten, welche aus irgend einer bestimmten Beleidigung zwischen zwei Stämmen entstehen, von denen unterscheiden, welche seit Jahrhunderten sich fortgeerbt haben. Die erstern können oft bloß zwischen zwei Horden von verschiedenen Stämmen über ein Stück Wild und dergleichen entstehen, ohne daß entferntere Horden derselben Stämme davon wissen und Theil daran nehmen; auch werden sie nach kurzer Zeit wieder beigelegt.

Die andere Art von Kriegen ist von der Art, daß jedes Individuum des einen Stammes, jeden der zum andern gehört, als seinen angeborenen Feind, als seine angewiesene Beute ansieht, und ihn ohne weitere Ursache erschlägt und verfolgt, wo er ihn findet. Dies ist z. B. bei den Patachos und den Botoendos der Fall. Zu größern Unternehmungen vereinigen sich die Mitglieder einer oder auch mehrerer Horden; doch scheint letzteres selten der Fall zu seyn. Mit dem Ton eines Stierhorns oder eines ähnlichen Instruments wird das Zeichen gegeben sich zu vereinigen, entweder um einen drohenden Angriff abzuwehren, oder um selbst die Feinde aufzusuchen.

Der Angriff geschieht von beiden Seiten mit furchbarem Geschrei oder vielmehr Geheul. Ihre ganze Kriegskunst besteht dann darin, sich selbst so viel wie möglich hinter den

Bäumen und Felsen vor den Pfeilen der Gegner zu schützen, und ihre eigenen Pfeile mit so viel Erfolg als möglich den Feinden zuzusenden. Selten kommt es dabei zum Handgemenge, wozu sie auch keine andern Waffen haben als Hände, Füße und Zähne, die sie bei vorkommenden Fällen nach Kräften anwenden. Wenn der eine Haufe einige Leute verloren hat, so sucht er sich so gut wie möglich durch die Flucht zu retten. Gefangene werden, wie es scheint, selten gemacht; auch wenn es den Indiern gelingt, die Hütten ihrer Feinde zu überfallen, so wird meistens alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemacht. Daß die Indier zuweilen das Fleisch ihrer Feinde verzehren, kann nicht bezweifelt werden, ob es gleich manche Reisende geläugnet haben, doch ist diese Sitte nicht allen Stämmen gemein; und auch bei denen, wo sie sich findet, z. B. den Botoendos, sind dergleichen Vorfälle zu selten, als daß sie den Namen Antropophagen verdienten. Sie sehen das Fleisch ihrer Feinde nicht als ein Nahrungsmittel an, sondern verzehren es aus Haß in der Trunkenheit des Sieges. Wie schon oben gesagt ist, stellen sie zuweilen die Glieder ihrer Feinde als Ziel auf, um darnach zu schießen. Ein sonderbar mit Federn geschmückter Schädel aus Brasilien findet sich in Blumenbachs Sammlung in Göttingen; allein es ist uns kein Gebrauch der Indier bekannt, der diesen Schmuck erklären könnte.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich leicht abnehmen, daß das Verhältniß der wilden Indierstämme zu der portugiesischen und gegenwärtig zur brasilianischen Regierung durchaus nicht durch irgend einen Vertrag bestimmt wird. So lange keines dieser Völker ein gemeinsames Oberhaupt, noch irgend einen gemeinsamen Vereinigungspunkt hat, ist daran nicht zu denken. Mit einzelnen Anführern Verträge zu schließen, wäre aber ganz unnütz, da keiner derselben Lust und Macht hat, sie zu halten, und auch die einzelnen Haufen zu klein sind, als daß ihre Freundschaft von großem Gewicht seyn könnte. Gegenwärtig leben die Pflanzler zwar mit den meisten der Indierstämme im Frieden; allein jeden Augenblick kann dieser durch irgend einen Zufall gestört werden. Am längsten und hartnäckigsten sind in der neuern Zeit die Feindseligkeiten mit den Botoendos gewesen, und sie dauern auch jetzt noch theilweise fort. Wie wenig Einheit unter diesen Völkern herrscht, wovon die Botoendos noch das mächtigste sind, geht daraus hervor, daß am Rio Doce die Botoendos mit den Pflanzern im Kriege leben, während sie am Rio de Belmonte in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen stehen. Auch die Paris haben noch in neuerer Zeit zuweilen Feindseligkeiten ausgeübt. Uebrigens haben sie dabei durchaus keine eigentliche politische Absicht, und die wenigsten unter ihnen haben wohl überhaupt einen Begriff davon, daß ihre Gegner ein Ganzes, einen Staat bilden und ein gemeinsames Oberhaupt haben. Sie überfallen einzelne Pflanzungen, um zu plündern, oder um sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen. Bei diesen Gelegenheiten ermorden sie ohne Unterschied alles, was ihnen in die Hände fällt, und zerstören alles, was sie nicht verzehren oder fortschleppen können. Uebrigens scheinen sie keinen Werth auf das Hausrath der Pflanzler zu legen, und man findet bei ihnen, außer Aexten und Messern, nichts, was als einen Theil der bei diesen Gelegenheiten gemachten Beute angesehen werden könnte.

Die Sicherheitsmaßregeln, welche von Seiten der Regierung gegen diese Angriffe getroffen werden, beschränken sich darauf, daß man in solchen Gegenden, die besonders ausgefetzt sind, oder auch da, wo Straßen durch die Wälder führen, sogenannte Quartales oder Presidios anlegt, das heißt Posten von einigen Soldaten unter einem Unteroffizier oder Fähndrich. Sie wohnen meistens in elenden Hütten und haben sehr schlechte Bewehrung; ihr Hauptschutz besteht in einem sogenannten Gibao de armas, einem längen bis auf die Knie reichenden ledernen Wamms, das mit Baumwolle ausgestopft ist, und den Leib, Hals, Schenkel und Oberarm vor den Pfeilen der Indier schützt. Jeder Posten hat eines oder mehrere von diesen Gibaos. Zuweilen sind diesen Soldaten auch einige zahme Indier zugegeben und große Hunde dürfen dabei nicht fehlen. Mehrere

solcher Posten stehen dann unter Aufsicht eines Capitains oder Obersten. Haben die Indier an irgend einer Stelle Feindseligkeiten begangen, oder gar, was zuweilen geschieht, einen Posten überfallen, so wird, um sie zu züchtigen und zu schrecken, eine sogenannte *Entrada* veranstaltet. Einige Posten werden zusammengenommen; der Capitain des Distrikts stellt sich an ihre Spitze, und nun sucht man die Indier auf und greift sie an, wo man sie findet. Am liebsten sucht man sie in ihren Lagerstätten zu überfallen. Hat man diese angespürt, so werden sie in der Nacht umstellt und gegen Tagesanbruch von allen Seiten auf die schlafenden Indier Feuer gegeben. Wenn es möglich ist, fenert man geradezu in die mit schlafenden Indiern, Weibern und Kindern gefüllten Hütten hinein. Auf diese Art überfallen, retten sich die Wilden so gut sie können durch die Flucht. Alles, was den Soldaten in die Hände fällt, wird in der Regel niedergemacht, und nur selten werden Weiber und Kinder verschont, und dies nur wenn aller Widerstand aufgehört hat; dieser ist jedoch zuweilen sehr hartnäckig. Oft werden die Wilden durch ihre Hunde oder Schweine von der Nähe der Soldaten unterrichtet; dann fliehen sowohl Männer als Weiber und Kinder.

Zuweilen werden bei solchen *Entradas* die Soldaten selbst von den Wilden überfallen, indem diese an schieflichen Stellen Hinterhalte legen und das Dickicht in einer gewissen Entfernung aus dem Wege räumen, um selbst ungesehen ihre Pfeile desto sicherer zu versenden. Bei solchen Gelegenheiten sind die Soldaten, welche keine Panzerstücke tragen, in einer mißlichen Lage, um so mehr, da ihre Gewehre meistens sehr schlecht sind. Ueberhaupt sind diese Wilden durchaus keine verächtlichen Feinde, und es ist ein Glück für die Pflanzler, daß sie sich selten in größerer Anzahl vereinen. So oft dies geschehen ist, waren die *Presidios* von sehr geringem Nutzen, und mußten sich, nebst den Pflanzern, die von ihnen Schutz erhalten sollten, nach den größern Städten zurückziehen und die Pflanzungen den Wilden Preis geben.

Wenn man sich auch nur ein schwaches Bild von den brasilianischen Urwäldern macht, so wird man sich leicht überzeugen, daß an eine Unterwerfung dieser Völker durch Gewalt gar nicht zu denken ist, da kein nur einigermaßen zahlreiches Truppenkorps sich selbst nur wenige Tage lang in diesen Wäldern halten könnte, und von dem Gebrauch des Geschüzes oder der Reiterei gar keine Rede seyn kann. Sogar die Feuerwaffen geben den Soldaten nur sehr geringe Vortheile über die Wilden, da die mögliche Schussweite in den Wäldern selten so groß ist, daß der Pfeil nicht fast eben so viel Wirkung thäte, als die Kugel; abgesehen davon, daß die Gewehre wegen der Feuchtigkeit oft versagen, die Bogen der Wilden aber nicht. Was endlich auch das Resultat eines solchen Krieges seyn möchte, so würde der Verlust von Seiten der Pflanzler unermesslich seyn, da die Wilden dagegen gar nichts zu verlieren haben.

Alle diese Umstände lassen keinen Zweifel übrig, daß die wilden Indierstämme, besonders wenn sie je sich vereinen sollten, den europäischen Niederlassungen sehr verderblich werden können, und um so mehr muß man sich wundern, daß die portugiesische Regierung auf diesen Gegenstand so wenig Aufmerksamkeit verwandt, und das einzige sichere Mittel, diese Gefahr nicht nur abzuwenden, sondern sie in eine Quelle des öffentlichen Wohls zu verwandeln, so sehr vernachlässigt hat. Dies Mittel kann einzig und allein eine weise und allmähliche Civilisation der Indier seyn, indem man sie nach und nach dem herumziehenden Jägerleben entreißt und an bleibende Wohnsitze, an Ackerbau gewöhnt. Um diesen Zweck zu erreichen, sind zwar schon seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von der portugiesischen Regierung wiederholt Gesetze und Verordnungen erlassen worden, die ohne Zweifel den wohlmeinenden Absichten der Regierung Ehre machen, die aber zum Theil ohne Sachkenntniß entworfen und größtentheils niemals in Ausübung gebracht worden sind. Der Zustand der sogenannten civilisirten Indier (*Indios mansos*) und alle sachkundigen, unparteiischen Berichte über diesen Gegenstand beweisen zur

Genüge, daß bis jetzt in der That wenig oder gar nichts geschehen ist, um die wohlthätigen Absichten der Regierung auszuführen. Nach den bestehenden Verordnungen, und auf Befehl der Regierung, welche sogar bedeutende Geldsummen zu solchen Zwecken verwandt hat, sind mehrere Horden von Indiern aller Stämme und auch einzelne ganze Stämme durch Geschenke und Versprechungen bewogen worden, die Wälder zu verlassen und sich auf den von der Regierung angewiesenen Ländereien in *Aldeas* niederzulassen, denen ein sogenannter Direktor und ein Geistlicher vorgesetzt ist, um auf alle Art das geistige und körperliche Wohl der Wilden zu befördern. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher das Schicksal der meisten dieser Ansiedlungen anzugeben; gewiß ist es aber, daß die Direktoren und Geistlichen oft die Gelder unterschlugen, und die Indier nach und nach in einen Zustand versetzten, der wenig oder nichts von der Sklaverei unterschieden war, indem sie sie für ihren eigenen Vortheil arbeiten ließen und mit großer Härte behandelten. Daß unter solchen Umständen für den religiösen Unterricht der Indier nichts geschah und nichts geschehen konnte, und daß diese, sobald sie Gelegenheit fanden, wieder in die Wälder entlaufen, darf uns nicht wundern. Hierzu kommt noch, daß die Pflanzler, mit denen sie meistens in Berührung kommen, nicht nur zu roh, sondern sehr oft wirkliche Verbrecher sind, die in den entfernten Gegenden der Colonie Schutz vor den Gesetzen suchen, so daß sie die Absichten der Regierung nicht nur auf keine Art begünstigen, sondern durch Betrügereien oder Mißhandlungen die Wilden immer noch feindseliger und mißtrauischer machen. Eine rühmliche Erwähnung wegen seiner Verdienste um die Civilisation der Indier verdient der Oberst Marlier, der in der Provinz Minas Geraes mehrere *Aldeas* von *Coroados*, *Coropos* und *Puris* angelegt hat, welche einen bessern Fortgang versprechen als die meisten andern. Eine besonders gute Wirkung scheint der Versuch gehabt zu haben, der Ansiedlung der wilden Indier einige schon gezähmte von demselben oder einem befreundeten Stamme beizugesellen. Bis jetzt scheint jedoch der Zustand der *Indios mansos* wenig von dem der wilden Indier verschieden zu seyn. Sie tragen, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten, weite Weinkleider und Jacken, auch zuweilen Strohhüte, die Weiber bunte katunene Röcke. Ihre Hütten sind etwas größer und besser gebaut, sie ersetzen ihre steinernen Netze durch eiserne, und bauen etwas Mais, Bananen, Kürbisse und dergleichen. Sind ihre Vorräthe und ihre Erudte angezehrt, so ziehen sie in die Wälder auf die Jagd und kehren oft erst nach mehreren Wochen zurück. Dann bringen sie Wachs, *Specacuanhawurzeln* und einige Gummiarten mit, welche sie an die Pflanzler oder Wurzelhändler verkaufen, wobei sie aber, besonders wenn sie ihrer Liebe zu geistigen Getränken nicht widerstehen können, oft aufs schändlichste betrogen und mißhandelt werden. Dasselbe widerfährt oft denen, die sich als Tagelöhner an die Pflanzler vermicthen.

Jede *Aldea* hat außer dem europäischen Direktor auch einen Capitao, dessen Ansehen sehr von dem ersten abhängt. In manchen *Aldeas* haben die Wilden ihre Stammfeindschaften noch nicht ganz aufgegeben, und es fallen noch hie und da Feindseligkeiten mit den benachbarten wilden Stämmen vor. Die *Indios mansos* sind alle getauft; allein man kann sich leicht denken, daß sich darauf ihr ganzes Christenthum beschränkt. Sie finden sich bei der Messe ein, wenn man ihnen nachher zu essen und zu trinken giebt, und sehen die Sache förmlich als eine Arbeit an, die sie für die Weißen verrichten. Ihre Sitten und Lebensart sind in den meisten *Aldeas* wenig von denjenigen ihrer wilden Stammgenossen unterschieden, besonders da, wo sie nur erst kurze Zeit ihren wilden Zustand verlassen haben. Auf ihren Charakter scheint dieser Grad von Civilisation keinen günstigen Einfluß zu haben, und weit entfernt die düstere Wildheit ihres frühern Charakters zu verlieren, werden sie durch den Zwang, den sie sich anthun, wo möglich noch verdrüsslicher und ungeselliger, und ihr Haß gegen die Weißen äussert sich bei jeder Gelegenheit, wo sie ihn ungestraft glauben ausüben zu können; die Behandlung, welche sie

so lange erfahren haben, und der sie noch gegenwärtig häufig ausgefetzt sind, hat einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht, als daß er durch die größten Wohlthaten Einzelner ausgelöscht werden könnte. Ihre eigenthümlichen Gesinnungen gegen die Weißen zeigen sich besonders, wenn sie durch geistige Getränke erhitzt sind, und sogar gegen diejenigen, welche ihnen nichts als Wohlthaten erzeugt haben, stoßen sie dann lebhaftere Verwünschungen aus, wie dies z. B. dem bekannten Oberst Martier selbst begegnet ist, als er einst den Indiern einer von ihm gegründeten Aldea ein Fest gab. Wenn man sie in Krankheiten auch noch so sorgfältig gepflegt, oder in der Noth mit Speise und Trank erquikt hat, so verlassen sie einen ohne das geringste Zeichen der Dankbarkeit. Am günstigsten erscheinen die Indier in der Nähe der größern Städte, wo sie schon seit mehreren Generationen ihren wilden Zustand verlassen und sich zum Theil mit andern Rassen vermischt haben, und sich wenig von den untersten Volksklassen der übrigen Bevölkerung unterscheiden. Die Vermischung der amerikanischen mit der weißen Rasse ist jedoch selten, da die Indierinnen wenig Reize darbieten und eine Weiße nie daran denken würde, sich mit einem Indier zu verbinden. In den ersten Zeiten der Entdeckung und Eroberung scheint die Vermischung der Europäer mit den Amerikanerinnen häufiger gewesen zu seyn, theils wegen des Mangels an weißen und schwarzen Weibern, theils weil vielleicht damals die Reize der Indierinnen größer waren. Abkömmlinge von Negern und Indierinnen finden sich dagegen häufig, da diese die Neger den Männern ihrer eigenen Rasse weit vorziehen; die Indier dagegen verachten die Neger und würden sich durch den Umgang mit einer Negerin zu entehren glauben.

Rio de Janeiro ist unstreitig in mancher Hinsicht einer der interessantesten Punkte der neuen Welt, vielleicht derjenige, der in seinen materiellen und moralischen Verhältnissen die sicherste Bürgschaft für eine reiche, verhängnißvolle Zukunft trägt, und die meisten Keime des Ruhmes, der Macht und des Streitens; der schönste Hafen der Welt, in einem Lande, das alles hervorbringt, was der Mensch als Bedingung seines physischen Wohls, der Staat als Bedingung seiner Macht von der Natur verlangen kann; eine Bevölkerung, der keine der geistigen oder physischen Eigenschaften mangelt, welche zur Benutzung dieser Gaben einer verschwenderischen Natur nöthig sind. Wenn man den Anblick, den das heutige Rio de Janeiro gewährt, mit demjenigen vergleicht, den diese Küste den ersten Entdeckern darbot, so kann man nicht zweifeln, daß an keinem Punkte Süd-Amerikas die Entdeckung und die europäische Colonisation so ungeheure Veränderungen hervorgebracht hat, wie hier, wo an der Stelle des dichten Urwaldes und einiger zerstreuten Hütten, von nackten Wilden bewohnt, sich eine volkreiche Kaiserstadt erhoben hat, mit allem Leben, was der Welthandel herbeiführt, mit allen imposanten Feierlichkeiten und Gebäuden des katholischen Cultus, mit allem Pomp europäischer Höfe. Wenn auch einige Städte des spanischen Amerikas, z. B. Mexiko, an Volkszahl und Ausdehnung einigermaßen mit Rio de Janeiro verglichen werden können, so darf man nicht vergessen, daß die ersten europäischen Eroberer hier schon die gewaltigen Schöpfungen einer uralten Civilisation voranden, daß sie noch mehr zerstört als erbaut haben, und daß das jetzige Mexiko nur der Schatten dessen ist, was es unter Montezuma war. Auch kann keine dieser Städte in Hinsicht des Handels mit Rio verglichen werden, und es fehlt ihnen der äußere Glanz, den die Anwesenheit eines Fürsten einer Stadt geben kann, und die, abgesehen von ihren Folgen auf das Staatsleben, auf jeden Fall einen bedeutenden Einfluß auf die Art hat, wie sich dem Künstler die Landschaft darstellt.

Wer die Bai von Rio Janeiro auch nur auf der Karte betrachtet, wird kaum begreifen, wie die ersten Entdecker des Landes einen solchen Punkt nicht vorzugsweise zu ihren Niederlassungen wählten, und doch wurden die Portugiesen erst durch ein fremdes Volk auf die Wichtigkeit dieser Lage aufmerksam gemacht. Martin Alfonso de Souza, der 1531 die Bai von Rio de Janeiro zuerst entdeckte, und ihr den Namen gab, verließ sie wieder, um weiter südlich, an der Küste von

San Vincente, eine Niederlassung zu gründen, und die ersten Europäer, welche sich in der Bai von Rio de Janeiro festsetzten, waren französische Protestanten, welche unter Villegagnon im Jahr 1555 hier eine Zuflucht vor den Religionsverfolgungen und Unruhen suchten, denen ihr Glaube sie im Vaterland aussetzte. Die mächtigsten Häupter der Protestanten in Frankreich, und besonders der Admiral Coligny, hatten dieses Unternehmen begünstigt; dennoch aber schien gleich Anfangs das Gelingen sehr zweifelhaft. Unter den Colonisten selbst entstanden Uneinigkeiten, und ihr Anführer Villegagnon kehrte nach Frankreich zurück, und verbarg seinen Schmerz und seine Schande auf der Burg seiner Väter, statt, wie er verheißsen hatte, seinen Gefährten neue Unterstützungen zuzuführen. Diese brandmarkten ihn mit der Benennung des „amerikanischen Cain“ und der Name der kleinen Insel, auf welcher er seine Niederlassung gegründet und noch gegenwärtig nach ihm genannt wird, ist das einzige Denkmal, was das Andenken des ersten Gründers von Rio de Janeiro zurückruft. Nach Villegagnons Entfernung stieg die französische Colonie bald an einen guten Fortgang zu haben, wozu besonders das freundliche Benehmen beitrug, das die Franzosen mit den Urbewohnern dieses Theils der Küste, den Tupinaes, zu unterhalten wußten. Der blühende Zustand dieser Niederlassung mußte bald die Aufmerksamkeit der Portugiesen erregen, und es ward, besonders auf Antrieb der Jesuiten, welche die Wichtigkeit der Sache in ihrem vollen Lichte darstellten (1560), beschlossen, die Franzosen zu vertreiben. Dies gelang jedoch nur zum Theil. Die Insel Villegagnon ward zwar erobert, allein die meisten Colonisten fanden an der Küste eine sichere Zuflucht bei den Tupinaes. Erst 1564 gelang es Enstacio de Sa und Salvador Correa de Sa die Franzosen ganz zu vertreiben, und der letztere gründete die Hauptstadt Brasiliens an der Stelle wo sie gegenwärtig steht, und gab ihr den Namen San Sebastiao do Rio de Janeiro.

Wenn man bedenkt, welche Folgen die Entstehung einer mächtigen protestantisch-französischen Colonie in dieser Gegend von Brasilien für das Schicksal zweier Welttheile hätte haben können, so erstaunt man über die Gleichgültigkeit womit die Häupter der Protestanten in Frankreich, worunter doch Männer, wie Sully und Coligny waren, diese Unternehmung ihrem Schicksal überließen. Ein neuer Beweis, wie selten die Samen künftiger Ereignisse mit Bewußtseyn und Vorbedacht ausgestreut werden.

Nachdem die Portugiesen einmal festen Fuß in der Bai von Rio de Janeiro gefaßt hatten, erhob sich diese Colonie in kurzer Zeit als eine der wichtigsten an der Küste Brasiliens, und wurde ums Jahr 1750 als die Hauptstadt des ganzen südlichen Theils und später von ganz Brasilien anerkannt. Der allmähliche Wachsthum einer Handelsstadt bietet jedoch unter gewöhnlichen Umständen dem Geschichtsforscher wenig hervorstechende Punkte dar, und so ist auch die jetzige Hauptstadt Brasiliens sehr arm an historischen Erinnerungen, welche doch einem Reisewerk nicht fremd seyn dürfen; denn wer möchte die Wirkung abläugnen, die solche Erinnerungen auf den Eindruck haben, welche eine Landschaft auf den Beschauer macht. Rio de Janeiro ist in dieser Hinsicht sogar ärmer, als manche andere Städte Brasiliens, wie z. B. Pernambuco, das aus den Zeiten des Freiheitskampfes gegen die Holländer Namen und Thaten aufzuweisen hat, die neben den glänzendsten aller Zeiten und aller Völker genannt zu werden verdienen.

Die einzige Begebenheit, welche in der frühern Geschichte Rio's erwähnt werden kann, ist die Expedition des französischen Seehelden Dugay-Trouin, deren leichtes Gelingen wenigstens die gute Folge für die Stadt hatte, daß durch neue Festungswerke ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft vorgebeugt wurde. Diese Unternehmung war übrigens keineswegs die Folge eines überdachten Planes der französischen Regierung, die frühern Colonisationsversuche in Brasilien zu erneuern, sondern ihr Zweck war nur Rente und Rache für eine frühere Beleidigung. Ein französischer Schiffskapitän war bei einem Angriff auf einige in der Bai liegende portugiesische

Schiffe gefangen und der Kapitulation zum Trost mit den meisten seiner Leute niedergemacht worden. Diese Verletzung des Völkerrechts zu rächen und zugleich eine Unternehmung anzuführen, deren Leichtigkeit jener erste, obgleich unglückliche Versuch erwiesen hatte, erschien Dugan-Tronin den 11. Sept. 1711 vor dem Eingang der Bai. Er brachte die Batterien des kleinen Forts, welches damals den Eingang vertheidigte, bald zum Schweigen, drang in die Bai ein und bemächtigte sich der Ilha das Cobras, welche in geringer Entfernung gerade der Stadt gegenüber liegt. Von hier aus forderte er den Gouverneur Francisco de Castro auf, zu kapituliren, und da dieser in seiner Antwort mehr Muth zeigte, als er nachher in der That bewährte, ließ er in der Nacht, während eines furchtbaren Gewittersturms, die Stadt beschießen und setzte seine Truppen ans Land. Nach einem ziemlich lebhaften Widerstand räumten die Einwohner die Stadt und flohen in die umliegenden Wälder, während der Gouverneur mit der Besatzung in der Nähe der Stadt eine feste Stellung nahm. Die Franzosen besetzten und plünderten indessen die Stadt, und nachdem ein kleines Gefecht mit der Besatzung in der Nähe der Stadt zu Gunsten der Franzosen ausgefallen war, bequimte sich der Gouverneur, den Abzug der Franzosen mit einer Contribution von 1,525,000 Franken zu erkaufen, die auch wirklich binnen vierzehn Tagen entrichtet wurde. Hierauf ward auch den reichen Einwohnern von Rio de Janeiro gestattet, ihre Häuser und Waaren einzulösen, und nach einem Aufenthalt von beinahe vier Wochen verließ Dugan-Tronin die Bai wieder mit einer Beute, deren Werth auf sieben und zwanzig Millionen Franken berechnet ward. Mehrere seiner Schiffe giengen zwar bald darauf in einem Sturme zu Grunde, dennoch aber betrug der Gewinnst, den diese Unternehmung den Theilhabern einbrachte, fünf und neunzig Prozent. Rio de Janeiro erholte sich bald von dem Verlust, den es bei dieser Gelegenheit erlitten, und das achtzehnte Jahrhundert gieng zu Ende, ohne daß in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustande dieser Colonie, so wie Brasiliens überhaupt, irgend eine merkliche Veränderung vorgegangen wäre. Desto wichtiger waren für ganz Brasilien und für Rio de Janeiro insbesondere, die Ereignisse, welche im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das königliche Haus Braganza zwangen, in der neuen Welt eine Zuflucht vor den Waffen eines siegreichen Eroberers, und vielleicht vor dem gefährlichen Schanz eines übermächtigen Bundesgenossen zu suchen. Mit dem Jahre 1808 fängt eigentlich die Geschichte Brasiliens und Rio Janeiro's an, und wenn seit dieser Zeit auch keine großen Begebenheiten, keine blutigen Siege oder Niederlagen die Aufmerksamkeit verwöhnter und oberflächlicher Beobachter auf dies Land gezogen haben, so sind die Veränderungen, welche seit jener Epoche in dem geistigen und materiellen Zustande der ehemaligen Colonie, und besonders der Hauptstadt vorgegangen sind, von der größten Wichtigkeit. Die neuern Ereignisse, welche die Trennung Brasiliens von Portugal zur Folge hatten, sind weniger wichtig für die innern Verhältnisse Brasiliens, als für die größern Verhältnisse der allgemeinen Politik. Die sogenannte Emancipation Brasiliens kann in der That kaum als eine Veränderung in dem Zustande dieses Landes angesehen werden, da sie eigentlich bloß die Erhaltung und Legitimation des schon seit vielen Jahren faktisch bestehenden Zustandes zum Zweck und zur Folge hatte. Indem das Haus Braganza 1808 seinen Thron in Rio de Janeiro aufrichtete, hörte Brasilien auf, eine Colonie Portugals zu seyn, und trat in die Reihe selbstständiger Staaten, während Portugal selbst in eine fast gänzliche Nullität verfiel. Die Ereignisse von 1821 sollten das Mutterland aus dieser traurigen Lage reißen, indem sie den König vermochten, nach seiner alten Hauptstadt zurückzukehren; allein es ist schwer zu begreifen, wie die Urheber jener Vorfälle die thörichte Hoffnung hegen konnten, daß Brasilien der Bewegung folgen würde, welche eine wenig zahlreiche Parthei dem Mutterlande gegeben hatte; daß jenes Land wieder zu dem alten Colonialverhältniß herabsteigen wolle oder könne. Die Macht der Umstände, der Thatsachen, machte einen solchen Rückschritt unmöglich, und das

Schicksal hatte die Leitung der Angelegenheiten Brasiliens in die Hände eines jungen Fürsten gelegt, der ohne kleinliche Rücksichten seine Lage zu übersehen und sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen wußte. Brasilien schritt auf der einmal begonnenen Bahn unter der Leitung Don Pedro's vorwärts, ohne dem Impuls zu folgen, den das Mutterland ihm zu geben versuchte, und man kann mit weit mehr Recht sagen, daß Portugal sich von Brasilien losgerissen hat, als Brasilien von Portugal. Dies Ereigniß erscheint übrigens zu sehr als die unvermeidliche Folge bestehender Verhältnisse und Kräfte, als daß es im geringsten auffallend und unerwartet seyn konnte, und das einzige bemerkenswerthe dabei ist vielleicht die glückliche Art, womit in diesem Fall die europäische Politik die schwierige Aufgabe gelöst hat, die unwiderstehliche Macht der Thatsachen mit den Ansprüchen anerkannter Rechte und ausgesprochenen Grundsätze zu versöhnen.

Schon die bloße Vergleichung der Einwohnerzahl von Rio de Janeiro vor 1808 mit der gegenwärtigen, giebt einen Begriff von dem Einfluß, den die Einwanderung des portugiesischen Hofes auf diese Stadt gehabt hat. Rio de Janeiro hatte 1808 höchstens 50,000 Einwohner, und damals war die Zahl der Weißen ohne alles Verhältniß geringer als die der Schwarzen. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung von Rio 110,000 Einwohner, und das Mißverhältniß der Weißen zu den Schwarzen ist viel geringer als damals, indem z. B. seit jener Zeit allein 24,000 Portugiesen sich in Rio niedergelassen haben; die große Zahl von Ausländern, besonders Engländern und Franzosen, ungerechnet, welche durch die Eröffnung der brasilianischen Häfen für fremde Flaggen herbei gezogen worden sind.

Die portugiesische Regierung hat seit der Ankunft Johann des Sechsten in Rio de Janeiro manche löbliche Versuche gemacht, mit den bürgerlichen Einrichtungen auch die öffentlichen Bildungsanstalten des Mutterlandes in Brasilien einzuführen. Wir wollen nicht entscheiden, ob die Verpflanzung der portugiesischen Administration mit allen ihren Fehlern eine Wohlthat für Brasilien war, und ob nicht früh oder spät eine gänzliche Reform derselben nöthig seyn wird; so viel ist aber gewiß, daß die verschiedenen Lehranstalten, welche zum Theil mit großen Kosten und Anstrengungen in Rio errichtet worden sind, ihrer Bestimmung und dem Zweck ihrer Stifter nur sehr wenig entsprechen. Für den ersten Unterricht der untern und mittlern Volksklassen wurde bei diesen Anstalten wenig oder keine Rücksicht genommen, und diejenigen Mitglieder der höhern Stände, welche das Bedürfniß einer umfassendern wissenschaftlichen Bildung fühlten, fanden bei diesen Anstalten dennoch keine Befriedigung, und waren genöthigt, dieselben entweder in Coimbra, oder in den Lehranstalten Frankreichs und Englands zu suchen.

Es ist übrigens kein Zweifel, daß die Errichtung einer Universität im eigentlichen Sinne bei der jetzigen Lage Brasiliens unumgänglich nothwendig ist, und die Ausführung dieses Unternehmens würde hoffentlich künftige Reisende der Mühe überheben, die jetzt bestehenden Anstalten, wie z. B. die Akademie der schönen Künste, die Militärakademie, die Bibliothek der Carmeliten und andere zu nennen, ohne daß irgend etwas zu ihrem Lobe zu sagen wäre. Nützlicher sind ohne Zweifel die Aula de Chirurgia, wo untergeordnete Wundärzte gebildet werden, und die Aula do Comercio, wo junge Leute einigen Unterricht in den zu ihrem Geschäft nothwendigen Kenntnissen finden. Die einzige Anstalt für klassischen Unterricht ist das sogenannte Lyceum, wo griechisch, lateinisch und Rhetorik mehr gelehrt als gelernt wird. Aus dem Gesagten läßt sich schon abnehmen, daß die Fortschritte, welche die Civilisation in Rio de Janeiro während der letzten achtzehn Jahre gemacht hat, mehr eine Folge der häufigern gesellschaftlichen und Geschäftsberührungen mit den europäischen Nationen ist. Sie trägt einen fremden Charakter und zeigt sich mehr in dem gesellschaftlichen Leben, in der Veränderung und Zunahme des Luxus, der Bedürfnisse, und in dem allmählig erwachenden Trieb nach einer umfassendern geistigen Bildung bei den höhern

Ständen, als in dem wirklichen Vorhandenseyn gründlicher Kenntnisse und der allgemeinen Verbreitung ihrer Anwendung in den verschiedenen Zweigen der Künste, der Handwerke, der Manufakturen, des Ackerbaues u. s. w. In allen diesen Dingen ist man in Rio noch weit zurück, weshalb auch der Handel dieser Stadt durchaus nur rohe Produkte ausführt, und dagegen fast alle Erzeugnisse der Kunst aus Europa erhält. Uebrigens ist kein Zweifel, daß die Bemühungen der Regierung einige der für den Staat selbst wichtigen Manufakturen, z. B. solche, die zum Kriegs- und Seewesen nöthig sind, im Lande selbst einzuführen, endlich den gewünschten Erfolg haben werden. Es muß zur Ehre der heranwachsenden Generation Brasiliens auch gesagt werden, daß sie von einem unbegrenzten Eifer zur Erlangung der Kenntnisse beseelt ist, deren Mangel sie vollkommen fühlt, und daß die Fortschritte, welche die große Zahl von jungen Brasilianern, die sich gegenwärtig in London und Paris aufhalten, in allen Zweigen der Wissenschaften machen, ihrem Vaterlande die erfreulichen wesentlichen Dienste für die Zukunft versprechen. Der gesellschaftliche Ton in den höhern Ständen ist meistens eine Nachahmung der englischen Sitten, und diese sind der natürlichen Lebhaftigkeit der Einwohner, und zum Theil dem Klima selbst, zu wenig angemessen, als daß ein solches Gemisch einen angenehmen Eindruck auf den unbefangenen Fremden hervorbringen könnte, wie es ihm überhaupt anfallen muß, in einer so großartigen, eigenthümlichen Natur alle die kleintlichen Thorheiten und Fesseln der europäischen, und besonders der englischen guten Gesellschaft wieder zu finden; und z. B. die Spaziergänger, welche den Passeio publico besuchen, mit den neuesten Moden von Paris und London ausgestattet zu sehen, die dem Künstler keinen sehr tröstlichen Anblick gewähren. Einen ausgezeichneten Platz in allen Gesellschaften nehmen die Geistlichen, besonders die Ordensgeistlichen ein, den sie auch im Ganzen wirklich durch ihr Betragen eben so sehr als durch ihre verhältnismäßig höhere Bildung vollkommen verdienen.

Wie im Mutterlande, so hat auch in Brasilien, und besonders in Rio, die französische Literatur des verflohenen Jahrhunderts den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der höhern Stände gehabt, und noch gegenwärtig ist sie fast die einzige fremde Literatur, welche durch Uebersetzungen oder in der Originalsprache der Portugiesen und Brasilianer einigermaßen bekannt ist. Dies ist um so auffallender, da die Zahl der in Rio ansässigen Engländer viel größer ist, als die der Franzosen, und da der Handel die englische Sprache weit nothwendiger und allgemeiner macht als die französische, und die englischen Sitten weit mehr Nachahmer finden als die französischen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welchen Einfluß die neuesten Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung Brasiliens auf den Gang der Civilisation in diesem Lande haben werden, und in wiefern künftige Ereignisse denselben stören oder ihm eine andere Richtung geben können. Wenn einerseits das gesellschaftliche Leben der höhern Stände in Rio eben so wenig wie in den meisten großen Städten Europas dem Maler einen reichen Stoff zur Auffassung und Darstellung giebt, wie sehr er auch ihre sonstigen Vorzüge aner-

kennen mag, so wird er durch das bunte, lärmende Gewühl unter den niedern Volksklassen reichlich dafür entschädigt. Hier findet man die afrikanische Rasse mit ihren Abarten immer mehr vorherrschend, sowohl durch ihre auffallende Farbe und ihre Zahl, als durch ihre Liebe zu bunten Farben und das laute Geschrei, womit sie sich selbst zur Arbeit aufmuntern, und durch die lärmenden Ausdrücke ihrer Fröhlichkeit. Sonderbar fällt dagegen das düstere Wesen der Indier auf, welche hie und da als Schiffer und Fischer oder Maulthiertreiber einen Platz in diesem Gemälde einnehmen. Eigentliche wilde Indier sieht man übrigens in Rio sehr selten, und ihre Erscheinung erregt auch bei den Einwohnern immer ein großes Aufsehen. Am lebhaftesten ist das lärmende Treiben auf dem Plage, der sich von dem kaiserlichen Ballast nach dem Landungsplatz ausbreitet (Largo do porto). Hier versammeln sich, besonders Abends, Menschen aus allen Ständen, von allen Nationen und von allen Farben. Die Geschäfte des Aus- und Einladens der Schiffe auf der einen, und der kaiserliche Ballast mit dem militärischen Gepränge des Hofes auf der andern Seite tragen dazu bei, dieses Gemälde zu beleben. Ein auffallender Gebrauch, der den Gesinnungen eines so aufgeklärten Fürsten eben so sehr zu widersprechen scheint, als dem Grade von Bildung und bürgerlicher Freiheit, auf den seine Unterthanen Anspruch machen, ist der, daß wenn der Kaiser vorüberfährt, die Begegnenden aus dem Wagen steigen, während das gemeine Volk niederkniet. — Ein charakteristischer Zug aus dem öffentlichen Leben zu Rio Janeiro ist die große Anzahl von kirchlichen Feierlichkeiten, Prozessionen u. s. w., und die lärmende Freude, womit sie besonders von den untern Volksklassen in den Quartieren von Mata-pereos, Gamboa und Vallonga, durch Feuerwerk, Musik und Tanz gefeiert wird.

In ihrer Lebensart sind die Einwohner von Rio im Ganzen sehr mäßig, doch zeichnet sich darin besonders die wohlhabende Mittelklasse aus. Ihre Nahrung ist einfach, und besteht besonders aus Früchten und andern Vegetabilien und Käse. Im Genuß geistiger Getränke sind sie außerordentlich sparsam. Dies gilt weniger von den untern Volksklassen, denen aber starke Weine und Zuckerrohrbranntwein bis zu einem gewissen Grade nöthig sind, wenn die schweren Speisen, Mandioca und Mais, Bohnen und trockenes gesalzenes Rindfleisch, woraus ihre hauptsächlichliche Nahrung besteht, ihnen nicht schädlich werden sollen. Uebrigens sind Betrunkene auch unter den niedersten Ständen der Brasilianer sehr selten; häufiger findet man solche Unmäßigkeiten bei den Negern und noch mehr bei den Indiern. Der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit der Lebensart der Bewohner von Rio ist der verhältnismäßig sehr gute Gesundheitszustand dieser Stadt. Eigentliche endemische und epidemische Krankheiten sind in Rio ganz unbekannt, was um so auffallender ist, da in den nächsten Umgebungen der Stadt die sumpfigen Niederungen des Saco do Alferes sich ausdehnen, und da für die Reinlichkeit der Straßen sehr wenig Sorge getragen wird, so daß auf den besuchtesten Plätzen zuweilen todte Hunde, Katzen und sogar Maulthiere Tage lang liegen bleiben.

Landschaften in Brasilien.

Die malerische Reise in Brasilien befaßt sich bloß mit dem äußern Ansehen des Landes, wie es sich dem Auge des Reisenden, des Malers darstellt; wir entdecken mit ihm sogleich einige durch charakteristische Züge bezeichnete Hauptunterschiede; diese ausführlicher anzugeben und zu ergänzen, was eine Abbildung nicht bemerklich machen kann, zugleich aber auch die Gränzen dieser Eintheilungen des Landes anzugeben, die man, im Gegensatz zu den politischen, malerische nennen könnte, darauf muß sich hier unsere Aufgabe beschränken.

Wir suchen die Ursachen und Bedingungen zu ergründen, wornach jene malerischen Abtheilungen sich gebildet haben. Diese liegen offenbar in den Verschiedenheiten des Clima's und des Bodens, welche von der allgemeinen geographischen Structur des Landes abhängen, die zugleich auf alle andere Verhältnisse und Abtheilungen desselben in politischer und statistischer Hinsicht einen so großen Einfluß ausüben, und deren nähere Bestimmung uns auch für diese Gegenstände, wo wir in der Folge genöthigt seyn werden, sie zu berühren, die Uebersicht sehr erleichtern wird.

Bei einer Uebersicht der allgemeinen geographischen Structur Brasiliens bieten sich uns sechs Hauptabtheilungen dar, nämlich die Flußgebiete des Amazonenstromes, des Paraguay, des Parana, der Südküste, des San Francisco und endlich des Parahiba oder der Nordküste. Von diesen gehören die drei ersten zwar nicht ganz, aber doch größtentheils zu Brasilien, und erhalten durch mehrere Gebirgszüge ihre natürlichen Gränzen. Das Flußgebiet des Amazonenstromes ist zwar mehr eine der großen Hauptabtheilungen von Südamerika und der östlichen Abdachung der Anden; allein der größte Theil davon gehört zu Brasilien, und insofern finden wir für dasselbe folgende natürliche Gränzen: nach Norden trennt das Flußgebiet des Amazonenstromes von demjenigen des Orenoko, und zugleich mit geringen Abweichungen Brasilien von Columbien, ein Gebirgszug, dessen allgemeine Richtung von Westen nach Osten ist, und der in dieser Richtung verschiedene Namen trägt, zum Beispiel Serra Parime, Serra Pacarayna, Serra Tumucumaque, und ihm eine große Zahl von Strömen zusendet, wovon der Rio Negro besonders angeführt zu werden verdient, da er den Amazonenstrom mit dem Orenoko durch den Cassiquiare verbindet.

Nach Süden und Osten wird das Flußgebiet des Amazonenstromes von demjenigen des Paraguay, des Parana und des San Francisco durch einen langen Gebirgszug getrennt, der es in einem Halbkreis umschließt, indem er an der Gränze von Oberperu anfängt, sich bis zum 20sten Grad südlicher Breite südöstlich zieht, dann aber eine nordöstliche Richtung annimmt bis etwa zu 10ten Grade, wo er sich in zwei Arme

theilt, welche in einem Halbkreis das Flußgebiet des Parahyba umfassen. Dieser Gebirgszug scheidet dem Amazonenstrom die größten Flüsse zu, wie z. B. den Rio Madeira, den Topayos, den Kingu, den Uruguay und Tocantin. Nach Osten hin verengt sich dieses ungeheure Flußgebiet, was in seiner größten Ausdehnung 22 Grad Länge und eben so viel Breite hat, immer mehr, und der westlichste seiner von Süden nach Norden strömenden Hauptflüsse wird nach Osten durch den nördlichen Theil jenes Gebirgszuges, den wir den des Innern nennen können, von dem Flußgebiete der Nordküste und des Rio de San Francisco getrennt. Das erstere besteht aus einer Menge von Strömen, die von Süden nach Norden dem Meere zustießen, und wovon wir nur den Parahyba, als den bedeutendsten, anführen wollen; seine Gränzen gegen den Amazonenstrom nach Westen und gegen den San Francisco nach Süden und Westen, bildet jener Halbkreis von Gebirgen, in den sich der Hauptgebirgszug des Innern theilt. Der San Francisco ergießt sich zwar an der Ostküste ins Meer, allein sein Lauf ist dennoch größtentheils von Südwest nach Nordost, und sein Flußgebiet sehr bestimmt von demjenigen der Ostküste getrennt, indem es erstlich durch den in derselben Richtung laufenden Theil des Gebirges des Innern und durch den zweiten parallel laufenden Hauptgebirgszug Brasiliens nebst ihren Verbindungszweigen gebildet wird. Dieser zweite Gebirgszug, welchen wir den der Küste nennen wollen, fängt im südlichsten Theil von Brasilien an, und läuft dann unter verschiedenen Namen längs der Küste hin bis nach dem Rio San Francisco; hier macht er eine Wendung nach Westen, wodurch er sich etwas von der Küste entfernt, und nun ungefähr in gleicher Entfernung zwischen dem Gebirgszug des Innern und der Küste nach Nordost laufend, die Gränze zwischen dem Flußgebiet des San Francisco und demjenigen der Ostküste bildet. Das erstere wird außerdem noch gegen Süden durch einen Verbindungszug beider Hauptgebirgszüge begrenzt. Die Gränzen des Flußgebietes der Ostküste ergeben sich schon aus dem Gesagten. Es begreift den Raum zwischen dem Meeresufer und jenem zweiten Gebirgszug, der von seinem östlichen Abhang eine große Anzahl von Strömen nach Osten und Süden ins Meer ergießt. Dieses Küstengebiet wird fast in seiner ganzen Länge von einem Gebirgszuge durchschnitten, der (besonders unter dem Namen Serra do Mar) ebenfalls mit der Küste parallel läuft, aber keine Wasserscheide bildet, sondern die Ströme, welche vom Innern kommen, durchläßt. Die Gränzen der Flußgebiete des Paraguay und Parana ergeben sich ebenfalls größtentheils aus dem bisher Gesagten, indem sie nach Norden und Osten von dem westlichen Theil des Gebirgszuges des Innern, dem südlichen Theil der zweiten Hauptgebirgskette, endlich dem

Verbindungsasse zwischen beiden Hauptzügen gebildet werden. Die Gränze zwischen dem Flußgebiet des Parana und demjenigen des Paraguan bildet ein nach Süden laufender Zweig des innern Gebirgszuges; die westliche Gränze des Flußgebietes des Paraguan bildet ebenfalls ein Zweig desselben Gebirges, den es nach Süden aussendet, der aber nicht mehr zu Brasilien gehört, wie überhaupt die Gränzen dieses Landes gegen die vereinten Staaten des Rio de la Plata und gegen Oberperu meistens durch Flüsse gebildet werden, und also die natürlichen Gränzen der Flußgebiete durchkreuzen.

Betrachten wir das Verhältniß der politischen Abtheilungen Brasiliens zu den natürlichen Abtheilungen, wie sie sich uns eben dargestellt haben, so ergiebt sich im Allgemeinen Folgendes. Das ungeheure Flußgebiet des Amazonenstromes bildet den größten Theil der Provinzen Para, Mato Grosso und Goyaz; das Flußgebiet der Nordküste den größten Theil der Provinzen von Maranhão, Piauhj, Ceara, Parahyba und Rio Grande do Norte; das Flußgebiet des Rio do San Francisco, die Provinz Pernambuco und den größten Theil der Provinz von Minas Geraes; das Flußgebiet der Ostküste, die Provinzen Sergipe, Alagoas, Ponto Seguro, Espiritu Santo, Rio Janeiro, einen Theil von San Paulo, Santa Catharina, Rio Grande do Sul, und einen Theil von Minas Geraes. Das Flußgebiet des Paraguan bildet den südlichen Theil von Mato Grosso; das Flußgebiet des Parana, den südlichen Theil von Goyaz, den größten Theil von San Paulo und von Rio Grande do Sul.

Im Ganzen läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung der natürlichen mit den politischen Gränzen hier nicht verkennen. Sie zeigt sich besonders in der Reihe von kleinen Provinzen, welche sich in schmalen Streifen längs der Küste von Santa Catharina bis nach Ceara gebildet haben, gleichsam den vielen kurzen Strömen entsprechend, welche sich an dieser Küste ins Meer ergießen. Diese Reihe wird nur von der Provinz Pernambuco unterbrochen, welche den untern oder nördlichen Theil des großen Flußgebietes des San Francisco bildet. Westlich von Ceara folgen dann den bedeutenden Strömen der Nordküste die großen Provinzen von Maranhão und Piauhj; endlich entsprechen die, entweder sehr unsicher oder mit ganz willkürlichen geraden Linien bezeichneten Gränzen der großen Provinzen von Mato Grosso und Para dem unermeßlichen und größtentheils ganz unbekanntem Flußgebiet des Amazonenstromes. Die auffallendsten Anomalien, die sich uns darbieten, wenn wir Brasilien von dieser Seite betrachten, sind die Provinzen Minas Geraes und San Paulo. Sie sind jedoch leicht erklärlich, wenn wir bedenken, daß diese Provinzen ihren politischen Ursprung und ihre Gränzen besonders den Ausdehnungen und der Lage der Goldminen verdanken, welche an beiden Abhängen des Gebirgszugs der Küste gefunden werden; so daß dieses Gebirge — die Wasserscheide zwischen der Ostküste und dem Rio San Francisco — statt auch die Gränze zwischen der Provinz Minas Geraes und den Küstenprovinzen zu bilden, nun fast in der Mitte der erstern liegt, welche ausschließlich die Goldprovinz zu seyn bestimmt war. Dasselbe gilt in gewisser Hinsicht von San Paulo, und die Widersprüche, welche im Allgemeinen nach dem Innern des Landes zu zwischen den natürlichen und politischen Gränzen statt finden, erklären sich leicht aus den Streifzügen, welche die Portugiesen nach Sklaven und Gold ins Innere vornahmen, und aus der geringen Höhe der meisten der Gebirge im Innern.

Der Einfluß der allgemeinen Bildung des Landes auf das Aussehen desselben in materischer Hinsicht ist doppelter Art: erstlich durch die Höhe und Form der Gebirge, ihre Anzahl und Verhältnisse zu der Ebene; zweitens durch das Klima und die Vegetation, insofern sie von demselben abhängt. Was nun die erste betrifft, so bietet sich uns sogleich, als unterscheidende Eigenschaft für den landschaftlichen Charakter von Brasilien, die Thatsache dar, daß die höchsten Theile des Landes nicht die gebirgigsten, sondern bloß hügelig sind. Man kann mit Recht sagen, daß die eigentlichen Gebirge von Brasilien, in materischer sowohl, als in geognostischer und geographischer

Hinsicht, die Anden sind, welche aber bei den Verhältnissen des Raums, die in der neuen Welt vorwalten, in jeder Hinsicht außer unserm Horizonte und außerhalb der politischen Gränzen Brasiliens liegen. Könnten wir die Gebirgszüge der Küste und des Innern den Anden näher denken, so würden sie uns als die Boralpen derselben erscheinen; das, was aber Brasilien einen so sonderbaren Charakter giebt, ist die ungeheure Entfernung, die seine Alpen, die Anden, von ihren östlichen Boralpen trennt. Dieser ganze unermeßliche Zwischenraum, der den größten Theil von ganz Brasilien und der Flußgebiete des Amazonenstromes, des Paraguan, Parana, San Francisco und der Nordküste ausmacht, bildet nicht sowohl eine Hochebene, als ein endloses Gewirre von Hügelreihen, deren Höhe aber größtentheils beinahe eben so viel beträgt, als die Höhe jener Küstengebirge, welche wir Boralpen nennen könnten, nämlich 3 bis 4000 Fuß. Aus diesem Hügelmeere erheben sich anfangs kaum merklich diejenigen Gebirgszüge oder höhern Hügel, welche im Innern des Landes die Wasserscheide bilden, und erst indem sie sich der Küste nähern, treten sie bedeutender hervor, aber nicht sowohl indem ihre Höhe über die Meeresfläche zunimmt, als indem die Hügel zu beiden Seiten immer mehr an Höhe über dem Meere, nicht aber an relativer Höhe unter sich selbst abnehmen. Dieses allmähliche Abnehmen der Höhe des Hügellandes bedingt den Lauf der Flüsse, und ist in seiner Entstehung wahrscheinlich auch von ihm bedingt worden. Ein Blick auf die Charte und den Lauf der Hauptströme zeigt uns, daß diese Abdachung in dem südlichen Flußgebiet des Amazonenstromes, also nördlich und östlich von dem Gebirgszug, den wir den des Innern nannten, nach Norden, und südlich von demselben nach Süden, sehr allmählig bis an das Meer statt findet, während nach Osten zu die Boralpen, welche diese Flußgebiete und dasjenige des San Francisco begränzen, ziemlich nahe der Küste hinziehen, und sich schroff von derselben erheben.

Was die geognostischen Verhältnisse der Gebirgszüge betrifft, so fehlt es uns darüber noch sehr an zusammenhängenden Beobachtungen; jedoch stimmen im Allgemeinen alle Nachrichten darin überein, daß die brasilianischen Gebirge fast insgesamt aus Urformationen bestehen, und zwar größtentheils aus Granit, der jedoch durch die größere oder geringere Beimischung von Glimmer häufig in Gneis und in Glimmerschiefer übergeht. Letzteres scheint besonders mehr im Innern des Landes der Fall zu seyn, während da, wo sich das Gebirge sehr der Küste nähert, zum Beispiel bei Rio de Janeiro, der Granit vorherrscht. Der Ueberzug der Felsen, das eigentliche Erdreich, ist besonders ein rother Thon, während an der ganzen Küste, besonders aber an der Nordküste, am Ausfluß des Amazonenstromes, des Parahyba und des San Francisco, sich viel Sand und Dammerde abgelagert hat.

Das Klima ist im Ganzen an der Küste und in den niedrigen Flußgegenden feucht und heiß, in den Gebirgen und im Innern des Landes trocken und kühler. Der Thermometerstand ist im Durchschnitt in den Niederungen 26 bis 30°, in den höhern Gegenden 18 bis 20° Reaumur. Die Regenzeit tritt etwa im Oktober ein, und hört im Februar auf.

Aus allem bisher Gesagten ergeben sich die Unterschiede, welche in Brasilien das Klima, die Vegetation und der von allen diesen Umständen bedingte Anblick des Landes darbieten, nämlich die Küstenlandschaften, die Ufer der Flüsse, die Gebirge und die Hügel. Es ergiebt sich aber auch zugleich, daß die Art, wie diese verschiedenen Landschaftscharaktere auf einander folgen, sehr verschieden seyn muß, je nachdem der Reisende von der Ost- oder von der Nordküste ins Innere des Landes vordringt. Die Ostküste bietet schon in der Ferne die kühnen Formen der Granitgebirge dar, welche längs derselben in größerer oder geringerer Entfernung hinlaufen, und zum Beispiel bei Rio Janeiro sich selbst bis in das Meer hinein erstrecken. Um von dieser Seite her bis zu dem hohen Hügellande des Innern vorzudringen, muß der Reisende mehrere felsige Gebirgszüge übersteigen, um endlich jene hohen, steilen Gebirge zu erreichen, welche wir die Boralpen der Anden

nannten; von dort aber betritt er das hohe hügelichte Binnenland, ohne wieder bedeutend in die Tiefe hinabzusteigen. Ganz anders verhält es sich, wenn man von der Nordküste, oder eigentlich von der ganzen Küste vom Rio de San Francisco bis zum Amazonenstrom, ins Innere vordringt. Das Ufer selbst ist entweder ganz eben, morastig, sandig, oder es ist hügelicht, und man kann das ganze ungeheure Flußgebiet des Amazonenstromes, des Parahyba (sogar des San Francisco in dieser Richtung) durchwandern, ohne ein bedeutendes Gebirge zu übersteigen, indem man von einer Hügel- oder niedrigen Gebirgsreihe zur andern gelangt, bis zum Ursprung der Ströme, bis zu den niedrigeren Gebirgen des Innern, deren Höhe über dem Meere nicht geringer ist, wie die jener hohen Ufergebirge an der Ostküste, in welche sie allmählig übergehen. Dieser allmähliche Uebergang von den Küsten zu den höchsten Punkten des Landes bedingt einen gleichen allmählichen Wechsel der climatischen Verhältnisse und der Vegetation, während beide dem Reisenden, der zum Beispiel von Rio de Janeiro aus ins Innere vordringt, sehr plötzliche Abänderungen darbieten. Die Vegetation und das Klima scheinen sich in Brasilien im Ganzen mehr nach den Verhältnissen der Lage, als nach den Breitengraden zu verändern, und beide scheinen in denselben Lagen der nördlichen und südlichen Provinzen wenig landschaftliche Verschiedenheit darzubieten. Die Hauptunterschiede in dieser Hinsicht werden von der Höhe der Orte über dem Meere und von der Nähe der Ströme oder des Wassers überhaupt bedingt. Die Waldvegetation, welche in den eigentlichen Urwald übergeht, findet sich im Ganzen an allen Ufern, sowohl des Meeres als der Flüsse; so wie man aber gegen das hohe Binnenland herankommt, verliert sie sich, und auch an den Ufern der Flüsse hört nach ihrem Ursprunge zu die Waldvegetation auf; allein auch zunächst an der Meeresküste, da, wo sie entweder sehr felsig ist, wie am südlichen Theil der Ostküste, oder da, wo sie von Morast oder Sanddünen gebildet wird, wie an der Nordküste und dem nördlichen Theil der Ostküste, hört die Waldvegetation auf. An den letztgenannten Küsten, das heißt von Pernambuco, Ceara, Rio Grande, Maranhão u. s. w. findet man den Wald erst mehrere Tagereisen weit im Innern des Landes. An der Ostküste dagegen, von Santa Catharina bis Sergipe, erhebt er sich gewöhnlich in geringer Entfernung vom Ufer und geht allmählig in Urwald über, so daß das Ufergebiet, was wir das der Ostküste nannten, am meisten Wald und überhaupt die üppigste Vegetation, so wie die schönsten Gebirgsformen darbietet. Insofern auch die Arbeiten und Werke des Menschen zu dem landschaftlichen Charakter der verschiedenen Gegenden beitragen, muß man bemerken, daß die meisten Pflanzungen an den Ufern der Flüsse sich finden und den Zwischenraum einnehmen, den die Waldungen lassen; dagegen das hügelichte Binnenland durch einzelne, weit zerstreute Meierhöfe, durch Viehheerden, oder durch die Betriebsamkeit der Bergwerke belebt wird.

Nachdem wir bisher im Allgemeinen den Charakter und das Vorkommen der verschiedenen Gegenden Brasiliens angegeben haben, gehen wir zu einer ausführlicheren Beschreibung derselben über.

Das erste, was sich dem europäischen Wanderer darbietet, sind die Küstengegenden, deren Charakter jedoch, wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, so große Abwechslungen darbietet, daß es nicht möglich ist, eine allgemein passende Beschreibung derselben zu geben. Am südlichen Theil der Ostküste, da, wo sich die Gebirge und der Urwald dem Ufer mehr nähern, zeigen die Uferlandschaften, entweder als Hintergrund oder bis an das Meer selbst vorspringend, die kräftigen Massen und pyramidalischen Kuppen des Urgebirges, an dessen Fuße sich das dunkle Grün des Urwaldes ausdehnt. Wo die Gebirge sich bis dicht an das Ufer hinziehen, oder sogar einzelne Felsblöcke ins Meer hinausenden, da ist die Küste meistens kahl; nur hier und da erheben sich einzelne Gruppen schlanker Cocospalmen; aus dunkeln waldigen Schluchten stürzen klare Bäche hervor, an deren Ufern einzelne Fischerhütten oder kleine Pflanzungen stehen. Wo hingegen das Gebirge, weniger steil

und felsig, sich vom Ufer entfernt und dem Urwalde Raum läßt, der seine niedrigen Abhänge bedeckt, da bildet der Rand des Waldes, der wie eine riesenhafte Mauer die Landschaft umschließt, einen dunkelgrünen Hintergrund, über den sich nur die felsigen Gipfel des Gebirges erheben; rings um den Rand des Urwaldes zieht sich ein Kranz oder Gürtel von niedrigen Bäumen, besonders Lorbeerarten und niedrigere Palmen, der näher nach dem Ufer zu einer großen Anzahl herrlich blühender Gebüsche und Fettpflanzen Platz macht.

Der Raum zwischen diesem Blütenkranz, der den Urwald einfaßt, und dem Meere selbst, ist meistens sandig und von höhern Sträuchen oder Bäumen frei; dagegen aber bedecken ihn viele Arten von niedrigen rankenden Gewächsen, die sich oft durch die Farbenpracht ihrer Blüten und die sonderbare Bildung ihrer Blätter und Zweige auszeichnen; dazwischen wuchert überall das harte, stechende, blaßgelbe Strandgras hervor. Hin und wieder finden sich an diesem Theile der Küste grüne Wiesen, besonders an den Mündungen der Flüsse, zuweilen aber auch Lagunen, von kahlen Sandflächen umgeben, oder Sümpfe, mit undurchdringlichem Gebüsch und Rohr bedeckt. Einzelne freistehende Gruppen von Palmbäumen, und die Aussicht auf das Meer, vollenden den Charakter dieser Küstengegenden, wie sie sich besonders in der Nähe von Rio de Janeiro finden, wo die Serra do Mar am höchsten ist und sich am meisten dem Ufer nähert. Auf dem ersten Blatte ist als Beispiel einer solchen Landschaft die Praya Rodrigues, südlich von Rio de Janeiro, dargestellt.

Je weiter sich nach Norden zu die Gebirge vom Ufer entfernen, abflachen und die Hügel des Binnenlandes verlieren, desto kahler und sandiger wird die Küste. Mehrere Tagereisen weit findet der Wanderer oft nichts als niedrige Lehmhügel, oder wahre Wüsten von beweglichem Sande; verdorrtes Gras, hier und da einzelne Bäume mit dichtem dunkelgrünem, lederartigem Laube und schöner Blüthe. Nur selten findet er einige Pfützen von schlechtem Wasser, oder an dem ausgetrockneten Bette kleiner Ströme einzelne elende Hütten, deren Bewohner kaum dem Hungertode zu entgehen hoffen, und deren abgemagertes Vieh vergebens nach Wasser und Futter brüllt. Hier und da erheben sich aus dem Sande einzelne sonderbar geformte Felsenriffe, deren Gestalt, so wie die Muscheltrümmer im Sande, vermuthen lassen, daß diese Gegend einst vom Meere überströmt war. Auch jetzt noch wird sie in der Regenzeit größtentheils unter Wasser gesetzt. Nur an den Ufern der größern Flüsse und weiter nach dem Innern des Landes zu geht diese Einöde in die reichere Vegetation der Wälder oder der Campos über, während die Sandflächen und Dünen an den Mündungen des Amazonenstromes ausgedehnten undurchdringlichen Sümpfen Platz machen.

Auch von den Uferlandschaften der Flüsse läßt sich nicht wohl eine allgemeine passende Charakteristik geben. Erstlich soll, wie die Herren Spix und Martius versichern, jeder der größern Flüsse seine eigenthümliche Vegetation besitzen; allein auch die Ströme der Ostküste, worauf wir uns hier beschränken, bieten große Abwechslungen und Verschiedenheiten dar, je nachdem ihre Ufer gebirgig, hügelicht oder flach und sumpfig sind; je nachdem der Urwald sich bis dicht ans Wasser erstreckt, oder einer niedrigeren Vegetation und Pflanzungen Raum läßt. Diese glänzen dann mit ihren weißen Mauern freundlich aus dem fastigen Grün der Drangen-, Bananen- und Mangobäume, die sie umschatten, hervor, während schlank Palmen hoch über ihnen ihre Gipfel wiegen, und im Hintergrunde das dunkle Grün des Urwaldes und die Gebirge das Gemälde schließen.

Da, wo die Ufer der Flüsse niedriger sind, werden sie meistens von dichtem, undurchdringlichem Gebüsch eingefast, und gewöhnlich bieten sie eine große Abwechslung von Bäumen und Sträuchen dar, welche durch die Pracht ihrer Blüten und die Schönheit ihrer Formen zu dem Charakter der Landschaft beitragen: das Ubarohr mit fahnenartigen Blüten und zierlichen fächerförmigen Blättern; das schlank Bambusrohr; die Arolien, Bignonien und andere Schlingpflanzen, mit einer Fülle von Laub und Ranken und den glühenden Farben

ihrer Blüten. Viele Arten von Enten, Eisvögeln und andern Wasservögeln flattern vor dem Nachen des Reisenden her ins Gebüsch, während schöne weiße Reiher in den Gipfeln der höhern Bäume eine Zuflucht suchen. Da, wo das Meerwasser sich noch mit dem Flußwasser vermischt, sind die sumpfigen Ufer weithin mit dem Manglestrauche bedeckt, der seine Zweige tief ins Wasser sendet, auf dessen Grunde sie Wurzel schlagen, die dann zur Zeit der Ebbe mit unzähligen Muschelthieren, Austern und Krabben bedeckt erscheinen. An den niedrigen Flußufern ist dieses Gebüsch oft so dicht und hoch, daß nur selten die höhern Gipfel des Urwaldes oder die fernern Gebirge dem Blicke des Reisenden sichtbar werden. Nur selten erstreckt sich der Urwald bis an das Wasser, meistens wird er durch einen mehr oder weniger breiten Strich einer weniger hohen Vegetation von ihm getrennt. In den Gebirgen selbst bahnen sich die Flüsse oft zwischen hohen Felsen einen Weg, und bilden zahlreiche Wasserfälle, Noch höher hinauf durchströmen sie das hügelichte, baumlose Binnenland, und hier sind die Ufer entweder kahl, oder mit niedrigem Gebüsch, besonders von weidenartigen Sträuchen bedeckt.

Den interessantesten Theil der brasilianischen Landschaftscharaktere bilden unstreitig die Urwälder, welche den größten Theil der Ostküste und die Ufer einiger großen Flüsse im Innern des Landes bedecken; zugleich ist es aber auch derjenige, dessen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten am wenigsten in einer Darstellung oder Beschreibung wiedergegeben werden können. Der Künstler sucht in diesen oft undurchdringlichen Waldungen, wo der Blick selten weiter als einige Schritte weit reicht, vergebens einen Punkt, der ihm einen Ueberblick oder eine Ansicht darböte, und zugleich erlauben ihm die Gränzen und Geseze seiner Kunst nur bis zu einem gewissen Punkte die unendliche Mannigfaltigkeit in den Farben und Gestaltungen der ihn dicht umschließenden Vegetation wiederzugeben. Eben so unmöglich ist es, durch eine begleitende Beschreibung diesen Mangel zu ersetzen, und es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß dies durch ein ausführliches Namensverzeichnis und die Wiederholung einiger, entweder unverständlicher oder unbestimmter Beiworte geschieht. Die Regeln des gesunden Geschmacks setzen hier dem Beschreiber fast eben so enge Gränzen, als dem Maler, und nur der Naturforscher ist berechtigt, sie zu überschreiten.

Wenn wir die Urwälder Brasiliens mit den ältesten und schönsten Waldungen der alten Welt vergleichen, so zeigt sich uns als ihr charakteristischer Unterschied, nicht nur die größere Ausdehnung der erstern, die Größe ihrer Bäume, sondern ganz besonders die unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen ihrer Stämme, Blätter und Zweige, die Farbenpracht ihrer Blüten, und die unbeschreibliche Ueppigkeit der niedrigeren Pflanzengattungen, besonders der Schlingpflanzen, welche die Rämme zwischen den höhern Bäumen ausfüllen, und ihre Gipfel und Stämme oft umschlingen und verbinden, und so ein wahrhaftes undurchdringliches Chaos von Vegetation bilden, wovon unsere europäischen Waldungen nicht den entferntesten Begriff geben. Die Laubbölzer der Urwälder haben zwar noch am meisten Analogie mit den Gestalten, an welche das Auge des Europäers gewohnt ist; allein auch unter ihnen finden sich viele, welche einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen. Dahin gehört der amerikanische Feigenbaum, dessen zähe Wurzeln an dem Stamme, wie Strebepfeiler, weit hervortreten; die *Cecropia*, mit großen, silberglänzenden, gelappten Blättern; die hohen, schlanken *Mirthen* und *Bigonien* mit goldgelben Blüten. Ganz fremdartig und als wahre Kinder einer neuen Welt erscheinen dagegen die zahlreichen Gattungen der *Palmen* und zierlichen *Farrenkrautbäume*, und vergebens würden wir versuchen, einen Begriff von der unendlichen Schönheit und Grazie dieser Bildungen mit Worten zu geben, für welche es auch dem Dichter so sehr an Ausdrücken mangelt, daß er sich ihrer als Maasstab der Schönheit bedient. Manche *Palmen* werden gegen 200 Fuß hoch, und wiegen ihre leichten Häupter frei über den höchsten Gipfeln des Laubgebölzes. *Nadelbölzer* sind selten in den brasilianischen Urwäldern, und

nur einzeln droht das finstere Grün der chilesschen Fichte aus der reichen Vegetation der Tropen hervor. Mit jugendlicher Lebenskraft, in üppigem Uebermuth, schafft und zerstört die Natur in diesen Wildnissen, und scheint mit einer Art von Verachtung alle ihre Schätze, alle ihre Geheimnisse den Augen des Menschen zu enthüllen, der sich betäubt und gedemüthigt in dieser mächtigen Fülle einer freien Schöpfung fühlt.

Auch die thierische Natur entwickelt hier einen erstannenswerthen Reichthum an Formen, Farben und Tönen. Schaaren von Affen, von Papageien und andere bunte Vögel beleben die Gipfel der Bäume; unzählige Schmetterlinge wetteifern an Pracht der Farben mit den Blüten, die sie umschweben, und werden nur von den Diamanten, Rubinen und Smaragden der *Colibri* übertroffen, mit denen sie aus denselben Kelchen schöpfen. Auch die sonderbar geformten Gebände der Ameisen halten den ermüdeten Blick des Wanderers einen Augenblick fest. Es herrscht ein beständiges geheimnißvolles Summen und Bransen in diesen Wäldern, welche die Art von Trunkenheit vermehren, in die der Wanderer versetzt wird; allein einzelne Töne unterscheiden sich dennoch: das Klappern des Tinkans mit seinem großen hohlen Schnabel; die sonderbaren metallischen Töne des *Uraponga*, dem Klange des Hammers auf einem Umbose ähnlich, bald nah, bald ferne; das klägliche Nechzen des *Faultieres*; das Brüllen des Ochsenfrosches; das Schnarren der Cicaden verkünden den Eintritt der Nacht. Myriaden von leuchtenden Insekten sprühen wie Funken umher; blutsaugende Fledermäuse flattern gespensterartig durch das Dunkel, und das ferne Heulen des Tigers, das Rauschen der Ströme oder das Krachen zusammenstürzender Bäume unterbrechen die feierliche Stille.

Die unbeflebte Natur stimmt mit dem großartigen Charakter dieser Urwälder überein, welche an der ganzen Ostküste die verschiedenen Zweige der *Serra do Mar* bedecken. Wo eine etwas erhöhte und freie Stelle dem Blicke erlaubt, sich über die Gipfel der Bäume zu erheben und eine größere Landesstrecke zu übersehen, da stellen sich ihm die kühnen, schroffen *Granitknippen* der höhern Gebirge des Innern dar, die über dem endlosen Grün der Wälder hervorragen. In den Urwäldern selbst finden sich häufig gewaltige Felsblöcke zerstreut, deren flache Gipfel oft mit einem Garten der schönsten Blumen bedeckt sind. Je tiefer aber der Wanderer in die Wälder eindringt, desto seltener bietet sich seinem Blicke eine freie Aussicht dar. Er reist Tage lang in dem immer dichter und dunkler werdenden *Baumlabrynth*, was ihm sogar den Anblick des blauen Himmels nur sparsam durch die, in unermesslicher Höhe sich wölbenden Gipfel vergönnt. Der menschliche Geist wird endlich durch diese übermächtige Fülle und Gewalt des vegetabilischen Lebens ermüdet und gleichsam beengt und niedergedrückt; er sehnt sich nach einem Blick ins Weite, nach dem blauen Himmel, den bekannten Sternbildern, die sogar auf den feindseligen Wogen des Oceans dem Reisenden Trost und Hoffnung zuwinken.

Seine Brnst erweitert sich, indem er, die Gebirge heranstiegend, endlich aus der Nacht des Urwaldes in die freien Hügel- und Gebirgsgegenden des Binnenlandes heranstreift, und jauchzend begrüßt er den freien Himmel, und athmet die frische, gesunde Luft der Gebirge ein. Wir haben schon oben im Allgemeinen den Charakter und die Lage dieses hügelichten Binnenlandes angegeben, welchem die Einwohner wegen seiner ungeheuern und gleichförmigen Ausdehnung den Namen der *Campos Gerais* geben. Wenn wir von Osten her die steilern Gebirge heranstiegen, so bieten diese *Campos* anfangs noch eine größere Abwechslung des Terrains dar: höhere felsige *Berggipfel*, den *Boralpen* *Enrols* und der *Schweiz* ähnlich, und grüne Thäler mit Wald und Wiesen, und schauerliche Schluchten bilden die brasilianische Gebirgslandschaft, wovon wir in dem vierten Blatte ein Beispiel in einer Ansicht der *Serra Duro branco* geben. Auch die Vegetation verändert allmählig ihren Charakter, je mehr man sich von den Urwäldern entfernt. Diese sind zunächst von einem breiten Rande von dichten, blühenden Gebüsch umgeben, über welche sich

einzelne niedrige Palmarten und Farrenkräuter erheben. Dickere, waldbartige Gruppen bilden mehrere Arten dickrindiger Bäume, mit weit abstehenden, vielfach gewundenen Ästen, und lederartigen, trockenen, mattgrünen Blättern, dazwischen hier und da die grotesken Formen eines Cactus; einzelne Gruppen der dunkeln chileischen Fichte, die mit ihren wagerecht vom Stamme ausgehenden Ästen undurchdringliche Schattengewölbe bildet. So wie gegen die Küsten zu einzelne Gruppen hoher, schlanker Palmen, so bilden diese Fichten gegen die Campos zu gleichsam die Vorposten der Urwälder. Indem aber der Reisende weiter ins Innere vordringt, läßt er bald diese Gebüschregion (taboleiros) hinter sich. Das Gebüsch wird immer lichter, die höhern Bäume stehen immer einzelner, und bald breiten sich unabsehbare, mit Gras und Blumen bedeckte Hügel vor ihm aus. Doch kann man diese Gegenden nicht eigentlich Wiesen nennen, und besonders ist ihr Charakter ganz verschieden von den Steppen der alten Welt. Die Campos Geraes bieten nur selten weitere Ebenen dar, wie die Steppen Asiens; der Wanderer steigt von Hügel zu Hügel, und selten gelingt es ihm, mehr zu übersehen, als die ihn zunächst umgebenden Hügel und Thäler. Eben so sehr unterscheidet sich die Vegetation; während auf den asiatischen Steppen einige wenige Pflanzenfamilien ungeheure Landstrecken bedecken, zeigt sich in den brasilianischen Campos dieselbe unendliche Abwechslung in Farben und Formen, wie in den erhabenen Bildungen der Urwälder, und ersetzen das frische Grün europäischer Wiesen. Zwischen dem blauen, feinen, trocknen Grafe bedecken weithin unzählige Arten von Rubiaceen und Malpighien mit bunten Blüten den Boden, während einzelne Farrenkrautbäume zwischen baumartigen Liliaceen, dem Congonhastrauche und Zwergacaia sich erheben, und hin und wieder kleine Niederwäldchen bilden. Der Erdboden ist meist ein harter Lehm, mit vielen größern und kleinern Quarztrümmern überdeckt; hier und da ziehen sich höhere Felsmassen durch das Hügelmeer hin, in sonderbaren Formen, Mauern, Thürme und Zinnen nachahmend, und weithin im Glanze der Sonne strahlend, wenn diese sich an den großen Glimmerplatten des Gesteins brechen. Den Lauf der Flüsse hemmend, welche dies Binnenland nach allen Seiten durchströmen, zwingen diese Felsmassen sie oft, sich schäumend und weit donnernd, durch das enge Bett von Fall zu Fall zu stürzen, oder hier und da die Thäler in klare Teiche umzuformen.

Auch die animalische Natur trägt hier einen besondern stillen Charakter, der gegen den beständigen Wechsel und die Verwirrung der Töne in den Urwäldern auffallend absticht. Durch das niedrige Gebüsch rennen in sonderbarem Galopp kleine Heerden des amerikanischen Straußes, während mehrere hühnerartige Vögel, friedlich umhertrippelnd, ihr Futter suchen. Auf den hohen Bäumen sitzt der bunte Tukan, der purpurrothe Tanagra und der Cahoa, auf die Schlangen lauernd, die in bunten Ringen sich an der Sonne lagern. Nur zuweilen stören Schaaren von kleinen Papageyen, von den Wäldern herfliegend oder dahin zurückkehrend, mit widrigem Geschrei die Stille der Hügel.

Nur an den Grenzen dieser endlosen Wildniß, welche das hohe Binnenland von Brasilien bildet, kann der Reisende noch hoffen, Menschen und Menschenwerken zu begegnen. Hier findet er noch einzelne Wohnungen und Maispflanzungen, oder die Hütten der Hirten, welche zahlreiche Heerden von Rindvieh und Pferden weiden. Hier begegnet er zuweilen noch langen Zügen von Maulthierern, welche den Handelsverkehr der Weiden und Bergwerksprovinzen mit der Küste und untereinander unterhalten. Dies giebt jedoch nur von den Campos der Provinzen San Paulo, Minas und Goyaz, wo denn auch in den bewohnten Gegenden das Leben und Treiben des Bergwesens, die durch Menschenhände hervorgebrachten Schluchten und Terrassen der Goldwäschereien zum Charakter der Campos beitragen.

Eine besondere Erwähnung verdienen die ausgedehnten Sümpfe und Seen, welche sich im höchsten Theile des brasilianischen

Binnenlandes finden, und während der Regenzeit einen großen Theil des Flußgebiets des Paragnay in Brasilien einnehmen. Diese Sümpfe (Pantanaes) wurden früher häufig von den Paulisten besucht, welche zu Wasser durch den Tiete, Parana, Rio Paro, Taguay und Paraguay mit der Provinz Cujaba im Verkehr standen, der gegenwärtig auf dem Landwege weiter nördlich durch die Serra Fria und Minas Geraes betrieben wird. Nach den Beschreibungen, welche wir von diesen Lagunen, den Flüssen, die aus ihnen hervorströmen, und den Inseln, die sie bilden, haben, müssen sie einen ganz eigenthümlichen Charakter und einen wunderbaren Reichtum an vegetabilischer und animalischer Schöpfung enthalten. Die Boote der Paulisten fuhren zwischen unermesslichen Feldern von wildem Reis hin; an den Ufern der zahlreichen Canäle erhoben sich Gruppen von mannigfaltigen und unbekanntem Palmenarten und blühender Gebüsch, und das Wasser selbst war mit unzähligen Arten von Wasservögeln und Fischen und ungeheuern Krokodilen bevölkert.

Ueber diesen Theil des Binnenlandes fehlt es uns ganz an ausführlichen Nachrichten, da noch kein Europäer denselben besucht oder beschrieben hat.

Die Bai von Rio de Janeiro bildet ein unregelmäßiges Oval mit vielen Buchten und Vorsprüngen. Ihre größte Länge beträgt fünf Leguas von Süden nach Norden, ihre größte Breite vier Leguas von Westen nach Osten. Vom Ozean aus gelangt man ins Innere der Bai durch einen schmälern Kanal oder vielmehr eine Art von unregelmäßigem Vorhof, dessen Ausgang nach der Bai zu etwa eine Legua, sein Eingang von der offenen See her tausend Brassen beträgt. Bei dieser äußern Einfahrt in die Bai von Rio de Janeiro, vom Standpunkt aus in der offenen See in geringer Entfernung betrachtet, fällt sogleich links die sonderbare Felsenpyramide des Pao-de-Azucar in die Augen, dessen Form sich der Erinnerung eines jeden Seemannes einprägt, der einmal an dieser Küste vorbeigefegelt ist. Am Fuße des Zuckerhuts, auf einer vorspringenden Landzunge, unterscheidet man die Batterien von San Theodosio, welche von dieser Seite den Eingang vertheidigen; gegenüber das Fort von Santa Cruz, und zwischen beiden die kleine, ebenfalls besetzte, Insel da Lagem, welche den Eingang in zwei enge Kanäle theilt, die vollkommen von dem Geschütze dieses Forts besetzt werden. Im Hintergrunde zwischen dem Fort von San Theodosio und der Insel Lagem, erblickt man die besetzte Insel Villegagnon, und noch weiter nach hinten, die Ilha das Cobras. Die Stadt selbst ist hinter diesen beiden Inseln und hinter dem Fort San Theodosio verborgen.

Gleich hinter dieser Einfahrt tritt das Ufer zu beiden Seiten weit zurück und bildet zwei tiefe Buchten. Die links und am westlichen Ufer liegende trägt den Namen Botafogo, und wird nach Norden durch einen hügelichten Vorsprung, Morro do Flamengo, begränzt, hinter welchem das Ufer ziemlich gerade nach Norden läuft, bis zu einem kleinern felsigen Vorsprung, Morro da Nossa Senhora da Gloria, nach einer darauf erbauten Capelle benannt. Von da geht es erst weiter nach Norden, und dann in einer sanften Krümmung nach Osten, und bildet eine scharfe Ecke, Punta da Calabouço, hinter welcher es eine kurze Strecke nordwestlich läuft und eine stumpfe Ecke, Morro de San Bento, bildet, hinter welcher sich dann die eigentliche Bai öffnet, indem das Ufer nach Westen zurücktritt.

Das östliche Ufer bildet gleich hinter der Einfahrt eine tiefe unregelmäßige Bucht, Saeco genannt, dann eine felsige Landzunge mit zwei Spitzen, wovon die südliche, Punta da Nossa Senhora da Boa Viagem, mit einer Capelle geziert, und die nördliche Punta da Gravata heißt. Dieses Vorgebirge bildet, nebst der ihm gerade gegenüber liegenden Punta da Calabouço, den Eingang in das Innere der Bai, welche sich hier bald nach beiden Seiten erweitert. Das Ufer der Bai sowohl, als des Kanals oder Vorhofes, ist gebirgig, und die Felsen erstrecken sich häufig bis ans Wasser. Die Gebirge des

östlichen Ufers sind jedoch im Ganzen weniger hoch und haben weniger pittoreske, auffallende Formen, als die des westlichen, wo sich die mächtige Felsenkuppe des Corcovado besonders auszeichnet. In der Tiefe der Bai haben mehrere Flüsse ihre Mündung, und bilden eine niedrige, sandige oder sumpfige Fläche; im Hintergrund erheben sich aber die zackigen Gipfel der Serra dos Orgaos, Serra de Estrella. In der Bai liegen viele Inseln, wovon die meisten felsig und von geringem Umfang sind. Die größte liegt am westlichen Ufer, und wird Ilha de Governador genannt. Einige kleinere Inseln, die im Eingang der Bai liegen, sind befestigt, und tragen besonders dazu bei, die Stadt und die Ankerplätze von der Seeseite zu schützen; dahin gehört die schon genannte Ilha da Lagem in der Einfahrt, die Ilha de Villagagnon und die Ilha das Cobras.

Die Stadt Rio Janeiro selbst liegt am westlichen Ufer, gerade auf der Ecke, welche auf dieser Seite die innere Einfahrt der Bai begrenzt. Der größte und ältere Theil der Stadt ist auf einer kleinen unregelmäßigen Ebene erbaut, welche zwischen zwei Reihen felsiger unzusammenhängender Hügel liegt, wovon die südliche nach der Punta da Calabouço ausläuft und das Castell von San Sebastiao trägt; die nördliche endigt mit dem Morro San Bento. Zwischen diesen beiden Punkten sind die gewöhnlichen Landungsplätze, die Quais, der Platz mit dem kaiserlichen Pallast, und San Bento gegenüber, in geringer Entfernung, die Ilhas das Cobras. Nach Westen wird dieser Theil der Stadt durch einen freien Platz, Campo de Santa Anna, von der neuern Vorstadt gleichen Namens getrennt, und westlich von dieser bilden mehrere kleinere Flüsse und ein seichter Meeresarm eine Art von Sumpf, Saco do Alferez, der diesen Theil der Stadt von den äußersten Vorstädten, de Mata-poreos und Catumbi trennt. Ueber Mata-poreos führt eine dammartige Straße und die Brücke von San Diogo nach dem eine halbe Stunde entfernten kaiserlichen Schlosse von San Christovao.

Von dem ältern Theil der Stadt erstrecken sich längs dem Ufer hin die Häuserreihen, je nachdem die felsigen Hügel den Raum darbieten, südlich bis nach der Capelle da Nossa Senhora da Gloria, hinter dem Hügel, auf dessen äußerstem Vorsprung das Kloster steht, nach der flachen Bucht von Catete, und weiter südlich, die Praia Flamengo bis an die Bucht von Botafogo. Catete und Botafogo können jedoch kaum mehr zur Stadt gerechnet werden, indem die Straßen nur wenig zusammenhängend und häufig durch Gärten und Pflanzungen unterbrochen werden. Auch die Thäler, welche sich nach dem Ufer herabziehen, sind durch zahlreiche Landhäuser und Gärten mit der Stadt verbunden. Das anmuthigste derselben ist das Thal Larangeiros in der Gegend von Catete.

Es fehlt Rio de Janeiro ganz an eigentlich schönen Gebäuden; dagegen hat es viele, die durch ihre Masse und ihre Lage in die Auge fallen, z. B., die Cathedral da Candelaria, die Kirche San Francisco; mehrere Klöster, die meistens auf den in der Stadt selbst sich erhebenden Hügeln erbaut sind, z. B., San Bento, San Antonio, Santa Theresa; endlich das Castell San Sebastiao; ferner einige andere öffentliche Gebäude, z. B., das sogenannte Museum- und Akademiegebäude und das Stadthaus auf dem Annaplaze. Der kaiserliche Pallast ist ein weitläufiges, unregelmäßiges Gebäude von der schlechtesten Bauart; besser ist der erzbischöfliche Pallast. Im ältern Theile der Stadt sind die Straßen schmal, regelmäßig, sich in geraden Winkeln durchschneidend, fast durchgängig gepflastert und mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind in diesem Theil der Stadt meist hoch und schmal, mit spitzen Dächern, und ihre Bauart hat nichts, was an das Clima der Tropen erinnert. Meistens haben sie drei bis vier Stockwerke und nur drei Fenster in der Breite; da die Fenster aber sehr hoch sind, so wird das Mißverhältniß der Höhe der Häuser zu der Breite noch größer. In den neuern Theilen der Stadt, besonders der Vorstadt de Santa Anna, ist die Bauart der Häuser besser; sie sind niedriger und die Dächer weniger spitz; und gegenwärtig

werden zum Theil sehr geschmackvolle Gebäude angelegt. In den schlechteren Quartieren der Stadt, am nördlichen Strande, und in der Nähe des Saco do Alferez, in den Vorstädten von Mata-poreos und Catumbi, sind die Straßen sehr unregelmäßig und schmutzig; die Wohnungen bestehen größtentheils aus elenden Hütten, die entweder ohne Ordnung hier und da zerstreut, oder zwischen den Hügeln und dem Wasser eng auf einander gehäuft sind. Uebrigens wird unter der gegenwärtigen Regierung mit großer Thätigkeit an der Verschönerung der Stadt gebaut, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, da überall Felsen gesprengt werden müssen, um neue Straßen und Quais anzulegen oder den alten mehr Regelmäßigkeit zu geben. Das bedeutendste und nützlichste Bauwerk von Rio de Janeiro ist unstreitig die Wasserleitung von Carnoia, welche 1740 vollendet worden ist, und vom Corcovado her, aus einer Entfernung von etwa einer Stunde der Stadt treffliches Trinkwasser, zum Theil auf hohen Bergen, zuführt.

Keine Gegend in der Welt bietet vielleicht so viele und so mannigfaltige landwirthschaftliche Schönheiten dar, wie Rio de Janeiro, sowohl in Hinsicht der großartigen Formen der Gebirge, als der Bildung des Ufers, welches durch seine vielen Buchten und Vorgebirge eine unendliche Abwechslung von Ansichten auf die Stadt, auf das Gebirge, auf die Bai und ihre Inseln und auf die offene See darbietet. Eben so groß ist der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Vegetation. Von dem Urwalde, der sonst die niedrigeren Hügel und Gebirgsabhänge bedeckte, haben sich in der nächsten Umgebung der Stadt noch einzelne Gruppen größerer Bäume erhalten, die in den entferntern Thälern und auf den weniger steilen Abhängen des Gebirges in größere Gehölze übergehen, über welche sich die kahlen felsigen Gipfel erheben. Näher nach dem Ufer zu sind auf den Hügeln und in den Thälern Caffeeplantagen und Landhäuser zerstreut, von den herrlichsten blühenden Gebüsch und Bäumen der Tropen umgeben. Einzelne Gruppen von schlanken Palmen und Farrenkrautbäumen vollenden die Vegetation dieser Landschaft. Die Niederungen westlich von der Stadt, in der Gegend des Saco do Alferez, sind zur Zeit der Fluth und während der Regenzeit unter Wasser gesetzt und mit Manglegebüsch bedeckt, das auch in der Tiefe der Bai, an den Mündungen der kleinern Flüsse, sich weithin über das Ufer ausbreitet. Uebrigens sind die Ufer der Bai von Rio de Janeiro fast ganz unbebaut, und nur hier und da finden sich einzelne Pflanzungen. Der Stadt gegenüber, zwischen Punta da Gravata und do Armacem, erheben sich am Strande die Dörfer von Praya grande und San Domingo, und weiterhin das kleine Dorf San Lorenzo, das von den Nachkommen der Ureinwohner dieser Gegend bewohnt wird.

Das fünfte Blatt giebt eine Ansicht der Stadt Rio de Janeiro von der Plattform des Klosters Nossa Senhora da Gloria aus. Links am Abhang des Hügel steht das Kloster Santa Theresa, und in der Tiefe sieht man einen Theil der Wasserleitung. Vom Fuße dieses Hügel erstreckt sich die Stadt bis an den Morro de San Sebastiao. Ueber und hinter der Stadt erhebt sich der Morro de San Bento; gleich links von der Cathedral und zu beiden Seiten desselben ist noch ein Theil des Ankerplatzes sichtbar. Rechts vom Morro de San Sebastiao erstreckt sich die Punta da Calabouço in die Bai hinein; ein großer Theil der Altstadt liegt hinter dem Morro de San Sebastiao, und die Vorstadt, so wie das Campo de Santa Anna, wird durch den Morro Santa Theresa und den Morro de San Antonio verdeckt, an dessen Abhang das Kloster gleichen Namens steht. Das große Gebäude am Fuße des Morro de San Sebastiao war früher ein Frauenkloster, dient aber jetzt zum Theil als Kaserne und Lazareth; von demselben erstreckt sich der öffentliche Spaziergang an den sogenannten Praya das Freyras hin.

Einer der malerischsten Punkte in der nähern Umgebung von Rio de Janeiro sind die Wasserfälle von Lijneca. Der Weg dahin führt durch die Vorstädte von Mata-poreos, bei dem kaiserlichen Lustschlosse San Christovao vorbei und längs dem Gebirgswasser Lijneca, über die nördlichen Abhänge

des Corcovado, bald zwischen fruchtbaren Pflanzungen von Orangen, Bananen, Caffee, u. s. w., bald durch blühende Gebüsche und Gewinde von Schlingpflanzen, bald unter einzelnen Gruppen prächtiger Palmen, oder gewaltiger Laubholzbäume, Ueberreste des alten Urwaldes, die häufiger, dichter und üppiger werden, je weiter man sich von der Stadt entfernt und in die felsigen Thäler des Gebirges vordringt. Etwa eine Legoa von Rio de Janeiro stürzt sich ein Bach, der auf den höchsten Spitzen des Berges Tijucca entspringt, von einer Felsenwand des Berges gegen 150 Fuß hoch herab. — Ein zweiter Bach gegen Süden sich ergießend bildet ebenfalls mehrere Cascaden, die dem erstern nicht an Größe und Imposanzheit, wohl aber der Umgebung wegen in malerischer Hinsicht nachstehen. Die Formen der Felsen umher, das Spiel des schäumenden, tobenden Wassers, geben den imposantesten Wasserfällen der alten Welt nichts nach; der unendliche Reichthum der Vegetation, welche durch die wohlthätige Feuchtigkeit und Kühle des Ortes neue Kraft und vermehrte Pracht der Farben zu erhalten scheint, wird nur durch die Menge der herrlichsten Schmetterlinge, Kolibris und anderer bunter Vögel übertroffen, welche hier Schutz vor der glühenden Sonnenhitze suchen.

Auf einer kleinen Terrasse, dem Wasserfalle gegenüber, hat ein französischer Maler, Launay, seine freundliche Wohnung erbaut, welche von zweien seiner Söhne bewohnt wird, die in beneidenswerther Ruhe und Einsamkeit die Fülle von Naturschönheiten die hier ausgegossen wird genießen.

Am Fuße des Tijucca nach Süden breitet sich ein ziemlich großer See, Jaguarepagua, aus, dem von den rings umher in seinen Fluthen sich spiegelnden felsigen Waldgebirgen viele Bergwasser zufließen, während er zugleich zur Zeit der Fluth von dem Ocean, mit dem er durch einen schmalen Kanal in Verbindung steht, mit salzigem Wasser angefüllt wird. Von der südöstlichen Seite begränzt ihn der colossale Felsen Gaviao, und von seinem Fuße aus führt ein Weg, der zum Theil des tiefen Sandes wegen sehr beschwerlich, aber durch herrliche Ausichten, theils nach dem Meere, theils nach dem Corcovado und dem ihm gegenüber stehenden Berge Dois Irmaos (die zwei Brüder) eben so belohnend ist, bei dem botanischen Garten an der Lagoa das Freitas vorbei, nach Botafogo, wo sich die malerischen Schönheiten dieser paradiesischen Gegend in noch größerer Abwechslung entwickeln. Daher diese Bucht, die durch zwei Straßen mit der Catete von Rio Janeiro in Verbindung steht und von der Stadt selbst nur eine Stunde Weges entfernt liegt, von den Europäern vorzugsweise bewohnt und von artigen Landhäusern und freundlichen Gartenanlagen umgeben ist. — Das jenseitige (östliche) Ufer und das nördliche von San Christovao nach der Insel Ilha Grande sich ausdehnende Ufer, sehen in malerischem Bezuge der ebengenannten Gegend und der Umgebung von der Stadt Rio selbst nach, und die Formen der Hügel und Berge werden erst wieder pittoresk, wenn man die Bai verläßt und, den kleinern Flüssen aufwärts folgend, sich jener Gebirgskette nähert, welche den nördlichen Hintergrund der Bai von Rio de Janeiro bildet, die jeder Reisende, der von diesem Punkt aus in das Innere von Brasilien vordringen will, erst passiren muß.

Der erste wichtige Ort in der Nachbarschaft Rio's, ist der kleine Flecken Porto de Estrella an dem Fluße Inhomerim, der sich in die Bai von Rio ergießt. Waaren und Reisende, welche von Rio de Janeiro nach den Provinzen des Innern, Minas Geraes, Minas Novas, Goyaz, u. s. w., geschafft werden sollen, werden von Rio nach dem sieben Legoas entfernten Porto de Estrella in kleinern Fahrzeugen über die Bai geführt, und dort von den Caravanen von Maulthieren (Tropas) in Empfang genommen, welche aus dem Innern die Rückfracht für die nach Rio segelnden Boote und Fahrzeuge herbeigetragen haben. In dieser Hinsicht findet eine auffallende Analogie statt zwischen dem Verkehr von Porto de Estrella mit Rio de Janeiro, und demjenigen von Aldea Gallega mit Lisboa: Aldea Gallega liegt bekanntlich im Hintergrunde der Bai von Lisboa, und fast alle Waaren und Reisende, welche aus dem Innern von Alentejo und aus Spanien kommen, werden hier von dem

Rücken der Maulthiere in Boote geladen und quer über die Bai nach Lisboa geführt, und eben so umgekehrt. Diese Ähnlichkeit zwischen der Lage der alten Hauptstadt des Mutterlandes und der neuen Hauptstadt der Colonieen, die sich noch in vielen andern Punkten durchführen ließe, mußte gewiß einen großen Eindruck auf die Portugiesen machen, die sich hier ansiedelten.

Von Porto de Estrella führt die Straße nach Minas bei mehreren schönen Pflanzungen vorbei, in deren Hintergrunde sich die zackige Serra dos Orgaos erhebt, über die steile Serra de Estrella, welche noch immer das Schrecken der Tropeiros und die Plage der Maulthiere ist, obgleich eine breite mit großen Kosten ausgeführte, gepflasterte Straße hinüber führt, die an manchen Stellen das Ansehen einer colossalen 20 Fuß dicken Mauer hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß Porto de Estrella durch diese Lage ein sehr lebhafter und betriebamer Ort ist, und es ist jedem Fremden, und besonders dem Maler, zu rathen, denselben, auch wenn Geschäfte oder sein Weg ins Innere ihn nicht dahin führen sollten, zu besuchen. Es ist der Sammelplatz von Menschen aus allen Provinzen des Innern und von den verschiedensten Ständen in ihren eigenthümlichen Trachten und in frischem lärmenden Treiben. Hier werden die Caravanen, welche ins Innere ziehen, organisiert, und von hier an beginnt für den Europäer erst das eigentliche brasilianische Leben; hier muß er oft auf lange Zeit von allen europäischen Bequemlichkeiten und Vorurtheilen Abschied nehmen. Wir könnten keinen schicklicheren Ort finden als diesen, um einige allgemeine Bemerkungen über die Art in Brasilien zu reisen, mitzutheilen, die immer dazu beitragen, dem Wilde, was wir von diesem Lande durch das vorliegende Werk zu geben uns bemühen, einige Züge und Farben zuzufügen.

Das einzige Mittel, in Brasilien Menschen und Waaren von der Stelle zu schaffen, sind Pferde und Maulthiere; an Fuhrwerke ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Wege und Communicationen nicht zu denken, und in Säufen lassen sich höchstens vornehme Damen tragen, die jedoch selten genug reisen; es ist daher jedem, der Brasilien oder irgend einen Theil von Südamerika zu bereisen gedenkt, sehr ernstlich zu rathen, vor allen Dingen in Europa reiten zu lernen; denn obgleich die Brasilianer keine solche geborne Centauren sind, wie die Bewohner der Pompas von Columbien und der Leanos von Buenos Ayres, so würden doch die verdientesten Gelehrten und Naturforscher bei ihren Reisen in Brasilien durch die Vernachlässigung dieser auf den ersten Anschein etwas sonderbaren Verhaltensregel nicht selten in Lagen kommen, wo ihnen wenig Wahl zwischen dem Lächerlichen und Gefährlichen bleiben möchte. Der einzelne Reisende kann für eine kurze Reise ein oder mehrere Maulthiere mietzen und sich einer solchen regelmäßigen Tropa anschließen; allein für eine längere Reise, besonders wenn eine größere Gesellschaft und viel Gepäck beisammen ist, wird es auf jeden Fall vortheilhafter, gleich die nöthige Anzahl von Maulthieren zu kaufen. Hierbei ist es, wie leicht zu denken, von der größten Wichtigkeit, gut gezähmte und starke Thiere zu kaufen und sich vor Betrug zu wahren; noch wichtiger ist es aber, zur Wartung und Leitung der Thiere auf der Reise einen sichern und erfahrenen Tropeiro oder Maulthiertreiber zu finden.

Jede Ersparniß in diesem Punkte ist sehr übel angebracht und wird die unangenehmsten Folgen für die ganze Reise nach sich ziehen, und nichts ist thörichter als zu meinen, man könne dazu jeden Sklaven brauchen. Die meisten europäischen Reisenden würden sich sogar in Europa nur schlecht aus der Sache ziehen, wenn sie für ihre Pferde und Gepäck sorgen sollten, wie viel mehr in einem ganz fremden Welttheile, dessen Klima, Produkte u. s. w. sie gar nicht kennen. Hier sind noch mehr als in Europa die vierbeinigen Reisenden die Hauptpersonen, und man hängt ganz von ihnen, und also von ihrem Wärter ab; es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß dieser ein rechtlicher, erfahrener und entschlossener Mann sey.

Bei den gewöhnlichen Waarentransporten machen 50 bis 60 Maulthiere eine sogenannte Tropa aus; diese ist wieder in Abtheilungen von sieben Maulthieren, Lotos genannt, getheilt, deren jede einem besondern Negro da Tropa anvertraut wird, während der Tropeiro oder der Eigenthümer selbst die Aufsicht über das Ganze führt.

Diese Einrichtung, so wie manche andere Art in Brasilien zu reisen, entsprechen ganz derjenigen, wie in Spanien und Portugal Waaren und Reisende durch die Merrieros und Almogreves fortgeschafft werden. Auch die Tragsättel (Cangalhas) und das übrige Geschirr ist von dem in der Halbinsel gebräuchlichen sehr wenig verschieden. Das Geschäft des Tropeiro ist, die ihm anvertrauten Maulthiere mit der größten Sorgfalt am Morgen zu beladen und überhaupt zur Tagereise zu rüsten, dann unterwegs sie zusammen, und so viel wie möglich in der Reihe mit der übrigen Tropa zu halten, und überhaupt dafür zu sorgen, daß weder das Vieh noch die Waaren Schaden leiden. Wenn das Ziel der Tagereise erreicht ist, so werden sie mit großer Behendigkeit und Behutsamkeit abgeladen, der Tragsattel etwas gelüftet, der dann nach einigen Minuten den Thieren abgenommen wird; man schabt ihnen mit einem großen Messer, welches die Tropeiros beständig im Gürtel führen, den Schweiß und Staub vom Leibe, nachdem man sie erst sich nach Gefallen wälzen und recken ließ, was die größte Erquickung für sie zu seyn scheint; nachdem man ihnen gewöhnlich etwas Salz gegeben hat, läßt man sie laufen, um in der Nähe des Nachtquartiers zu weiden.

Ist ein Thier vom Sattel gedrückt oder sonst verwundet worden, so wird es untersucht und verbunden; die Hufeisen werden festgenagelt, die Tragsättel ausgebessert, Holz zum Kochen herbeigetragen, u. s. w. Diese Beschäftigungen geben den Tropeiros bis gegen Abend genug zu thun, und der Reisende wird meistens auch dabei zugreifen müssen. Vor Einbruch der Nacht werden die Thiere zusammen getrieben und mit Mais gefüttert, dann läßt man sie wieder laufen, um in der Nähe sich selbst die beste Weide zu suchen, oder man treibt sie in entferntere Gegenden, wenn dort die Weide besser ist. Besonders zuträglich ist den Maulthieren das junge Gebüsch in den neuen Capotas, solchen Stellen, wo der Urwald erst kurz niedergebrannt worden ist. Oft aber ist es am andern Morgen keine leichte Arbeit, sie wieder zusammen zu bringen, und nicht selten wird die Reise Tagelang unterbrochen, wenn ein oder mehrere Maulthiere fehlen. Der Verlust eines Maulthieres ist in solchen Gegenden, wo man ihn nicht sogleich ersetzen kann, z. B. in den Urwäldern, wie sich denken läßt, sehr unangenehm.

Was die Nahrung und Pflege des Reisenden selbst betrifft, so gilt im Allgemeinen die Regel, daß er Alles was er bedarf oder zu bedürfen glaubt, bei sich führen muß; es hängt also von ihm, d. h. von seinen Vorurtheilen oder Weichlichkeit ab, seine Bequemlichkeiten und Genüsse bis zu einem gewissen Punkte nach Wohlgefallen zu vermehren; da aber Alles, was über das Strengnothwendige hinaus geht, bedeutende Kosten verursacht, so muß sich der gewöhnliche Reisende freilich sehr beschränken. Die zur Aufnahme der Reisenden auf den besuchtesten Straßen errichteten Gebäude sind verschiedener Art. In größern Orten und Dörfern giebt es allenfalls Häuser, wo man zugleich Pflanz und Futter für das Vieh und etwa eine Schlafstätte und die größten Nahrungsmittel für den Reisenden findet; diese sind jedoch selten. Häufiger findet man Herberge für Menschen und Thiere, aber keine Nahrungsmittel oder Futter, und am allerwenigsten Gasthöfe. Gewöhnlich ist das Ziel der Tagereise ein sogenannter Rancho, eine Art von Wetterdach oder Schoppen, in dem Menschen und Gepäck vor dem Regen, zuweilen auch vor dem Wind geschützt sind. Meistens sind die Ranchos in der Nähe von Pflanzungen (Fazendas), wo man nicht selten Futter für das Vieh und einige frische Nahrungsmittel findet; doch darf man ja nicht darauf rechnen. Zuweilen findet sich auch neben dem Rancho eine sogenannte Venta, wo allenfalls Mais, Mandiocamehl, Bohnen, Speck, getrocknetes Fleisch und schlechter Branntwein

verkauft wird. Auf jeden Fall aber soll der Reisende immer für einige Tage mit dem Nothwendigsten versehen seyn. Hierzu gehört, was das Reisegeväth betrifft, besonders eine Hängematte, die in jeder Hinsicht brauchbarer ist, als irgend eine andere Lagerstätte, nicht nur weil sie leichter zu transportiren und aufzuschlagen ist, sondern auch weil in einer Hängematte, oft mehrere Fuß über dem Boden erhöht, der Reisende am besten vor den verschiedenen Insekten und andern Thieren geschützt ist, welche seine Ruhe stören könnten.

Obgleich die Zahl der eigentlich giftigen Thiere, besonders der Schlangen, viel geringer und diese viel weniger gefährlich sind als man gewöhnlich glaubt und als auch die Brasilianer selbst vorgeben, so ist zu viel Vorsicht hier doch besser als zu wenig. Die Schlangen sind bei einem Lager auf der Erde besonders deshalb gefährlich, weil sie die Wärme suchen und sich gerne in oder unter die Decken des Reisenden verkriechen. Sie thun zwar ungereizt keinen Schaden, allein sobald der Reisende, einen solchen Schlafgenossen nicht vermuthend, ihn drückt oder sonst benruhigt, läuft er Gefahr gebissen zu werden, und die Bisse einiger Schlangenarten, z. B. der Klapperschlange (Cascavelle), der Giraraca, sind allerdings fast unheilbar tödtlich. — In Nahrungsmitteln muß der Reisende immer mit Mais für seine Thiere, mit schwarzen Bohnen, Farinha aus Mais oder Manioca und etwa gesalzenem Fleisch oder Speck für sich selbst versehen seyn. Hieran kann sich auch Wochenlang seine ganze Kost beschränken, wenn er nicht ein glücklicher Jäger ist, oder hier und da auf einer Fazenda frisches Fleisch oder Geflügel zu kaufen findet: alle diese Dinge sind jedoch auf den besuchten Straßen ungeheuer theuer, und oft lassen die Pflanzler sich nur mit der größten Mühe bewegen, überhaupt etwas von ihrem Vorrath abzulassen. — Sehr verschieden ist jedoch das Betragen der Pflanzler in den weniger besuchten Gegenden des Landes. Hier findet der Reisende meistens die herzlichste Aufnahme und reichliche Bewirthung, und selten braucht er etwas anderes zu bezahlen als das Futter für die Pferde und Maulthiere. Auf diese Art geschieht es, daß man zuweilen auf den besuchtesten Straßen in Brasilien mehr Mangel und Ungemach leidet, als wenn man vom Wege abgeht.

Daß es bei einer Reise in Brasilien, wie in jedem andern Lande, von der größten Wichtigkeit für den Fremden ist, sich die Sitten des Landes anzueignen und nicht ohne Noth gegen die Meinungen, Ansprüche oder Vorurtheile der Bewohner zu verstoßen, verdient kaum bemerkt zu werden. Diese Vorsicht, die der gesunde Menschenverstand und wahre Humanität gleich sehr empfiehlt, ist um so dringender nothwendig in einem Lande, wo man ihnen aus mancherlei Ursachen mißtraut. Es ist gewiß, daß die Brasilianer ihr Mißtrauen und ihre Abneigung gegen Fremde selten im gewöhnlichen Umgange zeigen werden; allein der Fremde wird meistens früher oder später, oft nach langer Zeit, gewahr werden, daß man ihn nur geduldet, oder daß man ihm heimlich entgegen gearbeitet hat. Man hört nicht selten bittere Vorwürfe gegen die Brasilianer über diesen Zug ihres Charakters; allein die, welche sich am heftigsten darüber beklagen, sind wahrlich nicht immer die, welche das meiste Recht dazu haben, und wenn man billig seyn will, so muß man gestehen, daß das Mißtrauen des Brasilianers gegen die Europäer nicht so ganz ungegründet ist. Es beruht auf der Ueberzeugung, daß die Europäer, welche in Brasilien als Kaufleute, durch Staatsdienste oder auf andere Art ihr Glück zu machen suchen, keine Anhänglichkeit weder an das Land noch an die Einwohner haben, daß sie aus übertriebenem Dünkel die Lektoren verachten, daß sie nur suchen sich zu bereichern, um dann ihren Erwerb nach Europa zurückzubringen; endlich, daß sie, um diesen Zweck zu erlangen, bereit seyen, sich nicht nur in Brasilien zu Allem gebrauchen zu lassen, sondern auch unter Umständen Brasilien selbst zu verrathen, und es läßt sich wirklich nicht läugnen, daß viele dieser Voraussetzungen auf Erfahrungen begründet sind und einem großen Theil der Europäer, die in Amerika, und namentlich in Brasilien ihr Glück zu machen suchen, darin nicht Unrecht gethan wird. —

Auch unter denen, die durch persönliche Eigenschaften Achtung verdienen, sind sehr wenige, die das Land und das Volk, welches sie aufnimmt, billig beurtheilen; wenige, die irgend eine andere Richtschnur, ein anderes Ziel haben, als ihre schnelle Bereicherung und Beförderung, wobei sie, auch ohne geradezu schlechte Mittel zu gebrauchen, doch von einer Menge von Rücksichten, von der Abhängigkeit an das Land, an das Volk sich nicht gebunden fühlen; also können sie sich auch nicht beklagen, wenn sie stets als Fremde angesehen werden. Außerdem aber darf man nicht vergessen, daß viele, wenn nicht die meisten der Europäer, nach denen die Brasilianer ihre Ansichten von uns und ihre Gesinnungen gegen uns bilden müssen, keineswegs zu denen gehören, welche in irgend einem Lande, und auch in ihrem eigenen Vaterlande, große Ansprüche auf Achtung und Vertrauen machen könnten; daß der Mangel an beiden, den sie in ihrer Heimath empfunden, oft die Ursache war, die sie nach der neuen Welt trieb, und daß sie dort durch eine übertriebene Meinung von der Ueberlegenheit, die ihnen eine oft sehr oberflächliche Bildung über die Brasilianer geben soll, Ansprüche machen, die der Stolz der Letztern mit vollem Rechte abweisen muß. — Das Gesagte gilt zwar mehr von solchen Europäern, die sich auf irgend eine Art in Brasilien festsetzen wollen; allein auch der flüchtige Reisende leidet zuweilen durch dies Mißtrauen, zum Theil auch deshalb, weil der Brasilianer, besonders im Innern des Landes, schwer zu überzeugen ist, daß bloße Wißbegierde einen Europäer zu so beschwerlichen und weiten Reisen vermögen können, und bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Amerika's zu Europa und der verschiedenen Partheien in Brasilien selbst ist es leicht begreiflich, daß er ihm Absichten unterlegt, die nicht dazu geeignet sind, sein Vertrauen zu vermehren. Uebrigens ist ein gewisser Unstand im gesellschaftlichen Umgang unter allen Ständen in Brasilien, besonders aber unter den wohlhabendern Pflanzern, mit denen der Reisende in nähere Berührung kommen kann, zu allgemein, als daß sie einem Fremden das Mißtrauen oder diese Abneigung im Empfang oder im gewöhnlichen Umgang leicht fühlen lassen sollten.

Was die Kosten einer Reise in Brasilien betrifft, so sind sie sehr viel geringer, als man wohl glauben mag. Der Aufenthalt in den Seestädten ist sehr theuer, und der in Rio de Janeiro vielleicht der theuerste, wenn man einigermaßen auf europäischem Fuß leben will; allein im Innern, sobald man einmal die ersten Ausgaben für Maulthiere und Neger bestritten hat, und sich mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, da wo sie am wohlfeilsten sind, auf längere Zeit versieht, so kann man Wochen und Monate lang reisen, ohne Gelegenheit zu bedeutenden Ausgaben zu finden. Der Preis eines guten Maulthiers ist 50 bis 60 Piaſter. Ein einzelner Reisender, begleitet von einem Neger, mit einem Reit- und einem Lastthiere, kann das ganze Jahr leicht mit 500 Piaſter reisen. Diese Angaben, so wie überhaupt das, was hier über die Bedürfnisse des Reisenden in Brasilien gesagt worden, bezieht sich natürlich nicht auf solche Fälle, wo die besondern Zwecke des Reisenden ihm auch besondere Vorkehrungen und Vorsichtsmaaßregeln gebieten. So wird z. B. der Naturforscher sehr viele Ausgaben haben, mehr Begleiter, Reservethiere, einer großen Sorgfalt und einer oft mit unangenehmen Erfahrungen erkauften Uebung bedürfen, um seine Sammlungen zu bewahren und fortzuschaffen. Eine Schilderung dieser besondern Fälle liegt aber außer unserer Absicht, die hier nur darin bestehen konnte, ein Bild der in Brasilien gewöhnlichsten Art zu reisen zu liefern.

Die Provinz Minas Geraes, durch ihren Reichthum an Gold und Diamanten eine der wichtigsten Brasiliens, und durch den Einfluß dieser Produkte auf den Welthandel von fast eben so großer Wichtigkeit für die alte Welt, hat eine Bevölkerung von 600,000 Seelen in folgendem Verhältniß:

Weisse	125,000
Freie Farbige	130,000
Freie Neger	55,000
Negerſklaven	250,000
Farbige Sklaven	40,000
	<hr/> 600,000

Die Provinz besteht fast gänzlich aus rauhen Gebirgen und hohem Hügellande oder Campos. Sie hat keine Küsten und überhaupt keine sehr bestimmte und natürliche Gränzen. Das Clima von Minas Geraes hängt mehr von der hohen Lage ab, als von der südlichen Breite der Provinz; es ist im Ganzen sehr gemäſigt, doch finden sehr plöbliche Veränderungen in der Temperatur statt, und der Thermometer steigt oft in wenig Stunden von 12° zu 24°. Gewitter sind sehr häufig und meistens sehr abkühlend. Im Ganzen ist die Provinz fast allen Winden ausgesetzt, welche meistens kalt sind und oft dicke Nebel herbeiführen und lange an den Gebirgen haften. In den kalten Monaten Juni und Juli treten oft Nachtreife ein, die den Pflanzungen schädlich sind.

Der Hauptgebirgszug der Provinz zieht sich von Südwest nach Nordost an der östlichen Gränze derselben, unter dem Namen Serra Mantiguerra, Serra do Espinhago, u. s. w. Ein zweiter Gebirgszug, Serra Negra, durchschneidet den südlichen Theil von Minas Geraes beinahe von Westen nach Osten, und trifft in einem rechten Winkel mit jenem ersten zusammen. Jener bildet die Wasserscheide zwischen der Ostküste und dem Rio de San Francisco, dieser zwischen dem Rio San Francisco und dem Rio de la Plata oder doch dessen Zuflüssen. Aus dem was hier so wie früher über die allgemeine Struktur des Landes gesagt ist, ergiebt es sich schon ziemlich, welche verschiedenen Landschaftscharaktere die Provinz Minas Geraes dem Reisenden darbietet, der sie von Rio de Janeiro oder San Paulo aus besucht, wo die Kommunikation am häufigsten und leichtesten ist.

Anfangs führt der Weg durch die Region der Urwälder, welche hier häufig von felsigen Gebirgszügen von geringer Höhe, engen Thälern und reißenden Gebirgswässern durchschnitten ist; doch sind die Gebirge hier meistens noch mit Wald bewachsen. Zunächst an der Straße (wenn sie diesen Namen verdient) ist jedoch der Urwald vernichtet und zeigt große Strecken Capoeiras, das heißt solche Stellen, wo der Wald einst zur Anlegung von Pflanzungen ausgebrannt worden ist, und sich nun mit niedrigerem Gebüsch, besonders häufig aber mit einer Art Farrenkraut (*pteris caudata*) meilenweit bedeckt haben. Man kann sich nichts Widerwärtigeres, Ermüdenderes vorstellen, als den Anblick solcher immer wieder vorkommenden Strecken, deren Farbe ein Graugrün ist. — Einzelne Pflanzungen (Fazendas), die jedoch größtentheils nur Bohnen, Mandioca oder Mais bauen, und einige ärmliche Dörfer, bieten dem Reisenden wenig Schutz und noch weniger Bequemlichkeit dar. Die Gränze der Provinz Minas Geraes macht, nach der Seite von Rio de Janeiro, der bedeutende Fluß Parahyba, an dessen Ufer mehrere Zollhäuser (Registro) stehen, in denen die Abgaben für aus- und einzuführende Waaren, Neger zc. entrichtet werden müssen. Von diesem Flusse aus wird die Gegend allmählig gebirgiger, die Ströme reißender, die Felsen höher, die Gebirge kahler; der Wald tritt immer mehr in die Thäler und Schluchten zurück, während auf den Höhen sich niedrigere, eigenthümliche Baumarten, und Gebüsche und Gruppen der großen dunkeln chilesischen Fichte zeigen. Endlich erreicht man bei einer großen Fazenda, sehr bezeichnend Borda do Campo genannt, die Höhe des Gebirges, und nun breitet sich das hügeligte Hochland der Campos vor dem Blicke aus. Am Eingange der Campos liegt nach dieser Seite die kleine Villa de Barbarena, sonst Arrajal da Igreja nova genannt, aber seit 1791 zur Villa erhoben, und nach dem damaligen Gouverneur von Minas, Grafen von Barbarena, umgetauft. Der Verkehr zwischen Goyaz, Minas Geraes und der Küste, die große Anzahl von Tropas, welche, von verschiedenen Straßen kommend, hier durchziehen, machen Barbarena zu einem wohl-

habenden, betriebsamen Ort, wo der Reisende, nach der beschwerlichen Reise durch die Urwälder und das Gebirge, zum erstenmale wieder einige Bequemlichkeiten findet. — Barbacena hat gegen 300 Feuerstellen, eine große, auf einer Höhe gelegene Kirche, mehrere helle, freundliche Capellen. — Zunächst um den Ort befinden sich einige Pflanzungen von Pisang, allein sonst ist die ganze Gegend kahl und hügelig.

Barbacena liegt 3570 Fuß über der Meeresfläche, also fast eben so hoch als die höchsten Gipfel der Gebirge jener Gegend, welche den Reisenden, die von der Küste kommen, sehr hoch und steil geschienen, dagegen die Hochgebirge von Minas, von den Campos aus, nur als niedrige Gebirge oder steile Hügel erscheinen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war Barbacena der Sitz einer Bande von Räubern, welche den Weg von Rio de Janeiro unsicher machte. Ein Kreuz, nicht weit von der Fazenda Matiguera in einer waldigen Schlucht, bezeichnet den Ort, wo diese Verbrecher, welche zum Theil sehr wohlhabenden Familien angehörten, die Reisenden zu überfallen und in die Wälder zu schleppen pflegten, wo sie mit allen lebenden Geschöpfen, die sie bei sich hatten, ermordet wurden. Man ließ ihnen gewöhnlich die Wahl der Todesart, ob sie durch einen Messerstich ins Herz oder durch die Oefnung der Adern sterben wollten. Mehrere Jahre dauerte dieses Unwesen, und es verschwanden auf diese Art viele, und darunter einige angesehenere Personen, auf der Reise nach Rio de Janeiro, bis endlich Einer auf dem Todtenbette seine Sünden bekannte, seine Gefellen angab, und sich sogar noch nach der Stelle tragen ließ, wo diese Verbrechen begangen worden waren, und wo man eine große Menge von Leichnamen, Gerippen von Menschen und Thieren fand. Viele von der Bande wurden eingezogen und hingerichtet, die andern nach Angola deportirt. Seit jener Zeit ist die Straße zwischen Rio de Janeiro und Villa-Rica ziemlich sicher, und man hört wirklich äußerst selten von einem an Reisenden begangenen Raub oder Mord.

Eine historische Erinnerung anderer Art knüpft sich an die Fazenda da Borda do Campo. Zur Zeit der französischen Revolution nämlich waren vom Mutterlande aus die geschärften Befehle an alle Gouverneurs ergangen, die Verbreitung der Nachrichten über die Vorfälle in Frankreich zu hindern, und sorgfältig zu wachen, daß in den Colonien nicht ähnliche republikanische und revolutionäre Begriffe aufkeimten. In dieser Epoche, welche die Brasilianer emphatisch die Zeit des Mistrans (tempo da inconfidanza) nennen, wurden in der Fazenda Borda do Campo häufige Versammlungen von den bedeutendsten Einwohnern der Gegend gehalten, obgleich sie damals entdeckt, viele von ihnen in die Gefängnisse geworfen und bestraft wurden, so ist doch kein Zweifel, daß diese Zusammenkünfte, so wie sie den damals schon erwachenden Geist der Unabhängigkeit der Brasilianer und besonders der Mineiros ansprachen, auch mächtig dazu beigetragen haben, ihn zu nähren und zu verbreiten.

Von Barbacena nach Westen erstrecken sich die Hügel in gleichförmigen niedrigen Wellenlinien viele Tagereisen weit im Innern des Landes fort, sich allmählig nach dem Lauf des Parana streckend. Gegen Norden dagegen führt der Weg nach Villa-Rica zwar auch fortwährend durch die sogenannten Campos; allein hier sind die Hügel höher, die Thäler tiefer und zerrissener, der ganze Charakter der Gegend rauher. Der Grund dieser Verschiedenheit in dem Ansehen der Campos nach dieser Seite hin liegt in der Nachbarschaft der zwei Gebirgszüge, welche in der Gegend von Villa-Rica in einem rechten Winkel zusammenstoßend eine Art von Gebirgskern bilden, der, sich aus den Campos erhebend, weithin nach Nordosten seine Wurzeln versendet, und die Gleichmäßigkeit der Hügel unterbricht und neue Wasserscheiden bildet. Nordöstlich von der Serra Mainarde und dem Itacolomi beginnen die Urwälder wieder, die sich über den ganzen nordöstlichen Theil von Minas unter dem Namen Matto dentro ausbreiten. Bei der Serra Branea fängt der reichere Golddistrikt an, oder vielmehr der bisher am meisten bearbeitete; denn in allen Provinzen, selbst

an den Küsten, findet man dieses Metall. Goyaz und Matto grosso werden noch reichere Ausbeute liefern. — Die Vegetation im Minenlande ist meistens sehr arm, und nur die Niederungen und Schluchten füllen ausgedehntere Gebüsche, sogenannte Campos oder Taboleiros und Waldungen.

Von San Paul nach Villa-Rica heraufsteigend findet der Reisende, wenn er erst die fruchtbaren, feuchten und waldigen Thäler dieser Provinz verlassen, im Ganzen dieselben Charaktere und Uebergänge der Landschaft. Doch ist hier der Urwald ausgedehnter, kräftiger und weniger durch Capociras unterbrochen. Die Landschaft hat hier einen Charakter der in mancher Hinsicht an die schweizerischen Alpengegenden erinnert, und man könnte sich hinversetzt glauben, indem man häufig auf treffliche Weiden und Heerden von Rindvieh und Pferden stößt, würden nicht die fremdartigen Baumformen mit ihren buntenfarbigen Blüten und die Stimme manches unbekanntem Vogels jeden Moment an das Tropenland erinnern.

Das Ansehen der Campos ist hier ganz dasselbe wie auf der Seite von Rio de Janeiro. Wie Barbacena dort, so empfängt hier an der Gränze der Campos die Stadt San Joao d'El Rey den Wanderer und entschädigt ihn für die Entbehrungen und Mühen der Reise durch die Urwälder und Gebirge.

San Joao d'El Rey, früher Cidade do Rio das Mortes, liegt am Fuße eines kahlen, felsigen Gebirgsrückens, an den beiden Ufern eines kleinen Flusses, Tejuco, der sich in den nahen Rio das Mortes ergießt. Die weißen reinlichen Häuser der Stadt, die vielen, mit lebhaftem Grün umgebenen Landhäuser, welche am Abhang des Gebirges und in den nahen Thälern zerstreut sind, stehen sonderbar gegen die dunkeln Felsen und den ganzen wilden Charakter der Gegend ab, und geben der Stadt einen eigenthümlichen Reiz, der noch durch die Betriebsamkeit derselben vermehrt wird. Die Straßen sind alle gepflastert, die Kaufläden mit europäischen Waaren, Zeugen und Luxusartikeln wohl versehen; an Handwerkern aller Art fehlt es nicht, sogar das Daseyn von inländischen Künstlern verkünden die Malereien in einigen der reichen und stattlichen Kirchen.

Seinen Wohlstand und eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern verdankt San Joao weniger dem Golde, welches sich in der Umgegend findet, obgleich die Stadt eine Goldschmelze und mehrere Bergwerkbeamte hat, als dem Handel mit andern Erzeugnissen, denen der Durchzug der Tropas aus dem Innern von Goyaz, besonders den Städten Farinha und Tumandua, theils die Mittel der Ausfuhr nach den Seeplätzen sichert. So wild auch die Umgegend von San Joao auf den ersten Anblick erscheint, so liefern doch die Pflanzungen, welche in den umliegenden Thälern zerstreut sind, eine große Menge von Früchten, Gemüsen, Mais und Pisang, auch Tabak, Zucker und Baumwolle, während die entfernteren Gebirge und Weiden des ganzen Distriktes Hornvieh, Schweine, getrocknetes Fleisch und Speck auf den Markt von San Joao liefern, von wo aus diese Produkte nach Rio de Janeiro, San Paul und nach andern Häfen und Plätzen der Seeküste geschafft werden, wogegen die Tropas europäische Waaren, Salz, Wein und Del zurückbringen.

Ganz in der Nähe von San Joao liegt ein äußerst freundlicher Ort, der Arreal do Mattozinho, durch welchen den Reisenden die Straße nach San Joze und Barbacena führt. Seiner schönen Lage nach und der Nachbarschaft des für größere Kähne schon schiffbaren Flusses Rio das Mortes ist diesem Dorfe für die Zukunft schnelleres Aufblühen als den benachbarten Städten, besonders San Joao und San Joze, die ihrer ungünstigen Lage wegen keine Vergrößerung verstaten, zu versprechen.

Bemerkenswerth sind in der Gegend von San Joao d'El Rey die zwischen dieser Stadt und der früher durch Goldwäschereien reichen, jetzt aber sehr verarmten, Villa do San Joze gelegenen Stalaktitenhöhlen, deren sieben mit einander in Verbindung stehen. Sie befinden sich in einer ziemlich isolirten, felsigen mit niedrigem Wald bedeckten Bergkuppe, die aus Kalkstein besteht. Diese Gebirgsart ist hier nicht häufig. Die

Gebirge bestehen größtentheils aus Gneis, auf dem häufig Thonschiefer, Glimmerschiefer, Sandstein, und endlich der goldhaltige Rotheisenstein und Eisenschiefer aufliegt.

Der Rio das Mortes, welcher nicht weit von San Joao d'El Rey dem Parana zufließt, erinnert durch seinen bedeutungsvollen Namen an die Kämpfe der kühnen Paulisten, welche zuerst in diese goldreichen Gebirge vordrangen, und nachdem sie die Eingebornen ausgerottet, oder ins Innere der Urwälder verdrängt hatten, sich bei der Theilung der reichen Beute untereinander zerfeilschten.

Der erste Portugiese welcher nach dieser Seite ins Innere des Landes vordrang, war Sebastiao Tourinho, der von Porto Seguro aus, im Jahr 1573, den Rio Doce hinaufschiffte, bis in die Nähe von Villa-Rica, und von da zu Lande nach dem Rio Tiquitinonha gelangte, auf dem er wieder herab nach der Küste schiffte, ohne eine Niederlassung gegründet zu haben. Seine Berichte von dem Gold und den Edelsteinen dieser Gegend trieb bald neue Abentheurer zu neuen Versuchen an; aber auch die Unternehmungen des Antonio Diaz, und Marcos de Azevedo, die ihm auf demselben Wege folgten, hatten keine bleibenden Resultate. — Standhafter und glücklicher in ihren Versuchen waren die Paulisten, welche von San Paulo aus in der Mitte und am Ende des 17ten Jahrhunderts zu Lande ins Innere von Minas Geraes und noch weiter bis Goyaz vordrangen, um Gold und Edelsteine zu suchen. Die Geschichte zeichnet unter den Führern der verschiedenen Haufen (Bandeiras), die sich zu solchen Unternehmungen vereinten, Antonio Rodriguez, Miguel de Almeida, Manoel Garcia und viele andere aus. Diese Abentheurer dachten jedoch anfangs wenig daran, in dem neuen Eldorado bleibende Niederlassungen zu gründen. Sie suchten in der Eile so viel Gold in den damals noch unberührten Schatzkammern der Natur zusammen zu raffen, als sie konnten, um damit nach San Paul zurückzukehren. — Bald strömten jedoch auch von andern Seiten, und besonders von Rio de Janeiro her, zahlreiche Haufen herbei, um die leichte Beute zu theilen, und es ward nöthig, die reichsten Goldlager durch Niederlassungen in Besitz zu nehmen. So entstanden am Ende des siebenzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Villa-Rica, San Joao d'El Rey, San Joze, Sabara und Villa do Principe. Die blutigen Streitigkeiten der Paulisten untereinander und mit den neuen Ankömmlingen von Rio Janeiro und andern Orten, führten endlich das Einschreiten der Regierung herbei. Antonio de Albuquerque ward nach Villa-Rica gesandt; er stellte die Ruhe her, organisirte eine Administration und Regierung, und führte die Abgabe des königlichen Fünftheils ein. Erst im Jahre 1720 wurde jedoch Minas Geraes von San Paulo getrennt und als eine selbstständige Provinz unter dem Gouverneur Lorenzo de Almeida organisiert.

Villa-Rica, im Jahr 1818 zur Hauptstadt der Provinz Minas Geraes und der Comarca Duro preto und 1824 zur Cidade do Imperial do Duro preto erhoben, ist theils am Abhang eines schmalen Bergrückens Morro de Villa-Rica theils in der Schlucht längs des kleinen Flusses Ribeirao do Duro preto oder do Carmo, der nach Osten dem Rio Doce zufließt, und den Morro de Villa-Rica, von dem 5000 Fuß hohen Itacolomi, dem höchsten Punkte dieses Gebirgsstockes, trennt. Villa-Rica selbst liegt schon nach einer Berechnung Baron Eschweges 3000 Fuß über dem Niveau des Meeres, auf einem durch die vielen Goldwäschereien ganz angewühlten und durchfurchten Boden, zum Theil an steilen Abhängen, deren lockere angewachsene Masse Häusern und Bewohnern plötzliches Verschütten droht. Eine Hauptstraße zieht sich wohl eine Stunde auf einem Rücken des Abhanges hin, auf dessen äußerstem Vorsprung die Wohnung des Präsidenten der Provinz, einige bedeutende Privatgebäude längs dem Plage vor demselben, und endlich das große Gefängniß und die Kirche San Francisco ihm gegenüber liegen. — Straßen und Plätze sind gepflastert, mit Röhrenbrunnen geziert; die Häuser, meist zwei Stockwerke hoch, tragen den Charakter portugiesischer Städte, nur mit dem Unterschiede der nach nordischer Art geformten Dächer,

die der hohen Lage und dem Klima von Villa-Rica offenbar angemessener ist, als vielen Seestädten Brasiliens, wo sie sich ebenfalls findet. In Kirchen, Kasernen und öffentlichen Gebäuden aller Art, wie sie der Sitz der Provinzialbehörden, des Bergwesens u. s. w. erfordert, fehlt es übrigens in Villa-Rica nicht; doch zeichnet sich keines davon durch seine Bauart besonders aus, so wie überhaupt die meisten Kirchen und andere große Gebäude in Brasilien zu einer Zeit erbaut wurden, wo nicht nur in Portugal, sondern im größten Theile von Europa, die Baukunst sehr im Verfall war. Sie zeigen meistens ein absurdes Gemische des verdorbenen italienischen mit einigen Bruchstücken des gothischen Styles und den überverdauten Anwendungen der antiken Bauart, welche damals durch die Akademien eingeführt wurden, welche der fallenden Kunst als Brücken dienen sollten. Aus derselben Zeit enthält die pyrenäische Halbinsel eine große Menge von Kunstmißgeburten der Art, die gegen die Meisterwerke der frühern Epochen einen traurigen Abstand bilden; Mafra selbst, was die Portugiesen thörichterweise mit dem Escorial zu vergleichen wagen, gehört unter diese Klasse, trotz der ungeheuern Summen, welche die Bergwerke und Schmelzhütten von Villa-Rica zu diesem Ban geliefert haben. Es ist außerdem nicht zu erwarten, daß gerade die besten Künstler des Mutterlandes nach den Colonien ausgewandert seyen, und so läßt sich der Mangel an Schönheit, bei den vielen weitläufigen und kostbaren Bauten, welche in Brasilien ausgeführt worden sind, leicht erklären. In Hinsicht auf die öffentlichen Gebäude von Villa-Rica verdient bemerkt zu werden, daß keine Klöster darunter sind; ein Mangel, der dem Reisenden in diesem Lande sehr auffallen muß. Unter dem Ministerium des Marquis de Pombal wurde allen geistlichen Orden des Landes verboten, sich in Minas Geraes niederzulassen.

Die Bevölkerung von Villa-Rica beträgt gegen 9000 Seelen; sie besteht größtentheils aus Mislatten und Schwarzen und enthält nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Portugiesen und andern Europäern unter den Angestellten und Kaufleuten, deren es hier viele und ziemlich wohlhabende giebt. Der Handel von Villa-Rica ist sehr bedeutend, und außer dem Gold und den Topasen und Kristallen, deren man in der ganzen Gegend, besonders in Queluz und Congouha do Campo in großen Quantitäten findet, besteht die Ausfuhr von Villa-Rica, als dem Hauptmarke der Provinz, in Baumwolle, Thierhäuten, Käse, Speck, gesalzenem Fleische, Filzhüten und Töpferwaaren. Viele Caravanes (Tropas), die fast alle Tage abreisen oder ankommen, bringen diese Waaren nach den Seelägen, besonders nach Rio de Janeiro, und kehren von dort mit europäischen Industrieerzeugnissen, mit Salz, Wein und Negern nach Villa-Rica zurück, von wo aus diese dann weiter ins Innere nach der Serra-Fria, Goyaz, Matto grosso u. s. w. verführt und gegen jene obengenannten Produkte des Binnenlandes vertauscht werden. Die verschiedenen (größtentheils freilich sehr schlechten) Straßen, welche diesen Handel erleichtern, sind folgende: über Barbarena nach Rio de Janeiro²⁾; über San Joao d'El Rey nach San Paulo; über Minas novas nach Bahia; ferner nach dem Innern, über Inficionado und Catas-Altas, Tejucco und Villa do Principe nach Paracatu, Goyaz und Matto grosso; und endlich über Sabara, Santa Lucia nach Tamandua und an den Rio San Francisco.

Die Umgegend von Villa-Rica hat einen ganz eigenthümlichen Charakter von Wildheit, indem sie nicht nur von natürlichen Felsen, Schluchten und Gießbächen durchschnitten, sondern auch durch die hier gebräuchliche Art des Bergbaues nach allen Richtungen zerrissen und aufgewühlt ist. Der Goldreichtum dieser Gegend ist wirklich unglaublich und bildet unstreitig eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Erde. Die

²⁾ Ein kürzerer Weg führt über Serra Mainarde, Mar d'Españha (Parahyba) ebenfalls nach Rio. Man nennt diese Straße Estrada do Matto d'Entro, indem sie stets durch Urwaldungen, die von Puris, Coroados, Botocudos und Patachos bewohnt sind, hinführt.

Gebirge und Felder rings um die Stadt, das Bett und die Gewässer der Bäche und Flüsse, der Staub der Straßen, sogar das Kehrlicht aus den Häusern ist noch etwas goldhaltig, und es sind wirklich Fälle vorgekommen, wo man die Wurzeln ausgerissener Sträucher mit Gold bedeckt fand, das vom Regen darin abgesetzt worden war.

Das Gold kommt in der Gegend von Villa-Rica und in Minas Geraes überhaupt fast ganz gediegen vor; wenigstens hat man bis jetzt sich noch nicht die Mühe gegeben, noch andere goldhaltige Erze zu benutzen. Die Gebirgsart, welche besonders goldhaltig ist, erstreckt sich über zwei Leguas weit von Villa-Rica bis Cidade Marianna und dem Morro San Antonio in der Richtung von Osten nach Westen; sie besteht aus einem sandigen Eisenglimmer, mit thonichem Eisenstein abwechselnd, von den dortiger Bergleuten Jacutinga genannt, ist oft sechs- bis siebenzig Fuß mächtig und ruht auf gemeinem Sandstein oder eisenhaltigem Thonschiefer, der vom Rande der goldhaltigen Lager zu Tage geht. Die obersten Schichten dieser letztern bestehen in einer Mächtigkeit von acht bis sechs- und zwanzig Fuß, meistens auf einem porösen Rotheisenstein, der weniger goldhaltig ist als die tiefern Schichten. Am reichsten sind aber einzelne Lager und Adern von zerreiblichem Quarz (Farmacoes) und die Nester desselben Gesteins, Panellas (Töpfe) genannt. Diese Quarzlager und Nester sind es, auf welche fast ausschließlich gebaut wird, indem man das übrige Gestein, so goldhaltig es auch ist, nicht zu bearbeiten versteht.³⁾

Der Bergbau ist in diesen Gegenden, sowohl in seinen technischen, als in seinen legislativen Zweigen, noch ungefähr auf derselben Stufe, wo er zur Zeit nach der Entdeckung dieses Goldlandes stand. Die gegenwärtigen Gesetze in dieser Hinsicht wurden zwar erst am Ende des vorigen Jahrhunderts verfaßt und zusammengetragen; allein sie enthalten dennoch wesentlich dieselben Grundsätze und Fehler, welche damals schon vorhanden und aus der Art der ersten Entdeckung und des ersten Anbaues entstanden waren, und sind den gegenwärtigen Bedürfnissen in keiner Hinsicht angemessen.

Diesen Gesetzen zufolge erhält der Entdecker eines goldhaltigen Distriktes oder Lagers einen gewissen Theil, Data genannt (von 60 Brassen Länge und 40 Breite), den er sich selbst wählen kann; die zweite Data behält sich das Gouvernement vor, allein selten oder nie wird es auf Rechnung der Regierung bearbeitet, sondern gewöhnlich an Privatleute vertheilt oder verkauft; die dritte Data gehört ebenfalls dem Entdecker als Bergmann, wenn er eine gehörige Zahl Sklaven besitzt und die Arbeiten in einem gewissen Zeitraume beginnen läßt; sonst verfällt sie an die Obrigkeit, welche diese Data und den Rest an andere Personen vertheilt, je nach der Zahl der Sklaven, die sie zum Anbau anwenden wollen, indem auf jeden Sklaven zwei und eine halbe Quadrat-Klaster gerechnet wird. Die Bearbeitung der goldhaltigen Lager geschieht auf dreierlei Art. Die erste Methode nennt man Trabalhar por minas. Es werden Versuchsorter in das Gebirge geführt und man stößt bald auf die besonders goldhaltigen Quarzlager und Nester; hier gräbt man so lange nach bis entweder das Quarzlager sich auskeilt, oder bis das Gestein zu fest wird, um es ohne besondere Mühe zu Tage zu fördern, oder bis man es für zu arm hält, oder endlich bis die bösen Wetter das Licht auslöschen, was oft schon in einer Tiefe von wenig Lachtern der Fall ist. Alsdann läßt man den Ort stehen und fängt wenige Schritte von da von neuem an zu graben, um eben sobald wieder aufzuhören. Selten wird ein Ort mit dem andern in Verbindung gesetzt. Auf diese Weise wird das ganze Gebirge da, wo es nicht durch Wasserstürze zerrissen ist, durchlöchert.

Die zweite Methode nennt man Trabalhar de talha aberta. Sie besteht darin, durch aufgestürzte Wasser das goldhaltige Gestein zu zerreißen und das Gold abzuschwemmen. Durch lange oft sehr kostspielige Grabenleitungen führt man

das Wasser nach dem Orte, den man zu verwüsten gedenkt. Hier stehen die Sklaven mit dem Brecheisen oder Spaten, um das Erdreich oder mürbe Gestein loszumachen, welches nun durch das aufstürzende Wasser in die am Fuße des Bergabhanges angebrachten Behälter geschwemmt wird. Damit kein zu grobes Gestein mit hinabstürzt, sind mehrere Gitter aufgestellt, über welche dasselbe wegrollt, während das Wasser nur den feinem Kies und Sand durchführt. In jenen Sammelteichen oder Gräben (Mondeos) wird der goldhaltige Kies aufgefangen und durch beständiges Umrühren das Gold gereinigt, so daß es endlich zu Boden fällt, worauf das übrige Gestein mit dem Wasser wieder abgeleitet wird. Man fängt den Sand auch in Ochsenfellen und in groben wollenen Tüchern auf, über die man das gestürzte Gestein weschwemmt. Zu dieser Art von Arbeit wählt man besonders gern die alten Flussbette welche jedoch oft bis fünfzig und mehr Fuß hoch mit neuem Kies überschwemmt sind, was dann erst weggeräumt werden muß. Von irgend einer Art von Mechanismus oder Maschinerie ist hier nicht die Rede; alles was das Wasser nicht von selbst thut, wird auf die ungeschickteste, langsamste Art von Sklaven verrichtet.

Wie zerstörend für die Goldlager und wie wenig einträglich im Verhältnis zu dem Gehalt des Gesteins diese Goldwäschereien (Lavras) seyn müssen, läßt sich leicht denken; sie sind nur darauf berechnet, die größten Goldtheile zu gewinnen; alle feinem und inniger mit dem Gestein verbundenen Theile gehen gänzlich verloren und werden in die Flussbette geschwemmt, oder sie füllen die Lavra oft so aus, daß gegenwärtig in den reichsten Lavras, nachdem ringsum alles Gestein losgemacht und herabgeschwemmt ist, nichts mehr übrig bleibt als ungeheure Schutthaufen, aus denen dennoch zur Regenzeit noch etwas Gold hervorgeschwemmt und in dazu bereit gelegten Ochsenfellen aufgefangen wird. Diese Art der Bearbeitung hat eigentlich nicht einmal den Vortheil der Wohlfeilheit, wenn man das Kapital berechnet, was in der Menge von Sklaven steckt, die zu den einfachsten, geringfügigsten Arbeiten gebraucht werden.

Die dritte Art der Goldreinigung ist die der sogenannten Faiscadores. Sie gründet sich auf den ungeheuren Verlust an goldhaltigem Gestein, der bei den zwei ersten sogenannten Methoden eintritt, indem der größte Theil in die Flüsse und Bäche geschwemmt wird, welche auch schon ohnedies eine bedeutende Menge Gold führen. Die Arbeit der Faiscadores ist von zweierlei Art: die einen stellen sich bis an den Gürtel ins Wasser und fassen in einer breiten hölzernen Schüssel (Batea) den Kies aus dem Flussbette auf und lassen durch beständiges Hin- und Herschütteln auf der Oberfläche des Wassers die gröbern Steine und die Erde weschwemmen, während der Goldsand in der Schüssel zu Boden sinkt. Dieses noch nicht ganz gereinigte Gold sammelt man dann in einem andern Gefäße, und am Ende der Tagesarbeit reinigt man es dann vollends durch Umrühren und indem man die größten Blätter und Körner herausucht. Auf diese Art kann ein Faiscador in wenig Stunden ohne große Mühe 150 bis 200 Reis gewinnen, und ein geschickter Arbeiter, besonders nach starken Regengüssen, bringt oft 400 bis 800 Reis zusammen.

Andere Faiscadores tragen den Sand an den Ufern der Flüsse zusammen und leiten etwas Wasser darüber her, um die leichtern Arten wegzuspülen; der Rest wird dann auf einem flachen Heerde, der gleich am Ufer im Sande mit Thon ausgebaut wird, durch Umrühren und Uebergießen mit Wasser vollends gereinigt und auf einige in einer Rinne (Canoa) ausgebreitete Ochsenfelle geleitet und am Ende wird alles noch einmal in einem Troge gesäubert und ausgelesen. Diese Art von Goldgewinnung in den Flüssen steht Jedem frei, und man sieht daher immer eine Menge Neger und andere gemeine Leute damit beschäftigt, die dann meistens ihre Ausbeute sogleich in der nächsten Branntweinbude vertrinken.

Der Ertrag jeder Goldwäscherei soll direkt in die kaiserliche Schmelzerei abgeliefert werden, und die Circulation desselben im Innern der Provinz sowohl, als die Ausfuhr ist

³⁾ Es braucht wohl kaum zu bemerken, daß es nicht unsere Absicht ist, hier eine ausführliche geognostische Abhandlung über das Vorkommen des Goldes bei Villa-Rica zu geben.

bei schweren Strafen verboten. In der Schmelzerei wird es durch Schmelzen vollends gereinigt, in Barren verschiedener Größe gegossen, probirt, gezeichnet, und der Fünftheil (Quinta) der Regierung abgezogen. Hierauf werden die Goldstangen dem Eigenthümer zurückgegeben nebst einem Schein, worauf alle diese Operationen angegeben sind und erst sodann dürfen diese Goldstangen im Handel gebraucht und ausgeführt werden. Letzteres darf jedoch nur auf ausdrückliche Erlaubniß der Regierung geschehen, welche sich anheischig macht, auf Verlangen die Goldstangen gegen gemünztes Geld umzuwechseln. Allein da sie selten hiezu im Stande und der Gewinnst bei der Ausfuhr viel größer ist, so bleibt nur wenig von dem in den Schmelzhütten geschmolzenen Golde in Brasilien, und im goldreichsten Lande der Erde ist nur ein sehr schlechtes Papiergeld im Umlauf.

Wie reich der Ertrag der Minen von Villa-Rica in frühern Zeiten war, beweisen schon die kostbaren Bauwerke, welche aus dem königlichen Fünftheil in Lisboa aufgeführt worden sind, z. B. das Kloster Mafra und die eben so prachtvolle als gemeinnützige Wasserleitung, das Argoas livres. Dieser Ertrag hat jedoch in neuerer Zeit sehr abgenommen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts betrug die Menge des in Villa-Rica allein jährlich ausgeschmolzenen Goldes 60 bis 70 Arrobas. In diesem Augenblicke beträgt sie höchstens die Hälfte. Noch im Jahr 1758 betrug das königliche Fünftheil 118 Arrobas, und bis zum Jahr 1812 belief es sich zusammen auf 7895 Arrobas, im Werth von 85 Millionen Cruzaden. Die große Abnahme ist aus der Art, wie der Bergbau hier getrieben wird, und wie die goldhaltigen Lager im eigentlichen Sinne verwüstet und zu Grunde gerichtet werden, leicht erklärlich. Die Abnahme der bergbauenden Bevölkerung hat, wie sich denken läßt, gleichen Schritt mit der Verminderung der Ausbeute gehalten, und ist von 80,000 Arbeitern, die noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts damit beschäftigt waren, auf 16,000 herabgesunken. Der Verfall der meisten, ehemals durch die Goldwäscherei blühenden Orte, die Menge von verlassenen Wohnungen in den Golddistrikten zeigen dem Reisenden schon auf den ersten Blick die Ausdehnung des Uebels. Vergebens hat sich lange Zeit die Regierung die wahre Ursache desselben verbergen wollen und sie nicht in der geringern Ausbeute, sondern in der heimlichen Ausfuhr des Goldes gesucht; vergebens hat sie durch geschärfte Gesetze gegen diesen Schleichhandel und durch vermehrte Zoll- und Militärposten dieselben in Ausübung zu bringen gesucht. In einem Lande wie Brasilien können solche Maßregeln von den eigentlichen Schuldigen leicht umgangen werden, und die Versuchung ist zu groß, als daß nicht alle denkbare List versucht wird, um den Goldstaub ohne den Abzug des Quinto an den kaiserlichen Schmelzhütten über die Gränzen der Provinz und nach den Seehäfen zu bringen, wo er zwanzig bis dreißig Prozent im Werthe steigt. Der erlaubte Handel ist es allein, der durch diese Maßregeln und die Plakereien der mit ihrer Ausübung beauftragten Beamten leidet, und dennoch wird dieser Handel mit den übrigen Produktionen in demselben Grade wichtiger und einträglicher als der Goldertrag abnimmt. — In der That hat weder der Wohlstand noch die Bevölkerung der Provinz Minas Geraes im Ganzen abgenommen. Die Viehzucht und der Ackerbau hat dem Theil der Bevölkerung Arbeit und einen sichern Erwerb gegeben, welcher durch die Goldwäschereien verarmt war, und Orte wie Barbarena, Santa Luzia, insbesondere aber die Pflanzler von Matto dentro, haben sich zur Wohlhabenheit erhoben, während die ausschließlichen Golddistrikte in Verfall geriethen. Dies gilt unter andern auch von Sabara, einer Stadt von fast 7000 Einwohnern, die aber früher viel wohlhabender und besser bevölkert war, und jetzt alle Zeichen des Verfalles trägt. Ein anderer Ort, der sich durch seinen Goldreichtum ausgezeichnet hat, ist der Arrajal Catas Altas, nördlich von Villa-Rica, an der Serra nossa Senhora Mai dos Homens. Einige Stunden weiter liegt Brumado und Congo-Socco, zwei Orte, an denen gegenwärtig noch die Goldausbeute am reichsten ist.

Es ist übrigens kein Zweifel, daß eine zweckmäßigere Einrichtung des Bergwesens in allen seinen Zweigen auch diesen wichtigen Theil des Nationalreichtums von Brasilien in kurzer Zeit wieder zu seiner frühern Blüthe heben könnte, und es ist zu erwarten, daß die gegenwärtige Regierung hierin, wie in so vielen andern Dingen, die nöthigen Verbesserungen mit Festigkeit und Umsicht einleiten wird. Dieser Gegenstand ist um so wichtiger; da Gold keineswegs der einzige Reichtum der Gebirge von Minas Geraes ist. Eisenerze finden sich fast in der ganzen Provinz als Hauptbestandtheile langer Gebirgszüge; Blei, Kupfer, Platina, Quecksilber, Arsenik, Antimonium, Wismuth u. s. w., finden sich an vielen Orten und versprechen bei einer kundigen Bearbeitung reiche Ausbeute. Edelsteine aller Art, z. B. Topase von den verschiedensten Farben, Turmaline, Amethyste, Aquamarine, Granaten, Kristalle u. s. w. befinden sich besonders in Minas novas, Diamanten in Tejucco und Abaité.

Besonders reich an Diamanten ist die Gegend, etwa 70 Leguas nördlich von Villa-Rica. Sie kommen in einer Art von Nagelstube vor, und die Art, wie man sie gewinnt, ist folgende: Das Gestein wird losgehauen und in kleine Stücke zerschlagen; diese Castalhas werden von den Sklaven, die längs dem Wasser sitzen, in breite hölzerne Teller gefaßt und mit der größten Aufmerksamkeit durchsucht, indem sie immer wieder Wasser in die Schüssel schöpfen und durch Hin- und Herschwenken und Schütteln die Erde und das weichere Gestein loszumachen suchen, was sie dann wegschütten. Sobald ein Neger auf diese Art einen Diamanten findet, so muß er ihn vor den Augen des beständig gegenwärtigen Aufsehers in eine dazu bestimmte Schüssel werfen, indem er zugleich aufsteht, seine eigene Schüssel hinstellt und mit den Händen klatscht. Dies soll geschehen, damit die Neger keine Diamanten in der Hand behalten und dann verstecken können, was jedoch sehr schwer wäre, da auf fünf bis sechs Sklaven immer ein Aufseher gerechnet wird, der sie beständig im Auge behält und bei einiger Uebung jeden Unterschieß gleich bemerken kann. Wenn ein Sklave so glücklich ist, einen großen Diamant zu finden, wird er belohnt; nach Umständen erhält er sogar seine Freiheit, entweder sogleich oder nach einer gewissen Anzahl Dienstjahre. Diese Arbeit wird übrigens ebenso wie die Goldwäscherei, wegen der beständigen Feuchtigkeit, für sehr ungesund gehalten.

Die Gewinnung der Diamanten wird ausschließlich von der Regierung betrieben, und die Strafen, welche auf den Unterschieß und die Ausfuhr derselben durch Privatleute gesetzt sind, sind noch härter als diejenigen gegen die Ausfuhr des Goldstaubes; dennoch aber werden sie häufig umgangen, was bei einem so kleinen, leicht zu verbergenden Gegenstande nicht anders möglich ist.

Tejucco ist ein sehr blühender Ort von 7 bis 8000 Einwohnern; sein Ansehen ist sehr freundlich, die Häuser meistens zweistöckig, reinlich und besser gebaut, als man es sonst in dieser Provinz zu sehen gewohnt ist. Die bedeutende Anzahl von Beamten und Kaufleuten begünstigt geselliges Leben. Handel (selbst mit Luxusartikeln und Pariser Moden) und Handwerke sind im Flor; dennoch aber ist Tejucco keine Stadt, sondern nur ein sogenannter Arrajal, obgleich es eher als Villa do Principe, der Hauptstadt dieser Comarca, den Namen einer Citade oder Villa verdient.

Die Cidade de San Salvador da Bahia de Todos os Santos, gewöhnlich nur Bahia genannt, liegt auf dem südlichen Ende einer Landspitze, welches die östliche Gränze der Einfahrt in die geräumige Bai, den sogenannten Reconeavo, bildet. Der Stadt gegenüber liegt die Insel Itaparica, nach Westen den Eingang in den Reconeavo begränzend. Die größte Länge des Reconeavo von Osten nach Westen beträgt acht Leguas, seine Breite von Norden nach Süden siebtehalb Leguas. In diese Bai ergießen sich mehrere Ströme, von denen der bedeutendste der Paraenaen ist. Sie ist rings von flachen Hügeln umgeben, die mit niedrigen Waldungen und Zucker- und Kaffeepflanzungen bedeckt sind, während in den Niederungen,

zunächst am Ufer und an den Flüssen sich Zuckerpflanzungen ausbreiten. Unter den Bäumen jener Niederwaldungen (Capoeiras) zeichnen sich besonders einige Arten sehr zierlicher Palmen, von den Indiern Licuri pravo und Licuri capoculo genannt, die Piagaba-Palme, deren Früchte für Dreherarbeit häufig nach Europa gesendet und deren Rindenbast zur Verfertigung von Schnüren, Stricken, Tauern und Flechtarbeiten gebraucht wird. Mit diesen Palmen wechseln die Cocospalme und Coco d'Endea ab, die wie lichte Wälder die ganze flache Küste bedecken, die dadurch einen ganz eigenthümlichen freundlichen Charakter gewinnt. Die Küste ist überhaupt sehr bebant und eine der fruchtbarsten von Brasilien. Der Urwald beginnt in ziemlicher Entfernung von der Küste, und höhere Gebirge, wie z. B. um Rio Janeiro, finden sich an diesem Theile der Küste gar nicht. Bahia gegenüber liegt die Insel Itaparica, deren Länge sieben Leguas, und größte Breite etwa zwei Leguas beträgt. Sie ist außerordentlich fruchtbar und versteht den Markt von Bahia mit Früchten und Gemüsen aller Art. Jeden Morgen sieht man eine kleine Flotte mit Fruchtwaren beladener Boote nach Bahia aussegeln. Auch sehr viele Löffelwaaren werden von Itaparica nach Bahia gebracht, die jedoch größtentheils in Lagoaripe verfertigt werden — einem bedeutenden, wohlhabenden Ort am festen Lande, der Insel gegenüber. — Unter den Bewohnern der Insel zeichnen sich besonders viel Wallfischfänger aus, von deren Geschicklichkeit und Glück, so wie von dem Reichthum des Meeres, die Wallfischknochen zeugen, welche sehr häufig zu den Verzämnungen der Gärten und Höfe gebraucht werden. Die Stadt Bahia selbst ist längs des östlichen Ufers der Einfahrt in den Reconeavo, theils am Strande selbst, theils auf dem jähen Abhange des Hügels erbaut. Die Gebäude, besonders im obern Theile der Stadt, sind meistens mit Gärten und Gehäusen umgeben, was vom Hafen aus einen sehr malerischen Anblick gewährt. Die Häuser in dem ältern Theile der Stadt sind von europäischer Bauart, meistens sehr hoch, mit Balkonen und niedern Dächern.

In der Nähe des Douanengebäudes und der Debarcationsplätze haben die Häuser oft drei, vier und fünf Stockwerke, und kaum drei bis vier Fenster in der Breite. Die Straßen sind sehr enge und unregelmäßig, wie es eben der schmale Landstrich, der längs am Fuße derselben hinläuft, zuließ. Drei steil angehende Straßen verbinden die Handelsstadt mit der übrigen und den Vorstädten. Hier sind die Häuser niedriger, heller und dem Klima angemessener; die Straßen sind breiter, reinlicher und besser gepflastert. Die Stadt hat eine große Menge von öffentlichen Gebäuden, die sich jedoch mehr durch ihren Umfang als durch ihre Bauart auszeichnen. Mehrere von denselben sind schon ziemlich alt, wenigstens für Brasilien. Genannt zu werden verdienen der Pallast des Gouverneurs, das Theater, das auf einem schönen Platze liegt, von dem man die herrliche Aussicht über den Reconeavo genießt, die Kirche und das Collegium der Jesuiten, die Kirche der Barbadinhos italianos, von italienischen Missionarien gebaut u. a. m. Bahia ist überhaupt reich an Kirchen und zählt an fünf und zwanzig Klöster.

Den untern Theil der Stadt bewohnen nur Kaufleute (die Reichen unter ihnen, namentlich auch die Fremden, besitzen dann noch Wohnungen mit weitläufigen Gärten außerhalb dem Stadtbezirke und auf den Anhöhen.) Dann befinden sich hier auch der Sklavenmarkt, die Börse, die Vorrathshäuser der Kaufleute, das Arsenal und die Schiffswerften. Die in Bahia erbauten Schiffe werden sowohl ihrer guten Bauart, als des vortrefflichen Holzes wegen, das dabei angewendet wird, vorzüglich geschätzt.

Bahia ist in diesem Augenblicke nach Rio de Janeiro die wichtigste Stadt Brasiliens und ihr Handel gegenwärtig bedeutender als jener der Hauptstadt. Der Hauptartikel der Ausfuhr ist Zucker; außerdem werden von hier viel Baumwolle, Kasse und Häute nach Europa versendet. — Ihr Handel mit den Nachbarprovinzen Piahi, Sergipe d'El Rey, Ilheos, florirt und verbessert sich immer mehr. Während der letzten

Zeit der portugiesischen Herrschaft verdankt Bahia besonders dem nachmaligen Marineminister Grafen dos Arcos, der mehrere Jahre Gouverneur der Provinz war, viele nützliche Anstalten und Verschönerungen der Stadt, z. B. eine Glasfabrik, Buchdruckerei, Börse, Theater, die Erweiterungen der Spaziergänge u. s. w. Er gründete die Bibliothek, schuf mehrere Schulen, und weckte in den Einwohnern Lust zu Wissenschaften.

Die ältere Geschichte von Bahia ist in mancher Hinsicht nicht uninteressant, und verdient in einem an historischen Erinnerungen im Allgemeinen so armen Lande hervorgehoben zu werden. Im Jahr 1516 belehnte der König Johann III., nach dem damaligen System der Colonisation, den Francisco Pereira Coutinho mit der ganzen Küste von der Punta de San Antonio bis zum Strom San Francisco. Als Coutinho in der Bahia de Todos os Santos landete, um daselbst eine Niederlassung zu gründen, fand er unter den Tupinambas, welche diese Gegend bewohnten, schon einen Portugiesen, Alvares Correa, der mehrere Jahre zuvor durch Schiffbruch an diese Küste verschlagen worden war und sich mit einer Indianerin, der Tochter eines Anführers, verbunden hatte. Es war ihm gelungen, einen großen Anhang unter den Indiern zu erlangen, der anfangs dazu beitrug, die Niederlassung seiner Landsleute zu begünstigen. Bald erhoben sich jedoch Streitigkeiten zwischen den Portugiesen und den Tupinambas, indem Coutinho, statt den Gewaltthätigkeiten seiner Untergebenen Einhalt zu thun, ihnen durch sein eigenes Beispiel Straflosigkeit sicherte. — Correa, der seine alten Freunde gegen die neuen Ansiedler in Schutz nehmen wollte, ward auf Coutinho's Befehl verhaftet; da rief seine Gattin Paraguacuthren Vater, ihre Verwandten, ihren Stamm zur Rache auf, und Coutinho wurde auf kurze Zeit gezwungen die Gegend zu verlassen und nach Ilheos zu entfliehen, wohin er seinen Gefangenen entführte. — Wenn wir in dem Bilde, das wir uns von dieser Heldin der Tupinambas machen, nur einigermaßen die abschreckenden Gestalten der indianischen Schönheiten unserer Zeit vergessen könnten, so wäre hier offenbar Stoff zu einem Roman oder Heldengedicht. — Nach einiger Zeit ward Coutinho von einer Parthei unter den Tupinambas eingeladen zurückzukehren; aber bei seiner Einfahrt in die Bai wurden seine Schiffe von einem heftigen Sturme überfallen und an dem Ufer der Insel Itaparica zerschellt. Er selbst mit allen denjenigen seiner Gefährten die dem Sturme entronnen waren, fielen den Tupinambas in die Hände und wurden von diesen Wilden als gute Beute aufgezehrt. — Alvares Correa erhielt durch diese Katastrophe seine Freiheit wieder. Die Indier nahmen ihn freudig auf und er lebte noch lange in großem Ansehen unter ihnen. Durch Coutinho's Tod fiel diese Landstrecke wieder der Krone Portugal zu, und Johann III., die Vortheile der Bai de Todos os Santos erkennend, beschloß hier die Hauptstadt Brasiliens zu gründen. Fünf große Schiffe, sechshundert Freiwillige und fünfzehnhundert verurtheilte Verbrecher wurden zu dieser Unternehmung abgeschickt. Thomas de Souza erhielt den Oberbefehl als General-Gouverneur, und es wurden ihm zugleich alle übrigen Ansiedlungen untergeordnet, und die Privilegien derjenigen, welche zuerst Leben in diesen Gegenden behalten hatten, erhielten große Beschränkungen.

Souza fand bei seiner Ankunft den Alvares Correa noch am Leben, und es gelang ihm, sowohl durch den Einfluß dieses sonderbaren Mannes, als durch eigene Mäßigung und Klugheit, ein freundschaftliches Verhältnis mit den Tupinambas zu gründen, wodurch die schnellen Fortschritte dieser Niederlassung sehr begünstigt wurden. Als später dennoch Streitigkeiten zwischen den Portugiesen und den Indiern ausbrachen, war die neue Colonie, zum Theil durch den Beistand der Indier selbst, schon so gut befestigt, daß die Angriffe derselben keine ernstlichen Besorgnisse mehr erregen konnten und endlich zu ihrem eigenen Verderben führen mußten. Die Ankunft mehrerer Jesuiten vermehrte noch die Veranlassungen zu Feindseligkeiten, indem sie bei der Bekehrung der Indier mit einem vielleicht übertriebenen Eifer zu Werke gingen, und

sich besonders Mühe gaben, die Anthropophagie, welche bei den Tupinambas sehr häufig war, auszurotten, und ihnen öfters mit Gewalt ihre Schlachtopfer entrißen.

Im Jahr 1552 übergab Thomas de Souza die Statthalterchaft an Duarte da Costa, der zu seinem Nachfolger ernannt worden war. Es begleiteten ihn mehrere Jesuiten, worunter auch der bekannte Nchieta; allein sie verließen Bahia bald wieder, um im Süden von Brasilien ihre Missionen fortzusetzen und den Grund zu der nachmaligen großen Macht des Ordens in Paraguay zu legen.

Das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war für Bahia wichtig, indem die zunehmende Bevölkerung und Ausdehnung der portugiesischen Ansiedlungen in Brasilien eine Theilung dieser Colonie in zwei von einander unabhängige Statthalterchaften herbeiführte. Bahia blieb die Hauptstadt der nördlichen, Rio de Janeiro ward die Hauptstadt der südlichen Provinzen. Doch wurden nach einigen Jahren beide wieder vereinigt, um bald darauf von neuem wieder getrennt zu werden, bis Rio de Janeiro die Hauptstadt von ganz Brasilien blieb. Ungefähr in dieselbe Epoche fällt die Auswanderung der Tupinambas nach dem Innern des Landes, wodurch sie sich den Angriffen der Portugiesen entzogen, welche die allmähliche Ausrottung dieses Stammes herbeizuführen drohten. Ihre Wohnsitze wurden zum Theil von andern wildern und weniger mächtigen Stämmen eingenommen, die jedoch bald vor der immer mehr um sich greifenden europäischen Civilisation verschwanden, so daß von den meisten kaum die Namen bekannt sind: die wenigen Ueberreste derselben zerstreuten sich entweder in die Wälder des Innern, oder sie siedelten sich unter den Colonisten an, und vermischten sich bald mit europäischem und afrikanischem Blute.

Der Tod des Königs Don Sebastian in der unglücklichen Schlacht von Meagar hatte die Vereinigung Portugals und Brasilens mit der spanischen Herrschaft zur Folge, und die zum Theil absichtliche Zurücksetzung und Vernachlässigung dieser Colonie von Seiten der spanischen Regierung schien die Feinde derselben herauszufordern, einen Angriff auf Brasilien zu versuchen. Im Jahr 1623 rüstete die holländisch-westindische Compagnie eine Flotte von sechzig Segeln aus, um sich dieser, dem Anscheine und eingezogener Erkundigungen zufolge, sehr leichten Beute zu bemächtigen. Obgleich der spanische Hof von diesen Rüstungen und von ihrem Zweck unterrichtet war, so that er doch nichts, um ihnen zuvorzukommen, und als eine Abtheilung jener Flotte unter Willekens vor Bahia erschien, hatte der Statthalter Diego de Mendoza nur achtzig Mann Linientruppen zur Vertheidigung der Hauptstadt; die Milizen, denen das spanische Joch noch verhafter war als die Holländer, die sie in gewisser Hinsicht sogar als Befreier und Bundesgenossen ansehen konnten, zerstreuten sich ohne den geringsten Widerstand; der Statthalter aber vertheidigte sich mit seinem geringen Gefolge in seinem eigenen Pallast so tapfer, daß die Holländer ihm freien Abzug zugestanden. Sie brachen jedoch den Vertrag, sobald er die Waffen niedergelegt hatte, und sandten ihn gefangen nach Europa. Bald nach der Einnahme von Bahia durch Willekens traf der Rest der holländischen Flotte unter Vandoort daselbst ein, und dieser übernahm den Oberbefehl; allein es zeigte sich bald, daß es nicht die Feigheit der Brasilianer war, welche einen so leichten Sieg herbeigeführt hatte, sondern die Nachlässigkeit der Regierung und der Mangel an Anhänglichkeit und Vertrauen von Seiten des Volkes. Die Einwohner von Bahia und der ganzen Provinz, durch die rohe Habsucht der Holländer empört, sammelten sich in den weniger bewohnten Theilen des Landes; der Bischof Marcos Teixeira stellte sich an ihre Spitze, und die Holländer sahen sich bald auf den Besitz der Hauptstadt beschränkt, während die ganze Provinz in offenem Aufstande war. Dieser tapfere Widerstand gab endlich dem spanischen Hofe Zeit, eine Flotte zum Beistande Brasilens auszurüsten. Im Jahr 1625 erschien Don Fadrique de Toledo vor Bahia und zwang, nach einer einmonatlichen Belagerung, die holländische Besatzung zur Uebergabe. Von dieser Zeit an gelang es

den Holländern nicht wieder, sich in Bahia festzusetzen; die Flotte, welche sie absandten um einen Versuch zu machen, wurde von Don Fadrique geschlagen, seine eigene Flotte aber litt auf der Rückkehr nach Spanien so sehr von Stürmen, daß nur wenige Schiffe im traurigsten Zustande Cadix erreichten. Bahia blieb sich nun selbst überlassen, und obgleich auch später der holländische Admiral Petrid sich damit begnügen mußte, einen Theil der Küsten dieser Provinz zu verwüsten, so waren doch die Hülfsmittel derselben nicht hinreichend, oder der Eifer der Behörden nicht groß genug, um auch die Pernambucoer in ihren heldenmüthigen Anstrengungen gegen das Joch der Holländer zu unterstützen. Die glorreiche Restauration von Portugal, welche das Haus Braganza auf den Thron erhob und Portugal wieder von Spanien trennte, ward auch in Brasilien mit Enthusiasmus ausgeführt und der spanischen Herrschaft ohne Schwertstreich ein Ende gemacht, da sich Niemand fand, der sie zu vertheidigen wagte.

Von dieser Epoche an bis in die neuesten Zeiten nahm Bahia an Ausdehnung, Bevölkerung und merkantilischer Wichtigkeit, wenn auch nicht sehr rasch, doch fortwährend zu: allein die Geschichte dieser Stadt theilt die Bedeutungslosigkeit der übrigen portugiesischen Colonien während derselben Epoche, und das einzige Ereigniß, was in derselben eine Erwähnung verdient, ist die definitive Verlegung des Hauptstizes der Regierung Brasilens von Bahia nach Rio de Janeiro, welche unter dem Ministerium des Marquis de Pombal statt fand. Wenn diese Veränderung auch Bahia viel von seinem äußern Glanz und von seiner politischen Wichtigkeit nahm, so dürfte sie leicht dem Handel dieser Stadt eher zuträglich als schädlich gewesen seyn. Dennoch aber scheint die Unzufriedenheit, welche damals unter den Einwohnern von Bahia und der nördlichen Provinzen überhaupt durch diese Verlegung der Regierung erregt wurde, und zu der sich noch eine in mancher Hinsicht faktische Unabhängigkeit als notwendige Folge der großen Entfernung von der neuen Hauptstadt gesellte, sich noch bis auf die neuesten Zeiten erhalten und eher vermehrt als vermindert zu haben. Die neuesten Ereignisse in Bahia haben dies bewiesen, und man würde sich vergebens bemühen, den Antheil abzuleugnen, den dieser Geist der Provinzial-Unabhängigkeit und der Eifersucht gegen Rio de Janeiro an dem Widerstand gehabt hat, den die von Rio ausgehenden Bewegungen der letzten Zeit in den nördlichen Provinzen gefunden haben. Im Jahr 1821 waren es zwar hauptsächlich die portugiesischen Truppen in Bahia, welche anfangs vor der Entscheidung und gegen den Willen des damaligen Prinzen Regenten die portugiesische Konstitution proklamirten und dann mit Gewalt sich der Trennung Brasilens von dem Mutterlande widersetzten; allein ein großer Theil der Einwohner begünstigte diesen Widerstand durch Theilnahme oder durch Gleichgültigkeit, die jedoch schwerlich einer wirklichen Anhänglichkeit an das Mutterland zuzuschreiben ist, sondern Wünschen und Plänen, welche die Zukunft wahrscheinlich früher oder später entwickeln wird, wenn auch die kräftige Hand des gegenwärtigen Beherrschers von Brasilien sie für den Augenblick im Zaume zu halten vermag. Wie dem auch sey, so ist die innere Ruhe Bahias nicht anders gestört worden, als durch die Mautherei eines Theils der Besatzung und durch die Ermordung des Kommandanten Felisberto Caldeira im Jahr 1824, welche jedoch keine weitem Folgen, vielleicht auch keinen weitem Zweck hatte.

P e r n a m b u c o .

Die Hauptstadt der Provinz Pernambuco, obgleich sie gewöhnlich mit dem Namen der Provinz benannt wird, besteht eigentlich aus zwei Städten, Olinda und San Antonio do Recife. Olinda, die ältere eigentliche Hauptstadt, liegt auf einem niedrigen Hügel, von dem aus sich eine lange sehr schmale, theils sandige, theils felsige Erdzunge nach Süden erstreckt, auf deren südlichsten, breiteren Ende die Stadt

Recife liegt; ihr gegenüber, auf einer sich von Süden nach Norden erstreckenden sandigen Landspitze liegt der Theil der Stadt, der eigentlich San Antonio heißt, und jenseits des seichten Meerarmes, der sich zwischen dieser Landzunge und dem festen Lande hinzieht, liegt der neueste Theil der Stadt Boa Vista. Der Hafen von Recife, Mosqueira genannt, wird durch ein langes Felsenriff gebildet, welches sich zum Theil unter dem Wasser in geringer Entfernung von den beiden Landzungen hinzieht, worauf Recife und San Antonio erbaut sind, und nur durch eine schmale Einfahrt für die Schiffe unterbrochen ist, welche hinter diesem natürlichen Damm sicher liegen, während das Meer sich besonders bei Stürmen von Osten her mit furchtbarer Wuth an den schützenden Felsen bricht. Weniger sicher ist der südliche innere Theil des Hafens, den man Pogo nennt, indem hier das Riff viel niedriger und die gegenüber liegende Küste felsig ist.

Die Gegend zunächst um die Stadt ist sehr sandig, doch erheben sich in einiger Entfernung vom Strande sanfte Hügel, die besonders in der Umgebung von Olinda mit Pflanzungen, Gärten, weißen Landhäusern, Gebüsch und Cocospalmen bedeckt sind. Wie in allen größern brasilianischen Städten unterscheidet man in der Bauart der Häuser von Pernambuco zwei verschiedene Epochen: die ältern Gebäude sind ganz im europäischen Styl erbaut, hoch, schmal, mit spizigen Giebeln und vielen

Fenstern und Balkonen. In neuerer Zeit hat man dagegen viele geschmackvolle, allen Bedürfnissen des Clima's entsprechende Häuser erbaut, die gewöhnlich mit Gärten umgeben sind, und sich besonders von Boa Vista aus allmählig landeinwärts ziehen und am Ufer hin in eigentliche Landhäuser übergehen. An ausgezeichneten Gebäuden fehlt es in Pernambuco, obgleich es einen Regierungspalast, eine Schatzkammer und eine große Menge von Klöstern und Kirchen besitzt. Dagegen sind die Straßen, obgleich größtentheils ungepflastert, reinlich, und es zeigt sich überhaupt in dem äußern Ansehen der Stadt mehr Ordnung und Reinlichkeit als in den meisten brasilianischen Seestädten, Rio de Janeiro nicht ausgenommen. Die Bevölkerung von Pernambuco beträgt gegenwärtig 88,500 Seelen.

Die Stadt und der Hafen von Pernambuco werden durch mehrere Forts vertheidigt, wovon die bedeutendsten do Baraco und do Brum, auf der schmalen Erdzunge, welche Olinda mit Recife verbindet, gerade der Lücke in dem Felsenriff, welche den Eingang in den Hafen bildet, gegenüber liegen. Dieser Eingang wird noch außerdem durch das kleine Fort do Vicam vertheidigt, welches auf dem Felsenriff selbst erbaut ist. Pernambuco ist nach Bahia die wichtigste Seestadt Brasiliens, und der Handel mit England, der vorzüglich hier seinen Sitz hat, verspricht ihm eine zunehmende Blüthe, welche politische Unruhen nicht zerstören, sondern höchstens verzögern können.

Bildnisse und Trachten der Neger in Brasilien.

Die afrikanische Race bildet einen so wesentlichen Theil der Bevölkerung der amerikanischen Staaten und vor allen Brasiliens; sie ist ein so wichtiges Element in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben dieses Landes, daß wir wohl keiner weitem Entschuldigung bedürfen, wenn wir einen verhältnismäßig bedeutenden Theil dieses Werkes der Darstellung der Neger, ihrer Lebensart und Sitten in Brasilien widmen.

Brasilien, und namentlich Rio de Janeiro, ist vielleicht der einzige, auf jeden Fall der günstigste Ort auf der ganzen Erde, wo dem Künstler eine unbeschränkte Auswahl der charakteristischen Phynomien der verschiedenen Negerstämme möglich ist; da das sonderbare Loos dieser Menschenrace hier Mitglieder der Negerstämme aus fast allen Theilen von Afrika auf einen Markt zusammenführt, und dem Künstler auf einen Blick das zu leisten erlaubt, was in Afrika selbst nur die Frucht langer und gefahrvoller Reisen in allen Theilen dieses Welttheils seyn könnte. In Amerika bietet kein anderer Ort dieselbe Leichtigkeit in dieser Hinsicht dar, da Brasilien in diesem Augenblicke noch, nach Aufhebung des Sklavenhandels, des entehrenden Vorzugs genießt, das einzige Land zu seyn, wohin der Sklavenhandel noch fast ohne alle Einschränkung betrieben wird.

Der afrikanische Sklavenhandel, durch den die Neger einen Platz in dem vorliegenden Werke erlangt haben, ist unstreitig sowohl seinem Wesen nach, als durch die Folgen, die er gehabt hat, und noch mehr durch die Resultate, welche man sich von seinem Aufhören versprechen kann, eine der wichtigsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, und mit neuem Interesse kehrt der denkende Beobachter jedesmal wieder zu ihr zurück, um in der Vergangenheit die Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung zu entdecken, um die Elemente der Gegenwart zu unterscheiden und daraus die möglichen Folgen einer fortschreitenden Entwicklung für die Zukunft zu berechnen, und sich durch die klare Erkenntniß eines möglichen schönen Zieles, einer höhern Bestimmung, über den entnuthigenden Eindruck zu erheben, den das furchtbare Elend des Augenblicks und des Einzelnen vielleicht nirgends mehr geeignet ist hervorzubringen, als bei dem Sklavenhandel und der Sklaverei in Afrika und Amerika.

Amerika scheint vom Schicksal dazu bestimmt zu seyn, gewissermaßen die Fortsetzung der Geschichte der alten Welt zu liefern: allein während es in mancher Hinsicht dort anfängt, wo wir vielleicht einst aufhören werden, hat es in der Sklaverei eines der rohesten Elemente beibehalten, welches Europa nach tausend Kämpfen und Umwälzungen mit Mühe endlich verarbeitet hat, und welches in jeder Hinsicht mit der Bildungsstufe, worauf die bürgerliche Gesellschaft in Amerika anfängt, unverträglich zu seyn scheint. Auch läßt es sich wohl nicht läugnen, daß die Sklaverei die gefährlichste Klippe für die meisten amerikanischen Staaten ist. Sie haben aus Afrika sich in ihrer schwarzen Sklaven-Bevölkerung das wahre tragische Prinzip ihrer Geschichte eingeführt, den schwarzen Flecken, den Aristoteles von seinen Helden verlangt. Durch ihren Ein-

fluß auf den Ackerbau in Amerika, auf den Preis der Produkte desselben und auf den europäischen Welthandel mit Amerika nicht nur, sondern durch eine unvermeidliche Rückwirkung mit Asien; endlich durch den Einfluß, den der Handel immer mehr auf die Politik der europäischen Staaten in einem Zeitalter erhält, das ausschließlich das industrielle genannt werden könnte, wird die Sklaverei und der Sklavenhandel, und die Frage wegen Abschaffung beider, von der höchsten Wichtigkeit, indem er näher oder entfernter die wesentlichen Interessen aller europäischen Staaten und Nationen berührt, auch solcher, die nicht unmittelbar an demselben Theil nehmen. Welcher Staat, ja man kann sagen, welche Familie, welches Individuum in Europa, steht nicht auf die eine oder andere Art innerhalb des ungeheuern Wirkungskreises des brittischen Handels und Industriehystems, dessen Veränderungen und Krisen in mannigfaltigen Schwingungen und Rückwirkungen auf die entferntesten Punkte seiner Peripherie einen wesentlichen Einfluß üben, und wie wichtig ist nicht für diesen Mittelpunkt der gegenwärtigen Zeit das Schicksal Afrika's und seiner schwarzen Söhne? Es sey uns erlaubt, durch eine kurze Andeutung dieser Verbindungen von Ursache und Wirkung, das Interesse der Leser für die afrikanischen Phynomien, die wir ihnen hier vorlegen, zu gewinnen.

Welches ist der gegenwärtige Zustand der Neger in Afrika, und durch welche Veränderungen und Epochen ist derselbe vorbereitet und herbeigeführt worden? Dies sind unstreitig Fragen von der größten Wichtigkeit, nicht nur für den Gelehrten, sondern auch für den Staatsmann, insofern ihre genügende Beantwortung es möglich macht, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Gang zu schließen, den die Civilisation in Afrika nehmen wird, die denn doch immer mehr mit in die Berechnungen der europäischen Politik hineingezogen werden muß. Nähere gegenwärtige Kenntniß von Afrika, von seinen Bewohnern und noch mehr von ihrer Geschichte, ist jedoch, trotz der neuesten Bemühungen englischer Reisenden, zu unvollständig, als daß eine genügende Beantwortung jener Fragen überhaupt möglich wäre: auf jeden Fall aber kann es nicht der Zweck dieser Blätter seyn, dieselbe auch nur zu versuchen.

Im Allgemeinen scheint so viel gewiß zu seyn, daß im gegenwärtigen Augenblick keiner der Afrika bewohnenden Negerstämme sich in dem Zustande der Wildheit befindet, wenn man diesen Namen der ersten und bekanntesten Stufe der Civilisation geben will, wie er sich bei den Urbewohnern Brasiliens findet. Auch die rohesten Negerstämme leben unter sehr bestimmten Formen der bürgerlichen Gesellschaft, welche anerkannte Oberhäupter und Gesetze, Unterschied der Stände, Freie und Sklaven, Vornehme und Geringe, endlich Priester und Laien bedingen, und an der Spitze der afrikanischen Civilisation sehen wir mächtige Reiche, volkreiche Städte mit allen Bedürfnissen und Genüssen, die der Glanz des Monarchen, seiner Umgebung und seines Heeres herbeiführen und ein ausgebreiteter Handel befriedigen kann, mit den gesetzlichen Einrichtungen, welche eine solche Menge von Besitzungen und Interessen, und mit den religiösen Einrichtungen, welche diese Gesetze selbst sichern

können. Alle afrikanischen Negerstämme scheinen feste Wohnsitze zu haben, die Kaffern und Hottentotten vielleicht ausgenommen; bei allen finden sich Ackerbau, Viehzucht, nebst einigen Anfängen von Kunstfertigkeit und Industrie vereint, und regelmäßig organisierte Caravane erhalten auf bestimmten Handelswegen eine mehr oder weniger unmittelbare Verbindung zwischen den entferntesten Punkten des Welttheiles. Dieser Grad von Civilisation scheint in Afrika schon sehr alt und stationär zu seyn, wenigstens ist es schwer, bestimmt die Veränderungen anzugeben, welche diese oder jene wichtige historische Begebenheit auf denselben gehabt hat, und in der That möchte wohl die europäische Civilisation selbst zu jung seyn, um irgend eine Erinnerung an die ersten Schritte der afrikanischen bewahren zu können, und die Schilderung, welche Leo Africanus von einem goldenen Zeitalter der Neger macht, möchte eben so wenig eine historische Glaubwürdigkeit verdienen, als die Märchen, welche Herodot (jedoch als solche) mittheilt. Weder die Phönizier und ihre Colonien, noch die Griechen scheinen häufige unmittelbare Verbindungen mit den Negern Afrika's gehabt zu haben, und die Eroberungen der Römer an der Nordküste von Afrika erstreckten sich nicht über die Wohnsitze mauretanischer und anderer, nicht zu den Negern gehörender, Völkerstämme hinaus; einige Versuche derselben, weiter nach dem Innern vorzudringen, blieben ohne Folgen. Damals, wie in unsern Zeiten, wurden schwarze Sklaven aus dem Innern von Afrika nach den europäischen Märkten gebracht, ohne daß man nähere Nachrichten über ihr Vaterland eingezogen hätte. Wichtiger war ohne Zweifel für die Neger die Eroberung Aegyptens, Arabiens und eines Theils von Abyssinien und der Ostküste, nebst der ganzen Nordküste von Afrika, durch die Araber. Die Unterwerfung und Bekehrung der mauretanischen Bewohner brachte diese fanatischen Eroberer bald mit den Negerstämmen des Innern in Berührung, welche theils tiefer ins Innere hineingedrängt, theils bekehrt und unterjocht wurden. Diese Epoche ist ohne Zweifel die wichtigste uns bekannte in der Geschichte der Neger; ihr Resultat war die Bildung mehrerer bedeutender Negerreiche, mit muhamedanischen Gesetzen, Sitten und Künsten. Diese Reiche standen Anfangs unter der Herrschaft der arabischen Eroberer, die sich in diesen Gegenden niederließen; allein die Neger machten sich nach und nach zu verschiedenen Epochen von dieser Herrschaft frei, ohne jedoch die Sitten, den Glauben und die Regierungsform ihrer frühern Sieger abzulegen; und noch gegenwärtig zerfallen die Neger in zwei Hauptabtheilungen: die muhamedanischen und die heidnischen Neger, wovon die erstern sich durch einen höhern Grad der Civilisation auszeichnen, und über einen großen Theil von Mittelafrica verbreitet sind, während die zweiten weiter südlich und längs der Westküste und dem südlichen Theil der Ostküste ihre Wohnsitze haben.

Die nächste wichtige Epoche in der Geschichte der Neger beginnt mit der Gründung europäischer Niederlassungen an der West- und Ostküste Afrika's. Obgleich das Christenthum auch in Afrika viel älter ist als der Muhamedanismus, so scheint vor dem vierzehnten Jahrhundert weder von den europäischen christlichen Staaten in Nordafrika, noch von dem christlichen Abyssinien aus, ein bedeutender Einfluß auf die Neger statt gefunden zu haben. Indem Portugiesen und Spanier, besonders aber die erstern nach der Vertreibung der Araber aus Spanien, den Krieg der Vergeltung und der Religion nach Afrika hinüber trugen, kamen sie bald auch mit den muhamedanischen Negerreichen in Berührung, und Jahrhunderte lang dauerte an der nordwestlichen Küste von Afrika der Kampf in häufigem Wechsel von mehr oder weniger unmittelbarer Herrschaft und Einfluß der Portugiesen und des Christenthums, von Bekehrung und Abfall, Unterwerfung und Empörung der vielen kleinen Negerstaaten. Die besten Kräfte Portugals wurden in diesen zwecklosen Kämpfen verschwendet, bis die Schlacht von Alcazar ihrer Herrschaft im Innern des Landes auf immer ein Ende machte, und ihnen blieben von nun an nur wenige besetzte Punkte an der Küste, welche jedoch durch die Entdeckungsversuche und die spätere Handelsstraße nach Ostindien

längs der ganzen Westküste und einem Theil der Ostküste wieder einen beträchtlichen Zuwachs erhielten. Während dieser ganzen Zeit war der Kauf und Verkauf von Kriegsgefangenen, der Sklavenhandel, immer eines der Resultate, oft der Zweck des Kampfes gewesen. Die Entdeckung von Amerika gab diesem Sklavenhandel bald eine neue bis dahin unerhörte Wichtigkeit. Alle seefahrenden Nationen Europas wurden bald zu der Theilnahme an demselben angelockt. Die ältern portugiesischen Niederlassungen an der afrikanischen Küste kamen größtentheils in die Hände der Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen; neue wurden gegründet; für alle aber ward der Sklavenhandel zum anerkannten, fast ausschließlichen Zweck. Während der letzten drei Jahrhunderte lassen sich in der endlichen Verwirrung von Kriegen und Verwüstungen, welche an der ganzen Westküste von Afrika und bis tief ins Innere hinein, wütheten, zwei entgegengesetzte Bewegungen unterscheiden. Einerseits erstreckt sich unter europäischem Einfluß der Sklavenhandel und sein Gefolge von Krieg und Gewaltthaten aller Art von der Küste aus nach dem Innern, während andererseits zu verschiedenen Epochen einzelne Völkerstämme des Innern, unter kriegerischen Führern, ihre Nachbarn unterwerfen und in wachsender Masse ihre Herrschaft nach der Küste hinwälzen. Zwischen diesen entgegengesetzten Bewegungen werden die Völkerstämme an der Küste, und der Anfang ihrer Civilisation, allmählig zersplittert und zermalmt, indem bald die ersten Eroberer, durch ein neues Andringen vom Innern her, das Schicksal der Besiegten theilen. Diese Kriege, Siege und Herrschaften haben einen Charakter von fast wahnsinniger Wuth und Grausamkeit, wie kein anderer Welttheil sie darbietet, und man geräth oft in Versuchung, den Branntwein der Sklavenhändler als den einzigen Hebel, als das moralische Prinzip der Geschichte dieser Völker anzusehen. Eine ausführlichere Erzählung dieser Begebenheiten und die Aufzählung der Negerstämme und Anführer, die auf dieser großen Schlachtbank erscheinen, kann kein Interesse haben, und wir erinnern hier nur an die Eroberungen der Siagas im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und an ihre Königin Tem-ban-Dunba, die ihren eigenen Sohn in einem Mörser zerknüllte und daraus eine Salbe bereiten ließ, welche sie und ihre Krieger unbesiegbar machen sollte.

Am wichtigsten für die künftigen Schicksale Afrika's sind unstreitig die neuern Versuche von Seiten Englands, durch die Aufhebung des Sklavenhandels wenigstens die Möglichkeit einer Civilisation in diesem Welttheile herbeizuführen und einem so gewaltjamen Zustande ein Ende zu machen. Die Männer, welche zuerst in England im Namen der Menschlichkeit sich gegen den Sklavenhandel erklärten, wurden lange als thörichte, empfindsame Schwärmer verlacht, bis endlich die Staatsmänner, welche an der Spitze der Regierung standen, sich von den Nachtheilen dieses Handels und von den Vortheilen, die aus seinem Aufhören entstehen konnten, überzeugten. Das Kontinentalsystem, indem es England vom festen Land Europas abschneit, gab ihm die unumschränkte Herrschaft der Meere und die Mittel zugleich mit dem Vorwande, die europäischen Flaggen von der afrikanischen Küste fern zu halten, und dem Sklavenhandel fast ein Ende zu machen. Diese wenigen Jahre der Ruhe stengen schon an die glücklichsten Resultate zu bringen, und an die Stelle des Sklavenhandels mit seinen Verwüstungen und Gewaltthaten, hatten sich überall Keime der Betriebsamkeit entwickelt, welche in dem Umtausch der zahlreichen Produkte dieser Länder gegen englische Fabrikate, beiden Theilen dauernde und zunehmende Vortheile versprachen. Durch die Missionäre stieg das Christenthum an, sich in das Innere des Landes zu verbreiten und in seinem Gefolge der Friede und neue Bedürfnisse und Genüsse. — Der Sturz Napoleons hatte durch eine sonderbare Rückwirkung die verderblichsten Folgen für Afrika. Die Niederlassungen an der afrikanischen Küste fielen größtentheils ihren frühern Herren wieder zu, und mit der neuen Besitznahme, mit dem Aufhören der Herrschaft, welche das Kriegsrecht der brittischen Flagge gesichert hatte, fand sich auch der Sklavenhandel mit allen

seinen verderblichen Folgen wieder ein und zerstörte in kurzer Zeit alle Keime der Civilisation, die in der vorhergehenden Epoche erzeugt und gepflegt worden war. Mit wahrer Wuth reizten überall die Sklavenhändler durch Geschenke, durch die Aussicht auf raschen Gewinn, durch das Gift, dem der Neger nie widersteht, den Brantwein, die Fürsten und Häuptlinge der Küsten gegen die Missionäre auf, welche bald diese Völker dem Verderben, dem sie auf ewig geweiht zu seyn scheinen, überlassen mußten. Auf den Congressen von Paris, von Wien und von Aachen war die Abschaffung des Sklavenhandels eine von den heiligen Verpflichtungen gegen die Menschheit, welche die Herrscher Europa's eingiengen; allein bis jetzt ist, trotz der unermüdblichen Thätigkeit und der bei jeder Gelegenheit wiederholten dringenden Vorstellungen Englands, wesentlich durchaus nichts zur Erfüllung dieser Verpflichtung geschehen. Dieselben Maßregeln, Gesetze und Beordnungen, die entweder an sich unzulänglich sind, oder deren angeblicher Zweck durch die absichtliche Nachlässigkeit in der Ausführung vereitelt wird, haben keine andern Folgen gehabt, als den Sklavenhandel durch einen erhöhten Gewinn noch lockender zu machen, ihn dem Auswurf aller seefahrenden Nationen in die Hände zu spielen und ihm eine Ausdehnung und einen Charakter von Gewaltthätigkeit und Grausamkeit zu geben, den er früher nie in dem Grade gehabt hat. Die Sklavenschiffe sind meistens auch zum ernstlichen Widerstand gegen die brittischen Kriegsschiffe ausgerüstet, welche in diesen Gegenden kreuzen, um die Gesetze gegen den Sklavenhandel, insoweit es das gegenseitige Vistrationsrecht erlaubt, in Ausübung zu bringen, und sie scheuen sich nicht, um ihre Ladungen voll zu machen, geradezu die Bewohner der Küste und der Ufer der größern Flüsse zu rauben, und in vielen Fällen ist es erwiesen, daß Sklavenschiffe zugleich Seeräuberei getrieben haben. Gefechte zwischen den Sklavenschiffen und den brittischen Kreuzern fallen sehr häufig vor, und wo gewaltsamer Widerstand nicht versucht werden kann, ist ein System organisiert, dessen Frechheit und Ausdehnung von dem letzten Matrosen bis zu den ersten Beamten der Niederlassungen solcher Nationen, die ihre Flagge durch diesen Handel entehren, allen Glauben übersteigt.

Die einzige Hoffnung, daß dieser Zustand einst aufhören wird, gründet sich, nach so oft wiederholten und augenscheinlichen Beweisen der Wortbrüchigkeit in diesem Punkte von Seiten der andern Mächte, auf die Möglichkeit, daß irgend eine politische Krise der brittischen Flagge wieder die Alleinherrschaft an der afrikanischen Küste sichern kann. Die englische Regierung hat in einer langen Reihe von Jahren und bei unzähligen Gelegenheiten bewiesen, daß es ihr mit der Abschaffung des Sklavenhandels Ernst ist, und obgleich wir keineswegs ein sehr großes Vertrauen auf die Großmuth oder Menschlichkeit der brittischen Regierung setzen können, so finden wir einen sichern Bürgen für die Fortdauer dieser Bemühungen in dem eigenen wohlverstandenen Interesse Englands. Das wahre Interesse der Staaten und Völker dürfte zwar in allen Fällen mit den Gesetzen der Menschlichkeit übereinstimmen, und man kann dieser letztern keinen bessern Dienst erzeigen, als indem man diese Verwandtschaft deutlich erweist. Auf diese Art allein wird es gelingen, die öffentliche Meinung und die Regierenden für solche Maßregeln zu gewinnen, von deren Nothwendigkeit philanthropische Deklamationen allein sie nie überzeugen würden, indem nicht mit Unrecht ihre eigenen Interessen ihnen die nächsten sind. Man wird sich leicht überzeugen, daß die bisher von Seiten Englands zur Abschaffung des Sklavenhandels getroffenen Maßregeln vollkommen im Einklang mit der umfassenden Handelspolitik dieser Macht stehen, welche sich immer mehr von allen Fesseln, die bisher ihre Entwicklung hinderten, frei machte, wenn man bedenkt, daß der Hauptzweck und der erste Grundsatz dieser Politik der seyn muß, der brittischen Industrie neue Märkte zu eröffnen und die alten zu erweitern. Wenn der Absatz brittischer Industrieprodukte nach Afrika bis jetzt so außerordentlich gering war, so lag die Schuld allein an dem Sklavenhandel, der jede Art von Anbau, von Industrie, von Sicherheit des Eigenthums, kurz alle Be-

dingungen eines friedlichen Verkehrs ausschließt, während er selbst einer industriellen Nation nur sehr geringe Vortheile als Entschädigung darbietet, indem die Waaren, womit man die Sklaven zu bezahlen pflegt, nur von der schlechtesten, rohesten Gattung sind. Da aber die englische Regierung ihren Unterthanen den Sklavenhandel und also auch den geringen Absatz an englischen Waaren, den er darbieten könnte, ganz untersagt hat, so muß sie um so eifriger darauf dringen, daß auch alle andern Mächte dem Sklavenhandel ein Ende machen, damit jene großen Vortheile, welche die englische Industrie als Ersatz für den Verlust des Sklavenhandels zu erwarten berechtigt ist, ihr nicht länger vorenthalten werden. Wie groß aber diese Vortheile seyn können, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß sie auf zwei Hauptbedingungen beruhen: auf den Bedürfnissen der dortigen Völker, der daraus entstehenden Nachfrage und den Produkten der brittischen Industrie und aus ihrer Zahlungsfähigkeit; beide aber können durch Ruhe und friedlichen Verkehr in einer beständigen Wechselwirkung bis ins Unendliche wachsen, indem jeder Fortschritt in der Civilisation ein neues Bedürfnis, und die Befriedigung desselben neue Fortschritte herbeiführt. Die Beschaffenheit des Bodens, des Clima's, ist aber von der Art, daß sie nur den Anbau und geringe Anstrengungen von Seiten der Bewohner erwartet, um der englischen Industrie als Preis für ihre Waaren nicht nur alles zu bieten, was sie bis dahin in Ost- und Westindien fand, sondern noch eine große Menge von Erzeugnissen, welche diesem Welttheile eigen sind. Die volle Entwicklung dieser Vortheile kann zwar nur die Frucht vieler Jahre seyn; aber das ist gerade ein Grund mehr, keinen Augenblick zu verlieren, um die Hindernisse, die ihr bisher entgegenstanden, aus dem Wege zu räumen. Die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels bleibt immer eine unerläßliche Bedingung derselben.

Unter den Maßregeln, welche von Seiten Englands zur Erlangung dieser Vortheile getroffen worden sind, verdient besonders die Gründung der freien Negerecolonie von Sierra Leone genannt zu werden, deren zunehmende Blüthe unter den ungünstigsten Umständen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Nicht weniger wichtig sind die Verträge, welche mit Adama, dem mächtigsten Negerfürsten der Insel Madagaskar geschlossen worden sind: alle Berichte über diesen Adama stellen ihn als einen wirklich außerordentlichen Mann in seiner Umgebung dar, der in wenigen Jahren sein Volk zu erstaunlichen Fortschritten in der Civilisation geführt hat, und wenn solche Keime der Civilisation einiger wilden Negerstämme den Spott eines leichtsinnigen Dünkels erregen können, so werden sie doch jedem, der unbefangenen den Ursprung und den Gang aller großen Veränderungen in der Geschichte des menschlichen Geistes und der Civilisation verfolgt, in ihrem wahren Lichte erscheinen. Man kann sie mit dem ersten leichten Aufstich von vegetabilischen Keimen vergleichen, die sich auf dem harten Granitfelsen festsetzen und anfangs unscheinbare Flechten und Moose bildend, endlich den Felsen sprengen und ihn in fruchtbare Dammerde verwandeln. — Das System, welches die englische Regierung bei dieser Gelegenheit an der Westküste von Afrika befolgt hat, scheint in jeder Hinsicht dauerndere Vortheile zu versprechen, als das unmittelbare Eingreifen und die Bildung von eigentlichen brittischen Niederlassungen, wie sie an der Ostküste statt gefunden hat. Die Begünstigung der freien, unabhängigen Entwicklung aller in dem Lande selbst vorhandenen Elemente der bürgerlichen Ordnung, des Reichthums, der Civilisation, durch die strengste Rechtlichkeit, die größte Humanität und Billigkeit in allen Berührungen mit den Eingebornen, durch das sorgfältige Vermeiden jeden Schrittes und jeder Veranlassung zu Siegen und Eroberungen, dies müssen die Grundsätze der englischen Handelspolitik seyn, und es sind alle Ursachen da zu hoffen, daß die englische Regierung diese Grundsätze erkannt hat und sie befolgen wird; daß die Geschichte der englischen Herrschaft in Ostindien ihr zur Warnung für ihre künftige afrikanische Politik dienen wird. Der Krieg gegen die Ashantees hat auch schon deutlich genug gezeigt,

wie unendlich schwer, ja unmöglich, es für eine faktisch so überlegene Macht (wie in diesen Verhältnissen England) ist, die Herrschaft über die Ereignisse, über die eigenen Mittel, über das Glück und den Sieg zu behalten, sobald einmal der erste Schritt in der Besitznahme und Eroberung geschehen ist. Wer das Betragen der englischen Regierung, besonders in Ostindien, unbefangenen beurtheilt, muß sich überzeugen, daß sie den ernstlichen Wunsch hat, jede neue Eroberung zu vermeiden; dies steht aber in Asien nicht mehr in ihrer Gewalt, und die Macht der Umstände wird sie wie bisher von einer Eroberung zur andern reifen, bis diese Lawine den Fels erreicht, an dem sie sich zerschellt. — Dasselbe Schicksal in Afrika zu vermeiden, giebt es vielleicht nur Ein Mittel, sogleich alle Besitzungen an der Küste aufzugeben, sich durch Verträge und durch gegenseitige Vortheile den Handel mit den Negern zu sichern, und ihn durch eine hinreichende Station zu schützen. Zwischen der Besitznahme des ersten Fußbreit Landes in Afrika bis zur Eroberung des halben Welttheiles, ist kein Punkt, wo eine menschliche Macht sagen könnte: bis dahin und nicht weiter!

Afrika war zwar schon seit den ältesten Zeiten ein Sklavenmarkt für die alte Welt, allein die Entdeckung von Amerika gab zuerst diesem Handel eine politische Wichtigkeit. Man glaubt sehr allgemein der P. Lascafas, der Beschützer der Indier, habe zuerst die Einführung von Negerklaven in Amerika veranlaßt, um die Lage der Indier zu erleichtern, welche den Arbeiten die ihnen von den Eroberern auferlegt wurden, nicht gewachsen waren. Diese Meinung ist jedoch insofern unrichtig, als noch ehe Lascafas sich zum Beschützer der Indier aufwarf, Negerklaven auf der Insel Hispaniola eingeführt worden waren. So, zum Beispiel, erhielt Nikolaus Ovando, als er die Statthalterschaft der Insel übernahm, unter andern die Instruktion, viele Negerklaven für die Arbeiten in den Minen und Pflanzungen einführen zu lassen. Dies geschah auch mit solchem Eifer, daß Ovando sich bald genöthigt sah die Regierung zu bitten, daß man ihm keine Neger mehr schicke, weil sie sehr leicht ihren Herren entliefen und sich unter die Indier mederließen, denen sie allerlei schlechte Gewohnheiten mittheilten. Kurze Zeit ward auch wirklich die Einführung der Neger in Amerika verboten, allein die Erfahrung bewies immer mehr, daß die Indier auf irgend eine Art von einem Theil der Lasten welche ihnen die Eroberer auflegten, befreit werden mußten, wenn es nicht in kurzer Zeit ganz an Arbeitern fehlen sollte. Die Dominikaner, welche sich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Eifer der Indier annahmen, waren es besonders welche darauf drangen, die Pflanzungen und Minen in Amerika durch Neger bauen zu lassen, welche den Indiern an Kräften so überlegen seyen, daß ein Neger so viel arbeite als vier Indier. Der Licenciat Lascafas hatte verschiedene Vorschläge gethan, um das Loos der Indier zu erleichtern, ohne daß einer derselben ausführbar befunden worden wäre; er trat daher endlich der Ansicht der Dominikaner bei, in deren Orden er auch später eintrat, und unterstützte sie mit dem ganzen Ansehen, das seine Tugenden und seine Stellung ihm gab; und die Einführung von Negerklaven, gegen eine leichte Abgabe an den königlichen Schatz, wurde von nun an in das spanische Colo-

nial-System aufgenommen. Eine überstandene Philanthropie hat aus dieser Maßregel sowohl dem edlen Lascafas als der spanischen Regierung ein Verbrechen gemacht, ohne zu bedenken, daß das Tadelnswerthe was diese Maßregel haben konnte, der Zeit angehörte und nicht den Individuen; diesen gehört allein das Verdienst, ein schon lange vor ihnen entstandenes, von ihrem Willen unabhängiges Verhältniß zur Vermeidung eines neuen Uebels und zur Erreichung des möglichen Guten benutzt zu haben. Hier, wie in allen Dingen, wäre es unbillig, die Absichten und die Einsichten der Urheber einer Maßregel nach den Folgen zu beurtheilen, die sie später in ihrer Ausführung gehabt hat, und welche Folgen auch später die Einführung der Neger in Amerika gehabt haben mag, so lag an und für sich in dieser Maßregel nichts was sie verhindern konnte, eine Wohlthat für die Europäer, für die Indier und für die Neger selbst zu seyn, und wenn dadurch endlich doch das allmähliche Verschwinden der Ureinwohner nicht verhindert worden ist, wenn die Europäer in diesem Augenblicke da, wo eine schwarze Sklavenbevölkerung existirt, mehr Nachtheil als Vortheil davon haben, so ist es doch gewiß, so paradox es auch klingt, daß die Neger im Ganzen bei ihrer Verpflanzung nach Amerika gewinnen; daß ihre Lage, wenigstens in den spanischen und portugiesischen Colonien besser ist, als sie es bei dem gegenwärtigen Zustand Afrika's, der freilich wiederum größtentheils von dem Sklavenhandel nach Amerika bedingt wird, seyn kann; daß ihnen in Amerika eine Bahn der Civilisation eröffnet ist, deren Möglichkeit in Afrika selbst bis jetzt noch nicht leicht abzusehen ist. Unsere Absicht ist nicht, hier eine Geschichte des Sklavenhandels zu geben; genug, daß nach und nach alle europäischen Nationen daran Theil nahmen, so wie sie auch nach und nach in der neuen Welt, und besonders in Westindien, festen Fuß faßten. Selbst die Deutschen, obgleich sie in keiner unmittelbaren Verbindung mit der neuen Welt standen, bleiben von diesem Vorwurf nicht frei, und unter Carl dem Fünften erscheinen viele Deutsche als Sklavenhändler in Amerika, von denen zum Beispiel Herrera zwei, Heinrich Zieger und Hieronimus Sayler, namentlich anführt, wegen der vielen Klagen, die sich von allen Seiten gegen ihre Habgier und Grausamkeit erhoben.

Von der Anzahl der Neger, welche seit der Entdeckung von Amerika Afrika entrißen und nach der neuen Welt verpflanzt worden sind, kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß während der letzten zehn Jahre in Brasilien allein jährlich gegen achtzigtausend Neger eingeführt worden sind, welche Zahl aber auch wahrscheinlich als das Maximum angenommen werden kann, da, wie sich leicht denken läßt, die Einfuhr der Sklaven mit der weißen Bevölkerung und der Anpflanzung der Colonien selbst nur allmählig und langsam zugenommen hat. Wichtiger als eine genaue Berechnung der Gesamteinfuhr der Neger in Amerika ist das gegenwärtige Verhältniß der schwarzen Bevölkerung zu der weißen, und der Sklaven zu den Freien in Amerika, da sich hierauf alle Bedürfnisse der Zeit und des Ortes, und die Maßregeln sie zu befriedigen, gründen müssen.

N o r d a m e r i k a.

	Jahrgang.	Weisse.	Farbige.	Neger.	Indianer.
Vereinigte Staaten	1820	7,793,008	1,769	456	400,000
Mexico	1824	1,360,000	2,070,000	8,400	3,430,000
Guatimala	1824	190,000	320,000	10,000	965,400
Brittische Besitzungen	1822	1,038,000	unbekannt	5,000	unbekannt.

S ü d a m e r i k a .

	Jahrgang.	Weisse.	Farbige.	Neger.	Indianer.
Columbia	1824	600,000	720,000	470,000	854,600
Peru	1795	136,311	285,841	40,336	608,911
Chili	1778	80,000	unbekannt	240,000	430,000
La Plata	1824	475,000	305,000	70,000	1,150,000
mit den Creolen.					
Brasilien		843,000	628,000	1,987,500	300,000
Französisches Guyana		1,025	1,982	13,200	10,000
Brittisches Guyana		3,421	3,220	109,349	unbekannt.
Niederländisches Guyana		8,525	unbekannt	72,000	6,200
worunter 3000 Juden					
Westindien		450,000	1,600,000		

Das Mißverhältniß der materiellen Kraft und der Zahl ist in manchen Theilen Amerika's, wie diese Angaben zeigen, ungeheuer, und es bleibt immer keine leichte Aufgabe, zu erklären wie es möglich ist, daß so viele schwarze Menschen von so wenigen Weißen in einem solchen Zustande des Gehorsams und der Sklaverei erhalten werden können, auch dann, wenn man dabei nicht nur die Vortheile der Weißen, der festen Plätze, kurz des wirklichen Besitzes der gesetzlichen Gewalt und ihrer Mittel, sondern auch die mögliche Hülfe aus Europa, im Fall einer Negerempörung in Anschlag bringen will; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß wenn einmal wirklich die rohe Gewalt entscheiden soll, die schwarze Farbe in den meisten Colonien die Oberhand behalten würde. Die Dauer eines solchen Verhältnisses muß offenbar auf einer tiefer liegenden moralischen Ueberlegenheit begründet seyn, die jedoch die Perfektibilität der Neger und die Möglichkeit, daß sie einst in jeder Hinsicht den Weißen gleich stehen werden, keineswegs ausschließt. Da man auf der einen Seite aus der untergeordneten physischen und moralischen Natur der Neger die Sklaverei nicht nur, sondern alle ihre Mißbräuche hat rechtfertigen wollen, so ist es nicht zu verwundern, daß von der andern Seite wohlmeinende Menschenfreunde dieses Faktum selbst ergriffen haben, und in ihrem Enthusiasmus für die Neger so weit gegangen sind, daß sie der guten Sache, die sie vertheidigen, selbst durch Uebertreibung und zu allgemeine Schlüsse von einzelnen Thatsachen geschadet haben, indem ihre Gegner jede Blöße der Art benutzen. Die einzelnen Beispiele von unterrichteten und gebildeten Negern, von edeln Handlungen der Neger, können in dieser Sache wenig beweisen, und sogar die Negerrepublik von Haiti möchte nicht alles was man zum Lobe der Neger gesagt hat rechtfertigen. Wenn wir auch zugeben wollten, daß die Regierungsmaschinen, deren man sich in Europa bedient, wirklich der Triumph des menschlichen Geistes, der Civilisation sind, so können wir unmöglich zugeben, daß ein so unendlich großes Verdienst, so große Fähigkeiten dazu gehören, um eine solche Maschine nachzuahmen und in Bewegung zu setzen, von welcher Farbe auch die einzelnen Theile derselben seyn mögen, oder daß diese Theile auf einer sehr hohen Stufe geistiger Entwicklung zu stehen brauchen, um ganz leidlich zum Zweck der ganzen Maschine beizutragen. Offenbar ist aber die Administration, die Verfassung von Haiti, trotz der republikanischen Form, wesentlich eine Nachahmung der europäischen Bureaucratien, wie sie aus der französischen Revolution und dem Kaiserthum hervorgegangen sind.

Uebrigens liegt auch die eigentliche Ueberlegenheit des Weißen über den Schwarzen nicht sowohl in den Außendingen, Unterricht, u. s. w.; denn man findet gewiß tausende von Weißen, nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa, die nicht besser oder schlechter unterrichtet sind als tausende von Negern; sondern es ist eine tieferliegende innere organische Ueberlegenheit, die den Neger gewissermaßen zum Weißen in das Verhältniß des Weibes oder des Kindes zum Manne setzt. Dieses Verhältniß zeigt sich unter andern auf eine sehr merkwürdige Art in der Gewalt, welche der Weiße auf den Neger in den Berührungen des thierischen Magnetismus ausübt. Diese

Ueberlegenheit läßt sich vielleicht durch die größere Intensität des Nervensystems und seiner Funktionen, durch eine größere Harmonie in allen Seelen- und Lebenskräften erklären, oder vielmehr wir können aus bekannten Thatsachen auf diese Eigenschaften schließen. Solche Thatsachen aber, die eine wirkliche physische Herrschaft des Weißen über den Neger, abgesehen von seiner äußern Civilisation, beweisen, kommen täglich vor, und sie wird von keinem Theil so leicht anerkannt, als von den Negern selbst; so daß auch da, wo zunächst kein äußerer Zwang wirksam ist, sich von selber ein Verhältniß von dem Neger zu dem Weißen bildet, was viel von demjenigen des Kindes zum Vater hat; und nichts kann einem guten Herrn leichter seyn, als die Sklaverei in diesem Sinne zu einer Wohlthat für beide Theile zu machen. Wenn man aber aus dieser unlängbaren Unterordnung des Negers auf die Nothwendigkeit der Sklaverei geschlossen hat, so könnte man vielleicht mit mehr Recht schließen, daß diese faktische Ueberlegenheit des Weißen eine gesetzliche Sanktion derselben überflüssig macht, und daß im Gegentheil nur der Mißbrauch irgend eine Gefahr herbeiführen kann, da diese schwarzen Kinder, bei aller ihrer Anerkennung unserer Ueberlegenheit, dennoch hinreichende physische Kräfte besitzen, um ein zu drückendes Joch mit Gewalt abzuwerfen, und da ihre Leidenschaften, wie die der Kinder, wenn sie einmal gereizt sind und zum Ausbruch kommen, gar keine Gränzen mehr kennen, so daß vor ihrer furchtbaren Wuth wie vor rohen Naturkräften, die physischen Kräfte des Weißen zurückbleiben; es ergreift ihn eine geheime Scheu, der ähnlich, obgleich ganz verschiedenen Ursprungs, die unter gewöhnlichen Umständen der Neger vor dem Weißen fühlt.

Vergleichen Schlüsse können jedoch eben so wenig zu einem Resultat führen, als die Diskussionen über angeborene Menschenrechte. Die Ueberzeugung daß der Mensch das Recht hat frei zu seyn, kann in letzter Instanz immer nur auf einem Glauben beruhen, der über jede Diskussion erhaben ist, und das Recht des Stärkern, den Schwächern zu beherrschen, ist gewiß eben so alt als jenes des Schwächern, sich von ihm unabhängig zu machen; auf jenem aber beruhen die bestehenden Rechtsverhältnisse, welche den Sklaven zum Eigenthum des Herrn machen, und wenn die Freiheit heilig ist, so ist es das Eigenthum nicht weniger. Auf diesem Wege bliebe also zuletzt den Vertheidigern der Menschenrechte nichts übrig, als den Sklavenbesitzern ihr Eigenthum mit Gewalt zu nehmen, wenn sie es können; denn schwerlich wird es ihnen gelingen sie zu überzeugen, daß sie nicht das Recht haben die Neger die sie gekauft oder geerbt haben zu behalten, weil die Neger ihrerseits das Recht haben frei zu seyn. Es ist offenbar leichter, und insofern für die Neger selbst, deren Wohl man beabsichtigt, vortheilhafter, die Pflanzler und die Vertheidiger der Sklaverei überhaupt zu überzeugen, daß ihr eigener Vortheil ihnen gebietet ihren Rechten oder einem Theil derselben zu entsagen, und eine Diskussion über die Nothwendigkeit der endlichen Emancipation der Sklaven, und über die Mittel wie sie am wohlthätigsten für alle Theile eingeleitet und ausgeführt werden kann, wird immer eher ein genügendes Resultat geben, als das Entgegenstellen natürlicher und gesetzlicher

Rechte, wovon die letztern auf jeden Fall den Vortheil haben, klar erweislich und im Besitz zu seyn.

Die endliche Emancipation der Negerflaven in Amerika mag nun ein natürliches Recht derselben seyn oder nicht, sie mag die gesetzlichen Rechte der Eigenthümer verletzen oder nicht; auf jeden Fall ist sie eine unvermeidliche natürliche Folge der Wirkung einmal bestehender Kräfte, und die Eigenthümer können ihre gesetzlichen Rechte nur dadurch retten, daß sie sie freiwillig aufgeben. Wollen die Sklaveneigenthümer die Lage ihrer Sklaven so erträglich machen als möglich; wollen sie wirklich das geistige und körperliche Wohl derselben befördern, was bei den meisten wirklich um so mehr der Fall seyn mag, da der wohlverstandene Vortheil des Herrn selbst ihn dazu auffordert, so werden zwar die Sklaven den Druck ihres Zustandes nicht so sehr fühlen; allein man sey überzeugt, daß, sobald sie Eigenthum und Fertigkeit erlangt haben, was die unvermeidliche Folge einer wirklich guten Behandlung ist, sobald die faktische Ueberlegenheit des Weißen verschwunden oder vermindert ist, der Letztere vergeblich versuchen wird, den Neger länger in der gesetzlichen Unterordnung der Sklaverei zu erhalten; dieser wird das Bedürfnis gleicher Rechte fühlen, zugleich mit den Mitteln sie zu erlangen. Die Sklaven auf der Stufe der faktischen Untergeordnetheit, worauf sie jetzt stehen, zu erhalten, möchte an und für sich unmöglich seyn; und wollte man dies aber auch wirklich durch Gewaltsmittel, durch eine strenge Behandlung, durch alles was die Sklaverei noch drückender machen kann, versuchen, so würde ein solches System kein anderes Resultat haben, als daß die Sklaven sich von unerträglichen Uebeln mit Gewalt frei zu machen suchten. Sklaveneupörungen und ein Zustand fortgesetzter Gewaltthätigkeit, der mit jeder bürgerlichen Ruhe und Ordnung unverträglich ist, und auf die Länge jeden Staat zu Grunde richten müßte, wären unvermeidlich, auch wenn es den Sklaven nicht gelänge endlich die Oberhand zu gewinnen, was doch früh oder spät der Fall seyn müßte, da die rohe Gewalt, deren Entscheidung man die Sache anheimstellt, auf ihrer Seite ist. Es bleibt also keine andere Wahl, als auf der einen Seite die allmähliche Emancipation von Negern, die zur bürgerlichen Freiheit, zum Genuß gleicher Rechte mit den Weißen vorbereitet sind, und auf der andern Seite der gewaltsame Ausbruch aller Leidenschaften deren die animalische Natur des Menschen fähig ist.

Man behauptet, daß der Ackerbau in den Theilen Amerika's, wo er durch Sklavenhände betrieben wird, nur durch diese bestehen kann, und daß die Emancipation der Sklaven, unter welchen Bedingungen es auch sey, die Pflanzler zu Grunde richten würde. Nach dem was wir eben gesagt, könnte diese Behauptung, auch wenn sie gegründet wäre, doch kein Argument gegen die Emancipation geben, da hierdurch an den Thatfachen, welche die Emancipation unvermeidlich machen, und nur die Wahl zwischen zweien Wegen nach demselben Ziel lassen, nichts verändert wird. Allein es ist nicht schwer einzusehen, wie ungegründet diese Behauptung ist. Die Emancipation könnte nur die Folge haben, daß an die Stelle der Sklavenarbeit die Arbeit freier Tagelöhner käme, welche nach allen Erfahrungen vortheilhafter ist als jene. In Ländern, wo beide neben einander bestehen, ist es eine bekannte Thatsache, daß, unter übrigens ganz gleichen Umständen, ein Stück Land, was von freien Arbeitern bebaut wird, einen weit höhern Werth hat, als eines was von Sklaven bebaut wird. Die Ursachen, weshalb ein freier Tagelöhner dieselbe Arbeit schneller und besser verrichtet als ein Sklave, sind zu einseuchtend, als daß wir sie aneinander zu setzen brauchen. Der höhere Ertrag des Bodens und die Ersparung des Einkaufspreises und des Unterhalts der Sklaven würde den Pflanzler sehr bald für den Tagelohn entschädigen, den er freien Arbeitern zahlen müßte. Wenn man dagegen den gegenwärtigen hohen Preis der freien Arbeit des Tagelohns anführt, so vergißt man, daß dieser hohe Preis gerade eine Folge der Sklaverei ist. Die Sklaverei hat aber außerdem noch zwei große Nachteile: erstlich trägt sie den größten Werth auf ein sehr unsicheres Eigenthum, die Sklaven, die durch Tod, Entlaufen u. w. in kurzer Zeit sehr

bedeutende Verluste zufügen können, während sie den Werth des sichersten Eigenthums, des Grundbesitzes im halben Verhältniß vermindert; zweitens aber steht die Sklaverei jeder Verbesserung im Ackerbau, oder überhaupt in allen Geschäften, wo Sklaven gebraucht werden, im Wege, da die Tendenz dieser Verbesserungen immer die Ersparung von Menschenhänden, die Erlangung der möglichst großen Resultate durch den möglichst geringen Aufwand von Zeit, Kraft und Geld ist, und da ein Sklave, sobald er nicht arbeitet, sobald er durch eine Maschine ersetzt würde, ein todtes Kapital ist. Aber, sagen einige Vertheidiger der Sklaverei, wenn wir einmal keine Sklaven mehr haben, so werden wir gar keine Arbeiter mehr finden, denn die Neger sind so faul, daß sie nur gezwungen arbeiten. Diese Behauptung ist wirklich absurd, daß sie kaum einer Widerlegung bedarf, da die tägliche Erfahrung zeigt, mit welchem unermüdblichen Fleiß die Sklaven jeden freien Augenblick, sogar die Zeit der Ruhe von den schweren Arbeiten, die sie für ihre Herren verrichten müssen, benutzen, um ihre Lage durch eigenen Erwerb zu verbessern, und endlich vielleicht ihre Freiheit zu erkaufen. Man verlasse sich nur zuversichtlich auf diesen jedem Menschen angeborenen Wunsch, seine und der Seinigen Lage zu verbessern, der auch die Neger antreiben wird, Arbeit und Erwerb zu suchen. Nichts ist aber thörichter als zu glauben, daß die allmähliche Emancipation der Sklaven den Weißen und dem Staate gefährlich werden könnte. Man muß entweder die wahren Verhältnisse gar nicht kennen, oder sie absichtlich entstellen, um vorzugeben, die Neger trachteten nach der Oberherrschaft im Staate, nach dem Leben, dem Eigenthum des Weißen. Der freigelassene Neger nimmt ganz von selbst den Platz in den untern Ständen der Gesellschaft ein, den ihm seine Fähigkeiten, sein Besitzthum anweisen; und sein größter Ehrgeiz ist die Hoffnung, daß seine Nachkommen einst, durch Vermischung mit hellern Farben, selbst nach und nach sich mit der Masse der farbigen Bevölkerung vermischen, und so die Möglichkeit Aemter und Würden zu bekleiden, erlangen werden. Der Staat wird durch das allmähliche Aufhören der Sklaverei vielleicht am meisten gewinnen, da hierdurch an die Stelle einer ganz beschlossenen, oder doch sehr armen, einer unter gewissen Umständen sehr gefährlichen Bevölkerung, eine verhältnismäßig wohlhabende, zu allen Lasten des Staates beitragende, und zur Vertheidigung desselben bereite Bevölkerung treten wird. Welche wesentliche Vortheile für Europa aus dem Aufhören der Sklaverei entstehen müssen, ließe sich beurtheilen, wenn man bedenkt, wie gering die Consumtion der Produkte europäischer Industrie von Seiten der armen nackten Sklavenbevölkerung ist und seyn kann, und wie bedeutend diejenige einer Masse freier Neger seyn könnte, die nach dem geringsten Anschlag in wenig Jahren sich verdoppelt, beweist die Zunahme der Bevölkerung von Haiti nach so furchtbaren Verwüstungen.

An der Nothwendigkeit, an der Nützlichkeit einer allmählichen Emancipation der Negerflaven kann kein unbefangener Beobachter zweifeln; die Mittel diese zu erreichen sind eigentlich sehr einfach, und in Brasilien besonders könnten, ohne irgend ein Recht oder Interesse zu kränken, in sehr kurzer Zeit die glücklichsten Resultate erlangt werden. Es käme nur darauf an, einerseits die Einfuhr neuer Sklaven zu verhindern, indem man die in dieser Hinsicht eingegangene Verpflichtung erfüllte, oder die bestehenden Gesetze streng anwendete, und indem man andererseits durch weise Gesetze und strenge Beobachtung derselben den Sklaven alle die geistigen und physischen Wohlthaten sicherte, die mit ihrem Stande verträglich sind und die schon jetzt größtentheils durch die Milde der Sitten und Ansichten des Volkes ihnen zu Theil werden, und endlich indem man alle gesetzlichen Hindernisse, welche die Emancipation allenfalls erschweren könnten (deren jedoch in Brasilien wenig oder gar keine sind) aus dem Wege räumt, und darin den natürlichen bestehenden Kräften freien Spielraum läßt; diese bringen so häufige Gelegenheiten, Mittel und Formen der Emancipation herbei, daß auch ohne besondere gesetzliche Be-

günstigung in kurzer Zeit die Sklaverei von selbst verschwinden wird, sobald sie von außen keine neue Zufuhr erhält.

Die Negerstämme wozu die meisten Sklaven gehören, welche nach Brasilien eingeführt werden, sind die Angolas, Benguelas, Monjolos, Congos, Rebolos, Anjicos und Minas von der Westküste, und die Mosambiques von der Ostküste von Afrika. Sie unterscheiden sich, wie die hier gegebenen Negerköpfe zeigen, zum Theil durch besondere Tatuierungen im Gesicht, theils aber auch durch sehr scharfe Unterschiede in der Physiognomie, die bei manchen sehr wenig von den, nach der gewöhnlichen Ansicht charakteristischen Merkmalen der afrikanischen Rasse haben. Sie unterscheiden sich aber auch durch gewisse Verschiedenheiten in den Anlagen und dem Charakter, die diesem oder jenem Stamme einen bessern oder schlechtern Ruf in der öffentlichen Meinung zuwege gebracht haben. So gelten, zum Beispiel, die Mina- und Angola-Neger als die besten Sklaven; sie sind sanft, gelehrig, und durch eine gute Behandlung ist es leicht sich ihre treue Anhänglichkeit zu verschaffen; zugleich sind sie aber auch die, welche am häufigsten durch Fleiß und Sparsamkeit in Stand gesetzt werden ihre Freiheit zu erkaufen. Die Congos gleichen in mancher Hinsicht den Angolas, doch sind sie schwerfälliger und werden besonders zu groben Feldarbeiten verwandt. Die Rebolos sind ebenfalls wenig von diesen beiden unterschieden, auch haben die Sprachen dieser drei Stämme viel Analogie; doch sind die Rebolos eigensinniger und leichter zu einer nutzlosen Verzweiflung geneigt, als die beiden andern. Die Anjicos sind größer und besser gebaut, haben auch weniger afrikanische Gesichtszüge als die fünf erstern; sie sind muthiger, listig, und haben eine größere Liebe zur Freiheit. Sie müssen besonders gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch die Flucht verlieren oder sich einer Empörung aussetzen will. Die Minas zeichnen sich durch drei halbkreisförmige Einschnitte aus, die sich vom Mundwinkel nach dem Ohre ziehen. Die Gabanis sind wilder und ungelehriger als alle vorhergehende; unter ihnen ist die Sterblichkeit am größten, weil sie sich am schwersten an die Arbeit und an die Sklaverei gewöhnen. Sie sind übrigens groß, wohlgebaut; ihre Haut ist glänzend schwarz, ihre Gesichtszüge sind wenig afrikanisch. Die Monjolos werden am wenigsten geschätzt; sie sind meistens klein, schwach und häßlich; faul und nutzlos; ihre Farbe geht ins braunliche, auch werden sie am schlechtesten bezahlt.

M u l a t t e n .

Ohne auf die geringern Nuancen und Unterabtheilungen einzugehen, welche in Brasilien von gar keiner praktischen Wichtigkeit sind und gar nicht beachtet werden, genügt es die drei Hauptverschiedenheiten unter der farbigen Bevölkerung zu unterscheiden, nemlich die Mulatos oder Abkömmlinge von Weißen und Negern (wobei es keinen Unterschied macht ob der Vater oder die Mutter weiß war), die Metizos, Metis oder Mamaluços, oder Kinder von Weißen und Indiern, endlich die Cabras und Caboclos, oder Kinder von Negern und Indiern. Diese beiden letztern sind jedoch nur in sehr geringer Zahl vorhanden, und die Verbindungen zwischen Indiern und Weißen sind jetzt sehr selten; häufiger waren sie in den ersten Zeiten der europäischen Ansiedlung, als der Mangel an Weibern den kriegerischen Abenteurern, die sich zuerst unter den Indiern niederließen, keine andere Wahl ließ und vielleicht auch die eingebornen Weiber in einem weniger verwilderten Zustande auch ein weniger zurückstößendes Aeußere darboten.

Ohne Verhältniß zahlreicher ist die Klasse der Mulatten, und es möchte, besonders unter der Masse des Volks, schwer seyn viele Individuen zu finden, von denen man mit Gewißheit aus ihrem äußern Aussehen schließen könnte, daß sie von ihren Vorfahren kein afrikanisches Blut ererbt haben. So sonderbar es daher auch scheinen mag, so ist die Entscheidung

über die Farbe eines Menschen in Brasilien nicht sowohl eine Sache des Augenscheins oder der Physiologie, als der Gesetzgebung und Polizei, und jeder der nicht wirklich entschieden schwarz ist und die Zeichen der afrikanischen Rasse nicht unverkennbar und unvermischt an sich trägt, kann unter Umständen als weiß angesehen werden.

Die Gesetze welche die Mulatten von allen geistlichen und weltlichen Würden ausschlossen, sind in Brasilien längst außer Wirksamkeit getreten. In allen Zweigen der Verwaltung, in der Kirche, im Heere findet man Farbige, die zum Theil sehr guten Familien angehören.

Sobald ein Mulatte durch Geburt, Verbindungen, Reichthum oder persönliches Talent Anspruch auf eine Anstellung machen kann, so ist seine Farbe oder die Mischung seines Blutes selten oder nie ein Hinderniß. Seine Farbe mag noch so dunkel sein, er wird in seinen Papieren und in Geschäftsverhältnissen als weiß eingeführt, und als solchem stehen ihm alle Stellen offen. Es wäre leicht, zahlreiche Beispiele von Männern anzuführen, welche die angesehensten Stellen in Brasilien bekleiden, und zu den geachteten, talentvollsten Beamten gehören, obgleich ihr ganzes Aeußeres die Beimischung indischen und afrikanischen Blutes verräth. In Brasilien selbst machen solche Fälle gar kein Aufsehen, und wenn davon gesprochen wird, so geschieht es meistens auf Anregung eines Fremden, und nie in einem tadelnden oder spottenden Sinne. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Antwort eines Mulatten, der auf die Frage: ob ein gewisser Capitao-mor (eine Distrikts-Behörde) nicht auch ein Mulatte sey, erwiderte: era, porem ja nao he (er war es, aber jetzt ist er es nicht mehr), und als der Fremde eine Erklärung dieser sonderbaren Verwandlung verlangt, hinzusetzte: pois Senhor, Capitao-mor pode ser mulato? (ei, Herr, kann denn ein Capitao-mor ein Mulatte seyn?)

Es giebt in Brasilien eigene Milizen-Regimenter, die nur aus Mulatten bestehen, und worin kein Weißer aufgenommen wird; dagegen sollte eigentlich in den Linienregimentern kein Mulatte aufgenommen werden, allein aus den oben angeführten Gründen findet man deren dennoch sehr viele, auch unter den Offizieren, und dies um so häufiger, da gerade unter den länger in Brasilien angesiedelten reichen und angesehenen Familien sich viel afrikanisches Blut eingeschlichen hat, ohne daß dieses ihrem Adel, ihrem Ansehen und ihren Ansprüchen auf Offiziersstellen den geringsten Eintrag thäte. Es herrschte, als Brasilien noch unter portugiesischer Herrschaft stand, in dieser Hinsicht eine unverkennbare Eifersucht zwischen den angesehenen Altbrasilianern und den Portugiesen oder neuen Ankömmlingen, die oft auf die größere Reinheit ihres europäischen Blutes und die Weiße ihrer Farbe Ansprüche gründeten, welche der Stolz der Brasilianer mit Recht zurückwies.

Heirathen zwischen weißen Männern und farbigen Frauen sind bei den untern und mittlern Ständen sehr häufig und erregen durchaus kein Aufsehen. Auch unter den höhern Ständen fallen solche Heirathen zuweilen vor. Sie erregen nur dann Aufsehen, wenn die Frau weiß ist, einer sehr reichen und sehr angesehenen Familie angehört, und wenn die Farbe des Mannes auffallend dunkel ist. Doch werden diese Verbindungen nicht sowohl tadelnd, sondern eben nur als etwas Auffallendes erwähnt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in dieser Hinsicht das Publikum in Brasilien sehr viel toleranter ist, als man es gewöhnlich in Fällen von sogenannten Mesallianzen unter denselben Ständen in Europa findet. Bei alle dem aber ist es sehr natürlich, daß in der Regel ein Weißer aus einer angesehenen Familie sich lieber mit einer anerkannt weißen Frau verbindet, da die weiße Frau und das europäische Blut dennoch immer den Vorrang hat, und eine Art von Aristokratie bildet, jedoch nur so, daß unter sonst gleichen Umständen die dunklere Farbe und das afrikanische Blut nachstehen muß, und der vornehme Weiße würde sich eben so schwer entschließen, eine Weiße aus niedrigem Stande zur Frau zu nehmen, als eine Farbige.

Die Mulattinnen zeichnen sich übrigens unstreitig durch Liebenswürdigkeit, durch geistige und körperliche Vorzüge sehr aus, und die Mißverhältnisse, welche aus den Leidenschaften, die sie erregen, und aus den Hindernissen ihrer Abkunft entstehen, führen häufig zu Verbindungen von ganz eigener Art. Wenn ein angesehenener Mann Neigung zu einer Mulattin fühlt, die Familienrücksichten ihn zu heirathen verhindern, so geschieht es oft, daß er sie zu sich nimmt, und daß sie jahrelang in seinem Hause als Hausfrau lebt und sogar von verheiratheten geachteten Damen Besuche empfängt und sie erwidert. Oft heiratheten sie sich dann erst nach vielen Jahren, und nachdem sie mehrere Kinder gehabt haben. Wenn dringende Gründe den Mann zwingen eine andere Frau zu heirathen, giebt er ihr eine Mitgift, und sie findet leicht einen Mann in ihrer eigenen Farbe und Stand, indem sie als eine Wittwe, und keineswegs als ein Weib von schlechten Sitten angesehen wird. Was man auch nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Moral und nach europäischen Ansichten von Verbindungen dieser Art urtheilen mag, die öffentliche Meinung in Brasilien gestattet sie ohne Tadel, und die Erfahrung hat gelehrt, daß sie meistens das Glück beider Theile herbeiführen, ohne andere und äußere Rücksichten zu verletzen, indem Mulattinnen unter solchen Verhältnissen sich meistens durch Treue und Sorgfalt gegen ihren Freund auszeichnen, und darin oft Verbindungen, welche das Gesetz und die Kirche heiligte, beschämen.

Verbindungen zwischen Weißen und Mulattinnen entstehen auch häufig dadurch, daß wohlhabende farbige Eltern sehr gerne ihre Töchter an Weiße verheirathen, wobei sie sehr leicht über die äußere Lage derselben wegsehen, so daß z. B. junge Leute aus Europa, wenn sie ein angenehmes Aeußeres und nur einige Kenntnisse vom Handel u. s. w. besitzen, leicht vortheilhafte Heirathen mit farbigen Weibern machen. In allen diesen Verhältnissen ist ein beständiges Streben der dunkeln Farben, ihre Nachkommenschaft der weißen Farbe zu nähern, der Schlüssel zu manchen Erscheinungen und Vorfällen, die dem Europäer auffallend scheinen können.

Wenn wir, nach dem was wir über die Mulatten in Brasilien bemerkt haben, nun zu den Trachten, dem Charakter und den Sitten der Brasilianer in den verschiedenen Provinzen übergehen, so brauchen wir nicht zu wiederholen, daß wir unter Brasilianern ein für alle Mal nicht nur die in Brasilien gebornen Weißen verstehen, sondern auch solche, die aus einer oder der andern Ursache als Weiße angegeben werden, zu welchen letztern, unter den niedern Ständen, die meisten Mulatten gehören.

Es möchte schwer seyn, von dem brasilianischen National-Charakter eine allgemein passende Charakteristik zu geben, um so mehr, da die Brasilianer kaum angefangen haben, eine Nation zu seyn. Im Allgemeinen theilen sie freilich die Grundzüge des portugiesischen National-Charakters, und zwar unter anderem auch darin, daß in den höhern Ständen, und besonders in den Seestädten, sich jede Eigenthümlichkeit vermischt, und einer nicht sehr vortheilhaften Nachahmung englischer Sitten Platz gemacht hat, welche unglücklicherweise besonders dazu geeignet sind, Schwäche und Gehaltlosigkeit hinter vielerlei äußern Bedürfnissen und Förmlichkeiten zu verbergen, welche einen gewissen Grad von Bildung voraussetzen, ohne ihn zu geben, und demnach die Mensurungen und die Entwicklung der natürlichen Anlagen, woran diese Südländer so reich sind, sehr beschränkt, indem sie dieselben größtentheils aus dem Ton der guten Gesellschaft verbaunen.

Wenn in dieser Hinsicht Lisboa und Rio de Janeiro sich wenig unterscheiden, so ist dagegen nicht zu läugnen, daß die untern Volksklassen, welche eigentlich, insofern sie allein nationale Eigenthümlichkeiten ungeschont entwickeln, allein das Volk genannt werden können, in Rio de Janeiro und der Umgegend sich sehr durch rüstigen, frohen Lebensmuth vor denselben Klassen in Portugal, oder wenigstens in der Hauptstadt des Mutterlandes auszeichnen. In Rio de Janeiro erscheint alles aufgeregter, äußert sich lärmender, bunter und freier. Musik, Tanz und Feuerwerke geben jedem Abende, in dem von

den untern Volksklassen bewohnten Theil der Stadt ein festliches Leben, und in den Worten, die die Mandoline begleiten, so wie in dem lärmenden Gespräch der Gruppen, zeigt sich, wenn auch nicht viel Kraft und Zartgefühl, doch viel treffender Wiß und gesunder Verstand. Das Volk in den übrigen Seestädten, z. B. Bahia und Pernambuco, hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem von Rio de Janeiro, doch sind besonders die Pernambucaner weniger leichtsinnig, als die Einwohner von Rio, und sie sind eher geneigt irgend einen Gegenstand mit tiefer, ernster Leidenschaft zu ergreifen, und erscheinen daher auch oft gewaltiger und roher.

Sehr verschieden von den Bewohnern der nördlichen Provinzen und der Küste sind in mancher Hinsicht die Einwohner der Provinzen des Innern und des Südens, besonders die Paulisten und Mineiros, unter welchen aber wiederum mancherlei Lokal-Verschiedenheiten der Beschäftigung und Lebensart, Verschiedenheiten des Provinzial-Charakters hervorgebracht haben. Die Provinz San Paulo hat keinen so lebendigen Verkehr nach Außen als Rio de Janeiro. Die Provinz ist weniger bevölkert als die Küstenprovinzen, und auch in Santos, der Hauptstadt derselben, ist die Volksmasse lange nicht so groß, der Verkehr nicht so lebendig, als in Rio de Janeiro. Schon das hat die Folge, daß der eigentliche Pöbel einen geringern Theil der Bevölkerung ausmacht, daß auch bei den untern Ständen mehr Ernst, mehr individuelle Würde sich findet. Offenheit, die oft in Derbheit übergeht, viel Ehrgefühl und eine große Reizbarkeit, die nicht selten mit Mißtrauen und Nachsicht verbunden ist, Kühnheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, ein rastloser Unternehmungsgeist, zeichnen den Paulisten schon seit den frühesten Zeiten der Colonie aus.

Die Geschichte von San Paulo ist in mancher Hinsicht der merkwürdigste Theil der Geschichte von Brasilien. Die Freiheitsliebe der Paulisten brachte häufige Streitigkeiten, unter ihnen selbst sowohl, als gegen die von dem Mutterlande angeordnete Regierung Brasiliens hervor, und in San Paulo entwickelten sich die bürgerlichen Verhältnisse auf eine so eigenthümliche Art, daß sie im sechzehnten Jahrhundert, eine Zeit lang, eine ganz republikanische Form annahmen. Diese Urruhe und Widerschlichkeit hat jedoch den Paulisten einen ziemlich schlechten Ruf unter den portugiesischen Geschichtschreibern verschafft, den sie auch in anderer Hinsicht durch die Grausamkeit, womit sie die Indier verfolgten und auszotteten, und die wohlthätigen Bemühungen der Jesuiten vereitelten, wohl verdient hatten.

Kühne Unternehmungen gegen die Indianer oder gegen andere Feinde, z. B. die Nachbarcolonie Faubacé, oder gegen die Spanier in Paraguay, märchenhafte Züge einzelner kleiner Schaaren unter der Leitung kühner Häuptlinge durch die unbekanntem Wildnisse, um Gold und Edelsteine zu finden, geben der frühern Geschichte von San Paulo ein großes Interesse und rechtfertigen den Stolz der gegenwärtigen Paulisten auf ihre Abkunft, während sie manche Züge ihres Charakters erklären.

Der Unternehmungsgeist der Paulisten hat sich zwar jetzt einen friedlichen Wirkungskreis gesucht, und der Durst nach dem Golde und den Diamanten der fernen Gebirge von Minas, Goyaz und Cubaá hat dem sicherern Abbau eines fruchtbaren Bodens unter dem mildesten Klima der Erde, oder den Beschäftigungen der Viehzucht Platz gemacht. Dennoch aber findet man noch jetzt fast in allen übrigen Theilen Brasiliens Paulisten, die als Pflanzler oder auf andere Art ihr Glück versuchen. Die Paulisten gelten auch noch jetzt für die besten Soldaten in Brasilien, und die Milizregimenter von San Paulo haben in dem letzten Kriege von Buenos-Ayres diesen Ruf bewahrt. Manches in dem Charakter und in den Sitten der Paulisten läßt sich aus der Vermischung mit spanischem Blute erklären, die zu verschiedenen Malen durch Einwanderungen aus den benachbarten spanischen Colonien statt fand, was auch die große Menge von spanischen Namen bezeugen, welche man in der Provinz findet. Daher deutet die größere Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, der Mangel an Luxus, auch bei

den höhern Ständen, besonders an elegantem Haus- und Küchengeräth, endlich die unbefangene Herzlichkeit des gesellschaftlichen Tones, wo Musik, Tanz und Gespräch den Platz der Spielfarten vertritt, welche in den meisten andern brasilianischen Städten den ersten Platz in der Gesellschaft einnehmen, welche hierin der portugiesischen und englischen Sitte folgt, während die Paulisten die spanischen Tertullas beibehalten haben.

Die Verschiedenheiten des Charakters der Bewohner von Minas Geraes, der sogenannten Mineiros, von demjenigen der Paulisten könnte auffallen, insofern die erstere Provinz früher größtentheils von San Paulo aus bevölkert worden ist, doch lassen sie sich aus dem später hinzugekommenen Gemisch von Abentheurern aus allen Gegenden erklären. Der ungeheure Goldreichtum von Minas Geraes, die Leichtigkeit des Gewinns dieses Metalles, besonders in frühern Zeiten, hatte zwei Folgen, welche eben nicht sehr vortheilhaft auf den Charakter der Mineiros wirken konnten — Müßiggang und Verschwendung mit Ausschweifung aller Art und ihren Folgen. Hierzu kamen noch mehrere sehr verderbliche Umstände, das Zustromen von schlechtem Gesindel aus allen Theilen von Brasilien, die Verbote der Ausfuhr von Gold und Diamanten aus der Provinz ic., wodurch viele Betrügereien, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten hervorgebracht wurden. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn das Volk in Minas Geraes eben keinen guten Ruf hat. Der Verfall der Goldwäschereien, der einen großen Theil der Bevölkerung gezwungen hat, sich auf Viehzucht und Ackerbau zu legen, wird eine günstige Veränderung in dem Charakter des gemeinen Volkes hervorbringen.

Die Trachten haben in allen Provinzen Brasiliens noch einige Aehnlichkeit mit denen des Landvolkes im Mutterlande und in Spanien behalten. Jedoch zeigt sich in den Küstenprovinzen, und vorzüglich in Rio de Janeiro, der Einfluß der Moden aus Frankreich und England, da Brasilien noch keine eigene Fabriken hat, und deren Errichtung unter dem portugiesischen Gouvernement verboten war.

In Rio de Janeiro tragen die Männer kurze Westen aus Tuch und Zeug, lange Beinkleider mit bunten seidnen Leibbinden und dem aus Chily eingeführten kegelförmigen Strohhut mit breitem Mantel; die Capa (den Mantel) nach spanischer Sitte. Die Kleidung der Frauen in der Hauptstadt ist dem Wechsel der europäischen Mode unterworfen, doch ändern sie nicht gerne weder Stoff noch Farbe des Kleides, das meist aus schwarz Atlas gewählt wird. Schwarz ist auch der Schleier, ohne welchen kein Frauenzimmer auszugehen pflegt. Frische Blumen im Haare und am Gürtel, häufig auch ein leichtes Tuch (panuelo) oder eine bunte Guirlande um das Kleid, mindern den düstern Eindruck der Farbe. Die ältern Damen gehen immer mit dem Kopftuche und in die Mantilla gekleidet (zu der meist helle Farben gewählt werden). Von dieser Tracht unterscheiden sich die Costüme in den andern Provinzen längs der Küste nur wenig. Die größere Entfernung von Seep läken erzeugt größere Einfachheit der Tracht. Die Mantilla ist allgemeiner angenommen; ein runder Filzhut mit Federn verdrängt den Schleier sowohl in San Paul als in Minas, und da auch das mildere Klima schon wärmere Bekleidung bedingt, so sieht man die Frauen auch im Hause einen Ueberrock aus leichtem Tuche tragen, oft aber ersetzt dieses Ueberkleid das einfache Tuch, welches auch Negerinnen führen, und das Shawlartig umgeschlagen wird.

Am meisten ausgezeichnet sind die Männertrachten in Minas und Goyaz, besonders der Klasse, welche die Maulthiere als Tropeiros geleitet. Ein großer grauer Filzhut mit breiter Krempe bedeckt den Kopf; Jacke und Beinkleider aus braunem Zeuge, Stiefeln aus weichem Leder, die bis über den halben Schenkel reichen, aber auch hinuntergebogen werden können, bilden den Anzug, zu dem vorzüglich auch ein großer Mantel gehört, der aber nicht umgeschlagen wird, sondern eine Oeffnung für den Kopf läßt. Das malerische dieses Anzugs hebt noch die oft seltsame Bewaffnung mit Stoßdegen, langer Flinte, und das altmodische, an Ritterzeiten erinnernde Sattelzeug, die schweren Bügel und das mit bunten Bändern in Mähnen geschmückte Pferd.

Leben und Gebräuche der Neger.

Es läßt sich nicht läugnen, daß manche sehr verdiente Männer, die über die Sklaverei der Neger geschrieben haben, ohne durch eigene Anschauung oder doch nach einer vorsichtigen Prüfung der Berichte Anderer eine genaue Kenntniß des Gegenstandes zu besitzen, durch übertriebene oder unrichtige Schilderungen des unglücklichen Zustandes der Neger, der guten Sache, die sie befördern wollten, geschadet haben, indem das Publikum, über die Unrichtigkeit einiger Punkte belehrt, es bereuet hat, sein Mitleiden in Unkosten gesetzt zu haben, und mit seinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil und Maß sogleich mit Beifall die Berichte derjenigen aufgenommen hat, welche aus Eigennuß oder um als starke Geister zu gelten, versichern, es habe mit der Sklaverei gar nichts auf sich, und das Loos der Neger sey nicht nur das einzige, zu dem die Natur sie geschaffen, sondern auch wirklich so glücklich, daß, wenn die arbeitenden Klassen in Europa es kenneten, leicht eine den Negern sehr nachtheilige Concurrenz entstehen könnte. Dies Resultat war um so mehr zu erwarten, da das Mitleid der meisten Menschen nur ein sinnlicher Eindruck ist, der seine Genüße hat wie die Gespensterfurcht. Obgleich wir wahrscheinlich, durch eine unbefangene und leidenschaftlose Darstellung des Zustandes der Neger in Brasilien, weder die mitleidigen Seelen noch die starken Geister zu befriedigen hoffen dürfen, können wir doch darin nicht von unserer Pflicht weichen, treu zu berichten was wir gesehen haben.

Es ist eine Thatsache, worin alle sachkundigen und unbefangenen Zeugen übereinstimmen, daß die Lage der Sklaven in dem portugiesischen und spanischen Theil der neuen Welt ohne Vergleich besser ist, als in den Colonien anderer europäischer Nationen und besonders im englischen Westindien. Diese Erscheinung läßt sich theils aus Nationalverschiedenheiten zwischen dem Charakter der Völker des Nordens und denen des Südens erklären, theils aus den Verschiedenheiten in der Lage der Pflanzler selbst.

Es sind vielleicht eben so sehr die Fehler als die guten Eigenschaften in dem portugiesischen und spanischen National-Charakter, die dazu beitragen, das Loos der Sklaven in den von diesen Nationen colonisirten Theilen Amerika's zu erleichtern. Jeder der diese beiden Nationen längere Zeit und unbefangene beobachtet hat, wird sich überzeugen, daß, was auch sonst für Verschiedenheiten zwischen ihnen statt finden, die Masse des Volkes, denn von dieser kann hier nur die Rede seyn, wenn man den Nationalcharakter verschiedener Völker vergleichen will, zwar leichter aufgeregter und in der Leidenschaft heftiger ist, als die nordischen Völker; daß aber gerade die Leichtigkeit, womit äußere Eindrücke auf sie wirken, ihren Grund in einem höhern Grade von Sensibilität, in einer zarteren Organisation hat, welche sie vor der fühllosen Rohheit bewahrt, die bei den nordischen Völkern aus dem beständigen Kampfe mit einer rauhen Natur entsteht, und ohne Zweifel wiederum durch die Civilisation zu den edelsten Tugenden ausgebildet werden kann; während der Südländer unter einem verschwenderischen Klima seine inwohnende Kraft nicht im täglichen Leben anzuwenden braucht, und daher wirklich träge und

gleichgültig scheint, bis ein besonderes Ereigniß ihn aufregt. Wie sehr es auch hergebrachte Ansichten und verzeihliche Eitelkeit kränken mag, so kann ein unbefangener Beobachter sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß man bei dem Südländer im täglichen Leben und unter gewöhnlichen Umständen eine gewisse Milde, eine geistige Gewandtheit und eine Humanität im weitesten Sinne des Wortes findet, die man beim Nordländer, besonders aber beim Engländer, vergebens sucht. Der spanische und portugiesische Pflanzler, obgleich er im Nothfalle und wenn außerordentliche Umstände seine Leidenschaften entflammen, der größten geistigen und körperlichen Anstrengungen fähig ist, fühlt in sich keinen Beruf zu jener rastlosen Thätigkeit und täglichen Anstrengungen, welche der Nordländer zu seinen Tugenden zählt; eben so wenig verlangt er diese Eigenschaften von Andern, und er muthet verhältnißmäßig seinen Sklaven nicht mehr zu, als wozu sein eigenes Beispiel ihn berechtigt.

Das Verhältniß der Arbeit der Sklaven in Brasilien zu der Arbeit der Sklaven in den englischen Colonien ist ziemlich dasselbe wie das der Arbeit der Freien in England zu derjenigen in Brasilien oder Portugal. Welche Nachtheile dieses Gebenlassen, diese Nachlässigkeit auch in anderer Hinsicht haben kann, so wirkt sie doch auf jeden Fall sehr zu Gunsten der Sklaven. Wichtig ist auch in dieser Hinsicht für die Sklaven die große Leichtigkeit und Freiheit im Umgang, welche bei den Herren selbst unter allen Ständen herrscht und einem drückenden Verhältniß sehr viel von seinen beschwerlichen Formen nimmt. Wichtiger als diese Eigenschaften der Herren sind aber unstreitig für das Loos der Sklaven ihre religiösen Ideen, und es ist kein Zweifel, daß das katholische Christenthum, wie es bei den Portugiesen und Spaniern besteht, hauptsächlich dazu beiträgt, die Sklaverei so erträglich zu machen, als ein so unnatürlicher Zustand es überhaupt seyn kann. Es ist hier nicht der Ort zu erklären, wie es möglich ist, daß das Christenthum nicht überall dieselbe wohlthätige Wirkung hat; es genügt hier die Thatsache anzuführen, daß auf den englischen Colonien von Seiten der anglikanischen Geistlichkeit bis jetzt wenig oder nichts für die religiöse und moralische Bildung der Sklaven gethan worden ist, und daß die Bemühungen einiger dissentirenden Geistlichen zu diesem Zwecke sowohl bei den Behörden als bei den Pflanzern nicht nur keine Unterstützung, sondern in vielen Fällen den entschiedensten Widerstand gefunden haben. Das Schicksal des Missionärs Smith in Demerary wird ewig ein Schandfleck in den Annalen der brittischen Colonien bleiben. Durch dieses unchristliche Christenthum und durch den Geist der Aristokratie und der formellen Ungefelligkeit, der sich in allen gesellschaftlichen Verhältnissen der Engländer zeigt, so wie durch den rastlosen Speculationsgeist dieser Nation, wird die Kluft zwischen dem Herrn und dem Sklaven der brittischen Colonien noch weiter und tiefer, als sie es sonst wäre. Die Gesinnung der ersten gegen die letztern werden zu einem Gemisch von Habsucht, von aristokratischer Rassen-Verachtung und von religiösem Hochmuth; denn der Pflanzler sieht in dem Mangel an Glauben oder in dem Irrglauben, so wie in den

Lastern des Sklaven, ein neues Recht ihn zu unterdrücken und ihn von den Ansprüchen der gewöhnlichen Menschlichkeit auszuschließen, ohne zu bedenken, daß er selbst diese Laster in ihm erzeugt, oder doch durchaus nichts thut um ihn durch religiöse und moralische Belehrung zu bessern. Diese Bemerkungen können nur denen hart scheinen, die mit den Verhandlungen und Aufklärungen unbekannt sind, wozu die hartnäckige Weigerung der Pflanzer, etwas zur Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes der Sklaven zu thun, in England Veranlassung gegeben haben.

In Brasilien sieht es der Herr für seine erste Pflicht an, den Sklaven in den Bund des Christenthums aufzunehmen zu lassen, und nichts würde die Vernachlässigung dieser Pflicht vor der Abndung der Geistlichkeit und der öffentlichen Meinung schützen. Die meisten Sklaven werden schon vor ihrer Einschiffung noch an der afrikanischen Küste, oder sobald wie möglich nach ihrer Ankunft in Brasilien, getauft, sobald sie nur so viel Sprachfertigkeit erlangt haben, um die wichtigsten Gebete des katholischen Gottesdienstes hersagen zu können. Die Sklaven werden dabei nicht um ihre Einwilligung gefragt, und man sieht die Aufnahme derselben in die christliche Kirche als eine Sache an, deren Nothwendigkeit sich von selbst versteht; doch ist wohl noch nie der Fall eingetreten, daß man die Sklaven zur Taufe hätte zwingen müssen. Sie gewöhnen sich sehr bald daran, diese Feierlichkeit als eine Wohlthat und Gunst anzusehen, indem die ältern schon getauften Sklaven mit einer Art von Verachtung auf diese Neulinge herabsehen, wie auf Wilde, bis sie durch die Taufe ihnen gleichgestellt sind.

Was nun auch gegen diese Art von Christenthum gesagt werden mag, und obgleich ohne Zweifel mit der Taufe unter solchen Umständen noch nicht alles gethan ist, so ist doch so viel gewiß, daß die Brauchbarkeit und der Werth der Sklaven, ihr gutes Verhalten und die gute Behandlung von Seiten ihrer Herren in sehr direktem Verhältnis mit der gewissenhaften Beobachtung dieser und ähnlicher Vorschriften der katholischen Kirche stehen; ehe daher eine mißverständende Aufklärung diese als bloße äußerliche leere Formen oder als Aberglauben verdammt, sollte sie sehr sichere Bürgschaft geben, daß sie etwas Besseres, nicht nur an diese Stelle zu setzen vermag, sondern auch wirklich setzen wird. Wenn man den Zustand der Sklaven in Brasilien und Westindien, und das Betragen der Geistlichkeit in beiden Colonien vergleicht, so werden die Ansprüche der anglikanischen Geistlichkeit auf höhere Bildung und Aufklärung sehr zweifelhaft. Es ist eine bekannte Thatsache, daß solche Sklaven, die Klöstern oder andern geistlichen Corporationen angehören, die fleißigsten, ordentlichsten und auch am besten ernährt und gehalten sind. Bei diesen kommt noch zur Verbesserung in ihren eigenen Augen die Ueberzeugung hinzu, daß sie nicht die Sklaven der Geistlichen oder Mönche seien, sondern die unmittelbaren Sklaven der Heiligen, denen das Kloster oder die Kirche gewidmet ist, des heiligen Benediktus, Dominikus u. s. w., worauf sie sich nicht wenig gegen ihre übrigen Schicksalsgenossen zu gute thun. Einen sehr günstigen Einfluß auf die Lage der Sklaven hat auch die Verpflichtung, welche in diesem Lande die tief in der öffentlichen Meinung gegründeten religiösen Ansichten dem Taufpaten gegen den Täufling vorschreiben, wodurch der Sklave sicher ist, irgend einen Freund und Rathgeber zu finden, der seine Klagen anhört und ihn zu trösten sucht, wenn er ihn auch nicht in allen Fällen schützen kann. Diese Verpflichtungen sind so anerkannt, daß deshalb der Herr sehr selten einem Sklaven als Taufpathe dient, weil er dadurch zu sehr in seinen Rechten und in seiner Gewalt über ihn beschränkt würde. Auch die unabhängige Stellung der Geistlichkeit in diesen katholischen Ländern kommt den Sklaven zu gute, da sie in den meisten Fällen mit Vertrauen ihre Fürsprache und ihren Rath nachsuchen können.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Zustand der Sklaven in Brasilien gehen wir zu einer ausführlicheren Darstellung ihrer Lage in den verschiedenen Verhältnissen über, worin sie durch das sonderbare Loos, das ihre Farbe ihnen

bereitet, während ihrer Ueberfahrt nach Amerika und in die Colonien selbst, veretzt werden.

Am Traurigsten ist ohne Zweifel das Schicksal der Neger während ihrer Ueberfahrt von Afrika nach Amerika, und es ist nur zu gewiß, daß während dieser Epoche auch unter den günstigsten Umständen die Leiden der Neger von der Art sind, daß keine Beschreibung es wagen möchte, ein solches Bild der geschäftigen Phantasie zum Ausmalen zu überlassen, und daß der Künstler eine solche Scene nur dann darzustellen berechtigt ist, wenn er sie so viel wie möglich mildert.

Leider kann man sich nicht verbergen, und die tägliche Erfahrung lehrt es, daß die Maßregeln, welche von den europäischen Mächten zur Unterdrückung des Sklavenhandels genommen worden sind, nicht nur die Ausdehnung dieses verderblichen Handels nicht vermindert, sondern das Loos der Tausende, die jährlich sein Opfer werden, sehr verschlimmert haben. Daß eine solche Erscheinung, wie der Negerhandel, Jahrhunderte lang fortbestehen konnte, ohne daß auch nur eine Abminderung seiner Ungerechtigkeit und Schädlichkeit für alle dabei betheiligten Völker aufgestiegen ist, möchte einer Nachwelt, die vielleicht klarere Ansichten von den Bedingungen und dem Ziele der Civilisation haben wird, wahrscheinlich weniger unglaublich scheinen als daß, nachdem einmal alle sogenannten civilisirten Mächte ihn als einen Schandfleck des Jahrhunderts öffentlich und feierlich anerkannt haben, dennoch wesentlich nichts geschehen ist, um sein Aufhören oder auch nur die Verminderung der mit ihm unzertrennbaren Leiden zu sichern; sondern daß er im Gegentheil durch die Gewissenlosigkeit der Gesetzgeber und die Nachlässigkeit oder Trennlosigkeit derjenigen, denen die Ausübung der Gesetze obliegt, gleichsam eine negative gesetzliche Garantie erhalten hat.

Den deutlichsten Begriff von der Art und der Ausdehnung des Uebels giebt die Thatsache, daß von 120.000 Negern, welche im Durchschnitte jährlich an den afrikanischen Küsten für Brasilien allein eingeschifft werden, selten mehr als 80 — 90.000 den Ort ihrer Bestimmung erreichen, so daß ungefähr ein Drittel von ihnen auf einer Seereise von dritthalb bis drei Monaten umkommen. Dies traurige Resultat wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, welchen moralischen Eindruck die gewaltsame Losreisung von allem was ihm theuer war auf den Neger haben muß, und wie in einem solchen Zustande der tiefsten Niedergeschlagenheit oder der furchtbarsten Aufregung aller Gefühle die körperlichen Entbehrungen und Leiden der Ueberfahrt auf ihn wirken müssen. Man denke sich 2 — 300 solcher Unglücklichen in einem die ganze Länge und Breite des Schiffes einnehmenden Raume, dessen Höhe selten mehr als 5 Fuß beträgt, so zusammengedrängt, daß auf den einzelnen erwachsenen Mann höchstens 5 Cubikfuß Raum gerechnet werden können. Ja, offizielle dem Parlamente vorgelegte Berichte von der brasilianischen Küste lassen keinen Zweifel, daß auf vielen Schiffen dieser Raum nur 4 Cubikfuß beträgt, und die Höhe des Zwischendecks nur 4 Fuß. Hier liegen die Sklaven dicht aneinander gepreßt längs der Schiffswände und um die Masten her, und jeder Raum, wo nur ein menschliches Wesen in irgend einer Stellung hinein gepreßt werden kann, wird benutzt. Rings an der Wand her ist meist in halber Höhe noch eine Art von Verschlag angebracht, worauf eine zweite Schichte von menschlichen Körpern liegt. Alle sind, besonders in der ersten Zeit der Reise, an Händen und Füßen gefesselt und noch untereinander durch eine lange Kette verbunden.

Man denke sich diesen Zustand bei der glühenden Hitze des Aequators, oder im Rausen der Stürme, dabei die ungewohnte Nahrung von Bohnen und gesalzenen Fleisch, und der Wassermangel, der fast unvermeidlich ist, da jeder Raum gespart wird, um die Ladung so reich wie möglich zu machen, so wird man sich die große Sterblichkeit an Bord der Negerschiffe leicht erklären können. Oft geschieht es, daß ein Leichnam Tage lang unter den Lebenden liegen bleibt. Der Wassermangel ist die häufigste Ursache der Empörungen unter den Negern. Bei dem geringsten Anschein von Widersetzlichkeit werden die Feuerwepre ohne Unterschied in diesen mit Männern, Weibern

und Kindern angefüllten Raum abgeschossen. In der Verzweiflung fallen die Neger oft wie rasend über ihre Nachbarn her, oder zerfleischen ihre eigenen Glieder.

Man darf nicht vergessen, daß wir hier keine einzelnen Ausnahmen schildern, sondern die gewöhnliche Einrichtung der Sklavenschiffe, das gewöhnliche Loos von 120,000 Negern, die jährlich allein nach Brasilien ausgeführt werden; daß auch bei der bestmöglichen Einrichtung eine Verzögerung von einigen Tagen in der Reise die furchtbarsten Folgen haben kann. Einzelne von den vielen Fällen außerordentlicher Unmenschlichkeit anzuführen, welche jährlich zur Kenntniß der brittischen Kreuzer kommen, oder von den Agenten der afrikanischen Societät berichtet werden, könnte hier zu nichts führen.

Es ist weder in Rio de Janeiro noch in andern brasilianischen Häfen Sitte, die Sklavenschiffe eine regelmäßige Quarantaine halten zu lassen, so wie überhaupt keine eigentliche Quarantaine-Anstalt daselbst existirt. Zuweilen müssen die Sklavenschiffe einige Tage auf der Abrede oder im Hafen vor Anker liegen, ehe man ihnen erlaubt ihre Ladung auszuschießen; allein die Dauer dieses Verzugs scheint bloß von der Laune oder von dem Interesse der Zollbehörde und des Medicor abzuhängen, und es sind damit keine weitem Vorsichtsmaßregeln verbunden, so daß es immer einem bloßen Glück oder einem ganz besonders gesunden Klima zugeschrieben werden muß, wenn brasilische Häfen noch nie von ansteckenden Krankheiten heimgesucht worden sind. Sobald der Sklavenhändler die Erlaubniß erhält seine Sklaven auszuschießen, werden sie am Zollhause aus Land gesetzt und dort in die Zollregister eingetragen, nachdem die festgesetzten Abgaben bezahlt sind.

Vom Zollhause werden sie nach den Sklavenhäusern, oder eigentlich Ställen, gebracht, wo sie bleiben bis sie einen Käufer finden. Diese Sklaveställe liegen meistens in dem Quartier Vallongo, längs dem Strande, und bieten dem Europäer einen eben so anfallenden als unangenehmen Anblick dar. Den ganzen Tag liegen oder sitzen diese armen Geschöpfe, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, längs den Wänden der großen Gebäude oder, wenn das Wetter gut ist, auf der Straße. Ihr Anblick ist, besonders ehe sie sich von der Seereise ein wenig erholt haben, scheußlich, und der Geruch den die Ausdünstung der dichten Haufen von Negern verbreitet, ist so widrig und so stark, daß der Neuling aus Europa es kaum in ihrer Nähe aushalten kann. Männer und Weiber sind nackt bis auf ein Stück grobes Tuch um die Hüfte. Ihre Nahrung, Mandioceamehl, Bohnen und getrocknetes Fleisch, wird mitten in der Straße in großen Kesseln für sie zubereitet, und an erfrischenden Früchten fehlt es ihnen nicht.

So unangenehm dieser Zustand ist, so erscheint er doch immer als eine Erleichterung nach den Leiden der Ueberfahrt, und man kann es sich deshalb einigermaßen erklären, daß die Sklaven in diesen Wendas sich nicht sehr unglücklich zu fühlen scheinen, wenigstens hört man sie selten laut klagen, und oft fangen sie, um das Feuer hockend, ihren einförmigen lärmenden Gesang an, wozu sie mit den Händen klatschen. Das Einzige was sie bekümmert, scheint eine gewisse Ungeduld nach einer endlichen Entscheidung ihres Schicksals zu seyn. Die Erscheinung eines Käufers erregt daher oft ihre laute Freude, und sie drängen sich herbei, um sich betasten und genau untersuchen zu lassen. Sie sehen es als eine wahre Erlösung, als eine Wohlthat an, wenn man sie kauft, und folgen ihrem neuen Herrn mit der größten Bereitwilligkeit, während ihre weniger begünstigten Gefährten sich betrübt und nicht ohne Neid von ihnen trennen. Es erhält sich jedoch unter solchen Sklaven die zusammen auf Einem Schiffe gekommen sind und Molungos genannt werden, immer eine nähere Verbindung, deren gegenseitige Verpflichtungen von Freundschaft und Hilfe gewissenhaft gehalten werden. Beim Verkaufe der Sklaven wird leider selten auf die Familienverbindungen derselben Rücksicht genommen, und die Trennung der Eltern von den Kindern und der Geschwister von einander giebt freilich oft zu lauten Ausbrüchen des Jammers Anlaß; dennoch zeigen die Neger auch bei diesen Gelegenheiten eine Gleichgültigkeit oder

eine Herrschaft über ihre Gefühle, die psychologisch um so schwerer zu erklären ist, da sie später eine so große Anhänglichkeit an ihre Blutsverwandten zeigen.

Des Käufers erste Sorge ist, seinen neuen Sklaven durch einige Kleidungsstücke zu erfreuen, und das bunte Tuch, was er um die Hüfte bindet, die blaue baumwollene Jacke und die rothe Mütze tragen nicht wenig dazu bei, dem Neger den Uebergang in seine neue Lage angenehm zu machen. Außerdem erhält er noch eine große Decke von grobem wollenem Zeug, die ihm zugleich als Mantel und als Lager dient, und an der ihn besonders grelle Farben, roth und gelb, anziehen. Auch auf dem Transport von dem Markt nach der Pflanzung sucht man die Sklaven durch gute Behandlung und Nahrung munter zu erhalten, und nicht selten sieht man in der Lagerstätte (oder Rancho) den Pflanzler ankommen, der seinen ermüdeten Sklaven hinter sich auf dem Pferde sitzen läßt, oder das Pferd langsam am Zügel führt.

Bei der Ankunft in der Pflanzung wird der neue Sklave irgend einem ältern, schon getauften und erfahrenen Sklaven zur Pflege und Aufsicht übergeben. Dieser nimmt ihn in seine Hütte auf, sucht ihn allmählig zur Theilnahme an seinen eigenen häuslichen Geschäften aufzumuntern und ihm einige portugiesische Worte beizubringen. Erst wenn der neue Sklave ganz von den Folgen der Ueberfahrt hergestellt ist, fängt man an, ihn an den Feldarbeiten der Uebrigen Theil nehmen zu lassen, wobei sein erster Beschützer auch sein Lehrer ist, und noch lange wird auf seine Ungeschicklichkeit oder Schwäche Rücksicht genommen. Auf diese Art wird dem Sklaven der Eintritt in sein neues Verhältniß sehr erleichtert, und es kann nicht auffallen, daß sie im Ganzen damit zufrieden sind, und bald alle die frühern Bande vergessen, um so weniger da sehr viele von ihnen schon in ihrem Vaterlande Sklaven waren, und schlechter behandelt wurden als in Amerika.

Nachdem wir den Neger von der afrikanischen Küste bis nach der Pflanzung begleitet haben, gehen wir zu einer nähern Schilderung seiner Lebensart und der Beschäftigungen in seiner neuen Lage über.

Die Sklaven werden mit Sonnenaufgang zur Arbeit geschickt. Die Kühle des Morgens scheint ihnen viel unangenehmer zu seyn, als die größte Mittagshize, und sie bleiben wie betäubt bis die Sonne hoch am Himmel steht und sie durchglüht hat. Um acht Uhr läßt man ihnen eine halbe Stunde zum Frühstück und zur Ruhe. Auf einigen Pflanzungen läßt man jedoch die Sklaven frühstücken ehe sie anfangen zu arbeiten, also gleich nach Sonnenaufgang. Um Mittag haben sie wieder zwei Stunden zum Mahl und zur Ruhe, wonach sie wieder bis um sechs Uhr arbeiten. Doch läßt man sie in den meisten Pflanzungen von fünf bis sieben Uhr, statt auf dem Felde fortzuarbeiten, Futter für die Pferde, oder in den nächsten Waldungen Palmitas und Holz zur Feuerung sammeln, womit sie oft Abends spät schwer beladen nach Hause kehren. Oder sie müssen, vom Felde nach Hause kommend, noch eine bis zwei Stunden Mandioceamehl mahlen; allein diese Arbeit kommt auf den meisten Pflanzungen doch nur ein- oder zweimal die Woche vor, da nur auf wenigen mehr Mandioceamehl bereitet wird, als zur Nahrung der Sklaven selbst nöthig ist. Es ist Sitte, daß die Sklaven, wenn sie von der Arbeit kommen, sich dem Herrn vorstellen und ihm einen guten Abend wünschen.

Die verschiedenen Epochen in den Arbeiten des Ackerbaues haben mancherlei Veränderungen in dieser gewöhnlichen Tagesordnung zur Folge. Während der Zuckerernte, zum Beispiel, dauert die Arbeit Tag und Nacht fort, und die Neger lösen sich dann truppweise ab, wie die Matrosen auf den Schiffen. Diese Zeit dauert von Ende Septembers bis zu Ende Octobers, und während derselben thut man Alles, um die Neger munter und rüstig zu erhalten, weshalb es im Anfange sehr lustig und lärmend hergeht; allein nach und nach werden die Sklaven doch von der anhaltenden Arbeit erschöpft, besonders in den Zuckermöhlen (Engenhos), so daß sie vor Müdigkeit einschlafen wo sie auch seyn mögen, woher die Lebensart

kommt: he dorminhogo como negro de engenho (er ist schläfrig wie ein Neger in der Zuckermühle). Diese Abmattung giebt besonders oft zu Unglücksfällen Anlaß, indem die Hand oder ein Kleidungsstück des Negers, der das Zuckerrohr zwischen die Walzen der Mühle zu stecken hat, von denselben ergriffen wird, wodurch öfters der ganze Arm und zuweilen der ganze Leib, zerquetscht wird, wenn nicht augenblickliche Hülfe da ist. In einigen Pflanzungen liegt neben der Maschine eine eiserne Stange, welche man bei solchen Fällen zwischen die Walzen stößt, um sie aufzuhalten oder aneinander zu zwängen. Oft ist der Unglückliche jedoch nur dadurch zu retten, daß man ihm mit einem Beil sogleich den Finger, die Hand oder den Arm abhaut, der von den Walzen ergriffen worden ist. Man glaubt allgemein, daß die Gefahr geringer ist, wenn die Maschine durch Ochsen getrieben wird, als wenn man Maulthiere dazu braucht, indem diese durch das Geschrei der Neger scheu werden, und die Maschine nur desto schneller herum treiben, während die Ochsen von selbst stehen bleiben.

Die Nahrung, welche den Sklaven von dem Herrn gereicht wird, besteht aus Mandiocamehl (karinha da mandioca), schwarzen Bohnen (feixaos), an der Sonne gedörtem Fleisch (carne secca), Speck und Bananen. Es ist vortheilhafter ihnen die Zubereitung dieser Speisen auf dem Felde selbst zu überlassen, da sie oft sehr viele Zeit verlieren würden, wenn sie jedesmal von den oft ziemlich entfernten Pflanzungen nach Hause kommen sollten, daher ist auch dies häufige Sitte. Ihre Nahrung wird ihnen im Ganzen sehr sparsam gereicht, und würde zu ihrem Unterhalte kaum hinreichen, wenn sie nicht Gelegenheit hätten, sich nebenbei mancherlei Nahrungsmittel, als Früchte, wildes Gemüse, selbst Wildpret, zu verschaffen.

An den Sonntagen und an den so zahlreichen Feiertagen, die weit mehr als hundert Tage des Jahrs ausmachen, brauchen die Sklaven nicht für ihre Herren zu arbeiten, sondern können entweder ruhen oder für ihre eigene Rechnung arbeiten. Auf jeder Pflanzung ist eine verhältnismäßig große Strecke Land, welches der Eigenthümer nicht benutzt und es den Sklaven überläßt, wovon jeder so viel anbaut als er will oder kann. Mit dem Ertrag dieser Felder verschafft er sich nicht nur eine hinreichende und gesunde Nahrung, sondern er kann ihn oft sehr vortheilhaft verkaufen. Hiedurch wird eines der Gebote der katholischen Kirche, was besonders häufig als ein verderblicher Gebrauch getadelt worden ist, zu einer wahren Wohlthat für die Sklaven, und als die portugiesische Regierung den Forderungen der Aufklärung genügen zu müssen glaubte, indem sie Maßregeln traf, um die Zahl der Feiertage zu vermindern, fand diese Aenderung in Brasilien bei den aufgeklärtesten Männern keinen Beifall, indem sie mit Recht sagten: „Was in Portugal eine Wohlthat seyn möge, sey in Brasilien eine Grausamkeit gegen die Sklaven.“ — Hiergegen läßt sich nichts einwenden, als etwa daß gerade dieser Widerspruch ein Beweis von der Absurdität des ganzen Systems ist. Wie dem auch sey, so ist so viel gewiß, daß die Hütten der Sklaven ziemlich alles enthalten, was in jenem Klima ein Bedürfnis genannt werden kann; daß sie gewöhnlich einiges Federvieh, Schweine, und zuweilen sogar ein Pferd oder Maulthier besitzen, was sie mit Vortheil vermietthen, da ihnen der Unterhalt nichts kostet.

Im Allgemeinen befördern die Pflanzer die Heirathen unter ihren Sklaven, weil sie aus Erfahrung wissen, daß dies das beste Mittel ist, sie an die Pflanzung zu fesseln und ihre gute Aufführung zu verbürgen. — Doch kann man nicht läugnen, daß es viele Ausnahmen von dieser Regel giebt, daß die Herren sehr oft selbst die Sklaven durch ihr Beispiel zur Sittenlosigkeit verführen, und daß das Mißverhältniß zwischen weiblichen und männlichen Sklaven eine größere Strenge in diesem Punkt und eine sehr gewissenhafte Beobachtung der ehelichen Treue unmöglich machen.

Dies ist im Allgemeinen die Lage der Negerklaven auf den brasilianischen Pflanzungen: allein es versteht sich von selbst,

daß darin unendlich viele Gradationen und Verschiedenheiten statt finden, und daß in letzter Instanz das Wohl oder Weh der Sklaven immer von dem persönlichen Charakter, den Launen ihrer Herren, oder noch mehr vielleicht ihrer unmittelbaren Aufseher abhängt. Wenn man diesen Gegenstand mit Sachkenntniß und ohne Leidenschaft oder Vorurtheile ansieht, so überzeugt man sich immer mehr, daß einerseits die traurigen Folgen, welche die Sklaverei in aller ihrer gesetzlich anerkannten Unmenschlichkeit für den Neger unvermeidlich haben zu müssen scheint, in der Ausführung durch den mächtigen Einfluß des eigenen Interesse, des gesunden Menschenverstandes, der Menschlichkeit und der Religion, sehr gemildert werden; anderseits aber durch diejenigen Gesetze, welche zum Schutze der Sklaven gegen ihre Herren gegeben worden sind, wenig oder keinen Einfluß auf das Loos der erstern hat, da für ihre Beobachtung wiederum keine andere Garantie vorhanden ist, als jene moralischen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, welche endlich sich zu dem vereinigen, was man die öffentliche Meinung nennt, dem einzigen Tribunal, was der Herr in seinem Verhältniß zum Sklaven wirklich zu fürchten hätte. Es kann daher zu eben so falschen Ansichten führen, wenn man a priori die möglichen Folgen eines solchen Verhältnisses auch in ihrer ganzen Ausdehnung, als in der Wirklichkeit bestehend, annehmen zu können glaubt, als wenn man den vorhandenen Gesetzen zu Gunsten des Sklaven einen sehr wichtigen, günstigen Einfluß auf ihr Loos zuschreibt. Beide Fehler findet man bei solchen Schriftstellern, die nicht Gelegenheit hatten, die Sache mit eigenen Augen zu sehen.

Am meisten kommt es auf den Charakter des Sklavenauffsehers (Feitors) an, der die Sklaven mit der Peitsche in der Hand zur Arbeit führt, und den ganzen Tag über die unmittelbare Aufsicht über sie hat. Der Gedanke, Menschen wie das Vieh unter der geschwungenen Peitsche arbeiten zu lassen, ist es ohne Zweifel besonders, der uns bei diesem unseligen System empört; und obgleich es im Allgemeinen wirklich wahr ist, was die Vertheidiger der Sklaverei behaupten, daß die Peitsche nur ein Symbol der Autorität des Feitors ist, daß er sich ihrer nicht bedienen darf um die Neger zur Arbeit anzutreiben oder nach Willkühr zu bestrafen, so ist es nicht weniger wahr, daß durchaus nichts als die Gegenwart oder der Wille des Herrn den Aufseher hindern kann, die Peitsche anzuwenden wie er will; daß es a priori nicht wohl möglich ist, daß ein immer roher, oft böshafter, grausamer, rachsüchtiger Mensch eine solche Macht nicht zuweilen mißbrauche, und endlich, daß die wirklich erwiesenen Beispiele eines solchen Mißbrauches nur zu häufig sind. Unter dem gegenwärtigen System und bis die Sklaverei entweder ganz aufgehört hat, oder doch der Willkühr des Herrn und des Feitors zureichende gesetzliche Gränzen gesetzt sind, ist es eine der ersten und wichtigsten Pflichten des Herrn, in der Wahl des Feitors mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Im Ganzen kann man sich auf solche Feitores, die selbst Sklaven sind, mehr verlassen, als auf andere, da sie selbst ganz von dem Herrn abhängen: allein gerade bei diesen muß der Herr ganz besonders darüber wachen, daß sie gegen ihre Mitsklaven nicht zu strenge seyen. Man nimmt zu den Feitores auch Brasilianer oder freie Mulatten, und unter diesen seyen sich die Sklaven meistens am besten. Am härtesten sind dagegen die europäischen Feitores. Ueberhaupt ist es eine Thatsache, die durch tägliche Erfahrung bestätigt wird, daß die Europäer es sind, welche den Sklaven ihr Loos am meisten erschweren, in welchen Verhältnissen sie auch mit ihnen in Berührung kommen. Ohne eine so entehrende Anzeichnung entschuldigen zu wollen, können wir sie theils aus dem höhern Grade von Stolz und Dünkel erklären, den die Europäer mitbringen, theils und besonders daraus, daß die meisten Europäer, die sich in Brasilien niederlassen, hauptsächlich die welche Pflanzungen übernehmen oder sich als Feitores verdingen, Spekulanten sind, die es nur darauf abgesehen haben, sich in kurzer Zeit so geschwind als möglich zu bereichern, und dann mit ihrem Erwerb nach Europa zurückzukehren. Vielen von ihnen gereichen schon die Ursachen,

welche sie bewogen ihr Vaterland zu verlassen, eben nicht zur Ehre: keiner von ihnen fühlt sich durch irgend ein Band an dieses Land oder an seine Bewohner gebunden; er sieht vielmehr alles nur als einen Gegenstand der Spekulation an, und sogar für sein Eigenthum, seine Pflanzung und seine Sklaven hat er nicht die Sorgfalt, nicht die natürliche Anhänglichkeit, wie der Eingeborne, der sie einst seinen Kindern zu hinterlassen hofft, während jener nur darauf denkt, in möglichst kurzer Zeit den größten Gewinn darans zu ziehen, ohne sich weiter um die Zukunft zu bekümmern. Die Sklaven dieser Menschen werden daher meistens durch übermäßiges Arbeiten zu Grunde gerichtet. Hiezu kommt noch, daß diese Fremden aus denselben Ursachen wenig nach der öffentlichen Meinung und dem, was sie die religiösen Vorurtheile der Brasilianer nennen, fragen, oder einen Stolz darein setzen sie zu verachten, so daß nichts ihre Sklaven vor ihrer unerfülllichen Habsucht und kalten, berechneten Grausamkeit schützt. Hier zeichnen sich leider die Nordländer auch vor den europäischen Portugiesen aus.

Die Lage der Sklaven hängt ferner auch sehr von der Art des Anbaues ab, welche auf der Pflanzung, zu der sie gehören, vorzüglich getrieben wird. So ist z. B. die Arbeit der Sklaven bei der Anlage neuer Pflanzungen oder sogenannter *Rocas*, beschwerlicher wie in solchen die schon eingerichtet sind, besonders wenn die neue Pflanzung in einer großen Entfernung von bewohnten Gegenden angelegt wird, da in solchen Fällen die Sklaven oft allen Einflüssen der Temperatur und des *Clima's*, z. B. in sumpfigen Gegenden, ohne einen andern Schutz als leichte Hütten von Zweigen, und unter Entbehrungen aller Art, ausgesetzt sind. Ferner kommt hier die Gefahr von reißenden Thieren, giftigen Schlangen, lästigen Insekten mehr in Anschlag. Am besten behandelt werden die Sklaven auf den der Geistlichkeit oder Klöstern zugehörigen Pflanzungen; schon die gewohnte Ordnung erleichtert ihnen hier die mäßig aufgetragenen Arbeiten, und für Nahrung ist meist reichlich gesorgt. Die Sklavensinder werden regelmäßig im geistlichen Gesang und nothdürftig in dem Verständniß des Catechismus unterrichtet. Jeden Abend um sieben Uhr hört alle Arbeit auf, dann versammelt man die Sklaven um ein geistliches Lied zu singen und den Rosenkranz zu beten. — Außer den Sonn- und Feiertagen läßt man ihnen auch den Sonnabend, um für ihren eigenen Vortheil zu arbeiten, so daß die meisten Sklaven genug erwerben, um ihre Freiheit zu erkaufen. In diesem Fall, oder wenn ein Sklave stirbt, wird ihm gestattet sein kleines Feld zu vermachen wem er will, obgleich er durchaus kein Eigenthumsrecht daran hat. Die Kinder werden bis in ihr zwölftes Jahr zu keiner andern Arbeit angehalten als etwa die Bohnen zur Nahrung der Sklaven oder Samen zum Säen zu reinigen, oder zum Hüten der Thiere und den kleinen Diensten im Hause. Später läßt man die Mädchen Baumwolle spinnen, während die Knaben dann schon im Felde mitarbeiten. Zeigt ein Kind besondere Anlagen für irgend ein Handwerk, so läßt man es dasselbe erlernen, um es einst auf der Pflanzung auszuüben, wodurch aber auch zugleich die Erlangung der Freiheit durch Nebenerwerb erleichtert und die Zukunft des Sklaven gesichert wird.

Mädchen heirathen im vierzehnten, die Männer im siebenzehnten bis achtzehnten Jahre, und die Heirathen werden gewöhnlich sehr begünstigt. Nach der Heirath fangen die jungen Weiber auch an auf dem Felde mitzuarbeiten, und zugleich erhalten die Neuverheiratheten ein Stückchen Land, um ihre Hütte darauf zu bauen, und das Recht, an den dazu bestimmten Tagen für ihre eigene Rechnung zu arbeiten. Auch wird bei neuen Ankömmlingen aus Afrika besondere Rücksicht darauf genommen, sie nicht zu früh arbeiten zu lassen, was eben so sehr den Herren als den Sklaven zu statten kommt; denn in der Regel gehen sechs bis acht Monate hin, ehe diese Neger die gewöhnlichen Feldarbeiten erlernen. Zu den Hausarbeiten und den Handwerken braucht man vorzugsweise Creolen, das heißt in Brasilien selbst geborne Neger. — Auch die Sklaven auf sehr kleinen Pflanzungen werden gewöhnlich besser behandelt als auf größern, indem hier bei gemeinschaftlichen Arbei-

ten und gleicher Kost und Ruhe der Unterschied zwischen Herren und Sklaven fast ganz verschwindet. Die Sklaven auf den Pflanzungen beneiden häufig das Loos derjenigen, welche in den Campos des Binnenlandes leben. Da hier die Hauptbeschäftigung der Einwohner die Viehzucht ist, und man den Sklaven selten Muth und Gewandtheit genug zutraut, um die Geschäfte der Viehzucht, wie sie in jenen Gegenden getrieben werden, zu besorgen, so überläßt man ihnen die Arbeiten im Hause und die Besorgung der sehr einfachen Wirthschaft.

Eine eigene Klasse bilden diejenigen Sklaven, deren Herren mit dem Transport der Waaren von der Küste nach dem Innern und von dem Innern nach der Küste beschäftigt sind. Die unstäte Lebensart der Tropenose setzt sie zwar manchen Entbehrungen aus, vor denen die Sklaven auf den Pflanzungen mehr geschützt sind, allein sie verschafft ihnen auch mehr Freiheit und stellt sie durch gemeinschaftliche Ertragung und Ueberwindung des Ungemachs und der Schwierigkeiten der Reise fast auf gleichen Fuß mit ihren Herren.

Wenn ein Sklave wirklich ein Verbrechen begeht, so übernimmt gewöhnlich die öffentliche Gewalt seine Bestrafung, wie wir weiter unten sehen werden; wenn er dagegen nur die Unzufriedenheit seines Herrn durch Trunkenheit, Faulheit, Unvorsichtigkeit und kleine Diebstähle u. s. w. erregt hat, so bleibt es diesem überlassen, ihn nach Gutdünken zu bestrafen. Es bestehen zwar Gesetze, um in dieser Hinsicht der Willkühr und dem Zorne des Herrn Grenzen zu setzen, und es ist z. B. die Anzahl der Peitschenhiebe bestimmt, welche der Herr dem Sklaven auf einmal und ohne Dazwischenkunft der Behörde geben lassen darf. Diese Gesetze sind jedoch, wie schon oben gesagt ist, ganz machtlos, und den meisten Herren sowohl als den Sklaven vielleicht gar nicht einmal bekannt, oder die Behörde zu weit entfernt, so daß in der That der Bestrafung des Sklaven für ein wirkliches oder eingebildetes Vergehen, oder endlich der Mißhandlung desselben durch die bloße Laune oder Grausamkeit des Herrn, keine andere Grenzen gesetzt sind, als die Furcht den Sklaven durch den Tod oder die Flucht zu verlieren, und die Schene vor der öffentlichen Meinung. — Diese Rücksichten reichen jedoch freilich nicht immer hin, und es ist leider zu wahr, daß es an einzelnen Fällen der schenstlichsten Grausamkeit, welche die Verstümmelung oder den Tod des Sklaven zur Folge hatten, nicht fehlt, und daß diese Verbrechen ungestraft geblieben sind; allein eben so wahr ist es, daß diese Fälle selten sind, daß sie kaum häufiger sind als andere ähnliche Verbrechen, von Freien gegen Freie ausgeübt, es auch in Europa sind; daß die meisten dieser Fälle Fremden, Europäern zur Last fallen, und daß die öffentliche Meinung sich laut und allgemein so ausspricht, wie solche Abscheulichkeiten es verdienen. Man kann keinen Augenblick zweifeln, daß die Fortschritte, welche Brasilien gegenwärtig in der Civilisation zu machen verspricht, auf solche Verbrechen auch die verdiente gesetzliche Ahndung herabrufen werden. Die ansföhrliche Schilderung solcher Vorfälle kann durchaus keinen vernünftigen Zweck haben. — Man glaubt vielleicht Mitleiden dadurch zu erregen. — Allein dies Mitleiden ist ganz werthlos, wenn es bloß das Resultat eines sinnlichen Eindrucks oder einer aufgeregten Phantasie ist. Um ein vernünftiges Wesen von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß dieses System der Sklaverei von Grund aus abzuändern sey, um seine baldige, gänzliche Abschaffung möglich zu machen, braucht man nur die Möglichkeit zu zeigen, daß solche Verbrechen begangen werden können und begangen werden, ohne die verdiente Strafe zu empfangen. — Sollte man aber meinen, daß es solcher Schilderungen bedürfe, um auf rohe Gemüther zu wirken, so vergift man, daß eine solche Befleckung der Phantasie bei ihnen mehr schaden kann, als dies sogenannte Mitleid nützen wird.

Man darf sich auch nicht durch ein mißverständenes Mitleid verleiten lassen, zu glauben, daß, so wie die Sklaven nun einmal sind, es möglich wäre, einen Haufen von 50—100 roher, leidenschaftlicher Männer und noch unbändigerer Weiber ohne einen hohen Grad von Strenge und ein sehr summarisches Verfahren in Ordnung zu halten. — Auf den meisten Pflanz-

zungen werden größere Vergehen mit Peitschenhieben bestraft; kleinere mit sogenannten Palmados oder Hieben auf die flache Hand. Die Züchtigungen werden meistens in Gegenwart aller Sklaven vorgenommen. Es ist ohne Zweifel zu wünschen, daß der Gebrauch der Peitsche nach und nach ganz abgeschafft werde, und man kann dies um so mehr erwarten, da auch das Interesse der Pflanzer ganz damit einverstanden ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß nichts die Sklaven so sehr verschlechtert und so sehr im Werthe herabsetzt, als der häufige Gebrauch der Peitsche, welcher ihr Ehrgefühl unterdrückt. — Und wenn es wahr ist, daß schlechte Sklaven sich häufigere Züchtigungen zuziehen, so ist es nicht weniger wahr, daß hierin eine beständige verderbliche Wechselwirkung statt findet. Außerdem gewöhnen sich die Sklaven bald so sehr an diese Art von Schmerz, daß häufig der Fall vorkommt, daß Sklaven, die bei ihren frühern Herren nur mit der Peitsche bestraft wurden, einen neuen Herren bitten, sie lieber zu peitschen, als, wenn auch nur auf kurze Zeit, einzusperrern. Das beste Mittel, die Sklaven ohne Grausamkeit durch die nöthige Strenge im Gehorsam zu erhalten, ist, sie auf längere oder kürzere Zeit, besonders an ihren freien Tagen, einzusperrern, oft ohne weitere Entbehrung als die des Lichtes. Einen Tag im Dunkeln und allein eingesperrt zu bleiben und zu hungern, fürchtet der Neger mehr als alle Peitschenhiebe.

Nachdem wir einige Nachricht von dem Zustande der Sklaven auf den Pflanzungen gegeben haben, gehen wir zu der Lage, der Lebensart der Sklaven in den Städten über, welche sich in mancher Hinsicht von jener unterscheidet. Ein großer Theil der Sklavenbevölkerung von Rio de Janeiro lebt im Dienste der Großen und der Reichen als Hausbedienten, und bildet einen Luxusartikel, der sich mehr nach der Eitelkeit des Herrn als nach den Bedürfnissen der Haushaltung richtet. Diese Sklaven tragen Livreen und zwar meistens sehr altfränkische, welche sie nebst den dazu gehörigen Haarputzeln oft zu wahren Karikaturen machen. Sie haben wenig oder nichts zu thun, sind wohlgenährt und, mit einem Worte, fast eben so überflüssige Geschöpfe, wie die Bedienten in großen Häusern in Europa, deren Laster sie auch ohne Mühe sich aneignen. Die meisten Sklaven in den größern Städten sind jedoch solche, die wöchentlich oder täglich ihren Herren eine bestimmte Summe bezahlen müssen, welche sie durch verschiedene Handarbeiten zu verdienen suchen; als Schreiner, Schuster, Schneider, Bootleute, Lastträger, u. s. w. In dieser Lage können sie sich mit Leichtigkeit mehr verdienen, als ihr Herr von ihnen verlangt, und wenn ein solcher Sklave nur einigermaßen sparsam lebt, kann es ihm nicht schwer werden, in neun bis zehn Jahren seine Freiheit zu erkaufen.

Dies geschieht jedoch nicht so häufig als man glauben sollte, weil die Neger sehr geneigt zu der tollsten Verschwendung sind, und besonders in Kleidern, bunten Tüchern und Bändern alles verthun was sie erwerben.

Da sie den ganzen Tag frei ihrem Geschäfte nachgehen, und nur Abends nach Hause kommen müssen, auch ihre Herren sich nur insofern um sie bekümmern, als ihre wöchentliche Abgabe dabei in Betracht kommt, so haben sie viel Freiheit und im Ganzen eine sehr erträgliche Existenz. Morgens ehe sie das Haus ihres Herrn verlassen, und Abends wenn sie zurückkehren, erhalten sie Mandiocmehl und Bohnen, den Tag über müssen sie selbst für ihre Nahrung sorgen. — Auf dieselbe Art erwerben auch viele Sklavinnen ihren Unterhalt als Ammen, Wäscherinnen, Blumen- und Fruchthändlerinnen, u. s. w.

Der größte Vorzug den das System der Sklaverei, wie es in Brasilien besteht, vor demjenigen in den englischen Colonien hat, ist die große Leichtigkeit, welche es dem Sklaven zur Erlangung seiner Freiheit darbietet. Dieser Vorzug ist freilich in gewisser Hinsicht den gesetzlichen Bestimmungen über diesen Gegenstand zuzuschreiben, jedoch mehr negativ als positiv; denn das Einzige, was man zum Lobe der brasilianischen Sklavengesetze sagen kann, ist, daß sie wenigstens der Emancipation der Sklaven keine Hindernisse in den Weg legen, während im Gegentheile in den englischen Colonien sogar die Freilassung

eines Sklaven durch den freiwilligen Entschluß des Herrn mit einer Geldbuße belegt ist.

Ein gewöhnlicher Weg auf welchem ein Sklave seine Freiheit erlangen kann, ist der, daß er sich nach und nach so viel erspare, als er seinen Herrn gekostet hat, oder als er zur Zeit werth ist, und sich damit loskauft. Dies wird solchen Sklaven, die in den Städten als Handwerker, u. s. w., leben, wie wir oben sahen, am leichtesten; auf den Pflanzungen dagegen ist es nur dann möglich, wenn die Nähe einer Stadt dem Sklaven den Absatz der Produkte seines kleinen Feldes oder seiner sonstigen Industrie sichert.

Es liegt in dieser Loskaufung eigentlich ein sonderbarer Widerspruch zwischen dem bestehenden Gesetze und dem gewöhnlichen Gebrauche, der den besten Beweis für die Absurdität des Gesetzes giebt. Nach dem Gesetze kann der Sklave eigentlich kein Eigenthum besitzen, oder vielmehr Alles was er besitzt, ist das Eigenthum seines Herrn; dieser läßt sich also die Freiheit des Sklaven mit seinem eigenen Gelde bezahlen und hat eigentlich das Recht, ihm seine Ersparnisse wegzunehmen, ohne ihm die Freiheit oder irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Es giebt jedoch kaum ein Beispiel, daß ein Herr von diesem Rechte Gebrauch gemacht hätte, und auch wenn er unmenschlich genug seyn sollte, den Willen dazu zu haben, so würde er es schwerlich wagen, darin der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ueberdies würde ein Sklave weder durch Drohungen noch Mißhandlungen zu bewegen seyn, seinen kleinen Schatz auszuliefern, oder den Ort anzugeben wo er ihn bewahrt. — So wie aber in diesem Fall die Sitte und die öffentliche Meinung die Sklaven vor einer Gewaltthätigkeit schützen, der das Gesetz sie Preis giebt, so wird auf der andern Seite durch dieselbe Sitte, die einzige wirkliche Schutzwehr die der Sklave bei diesem widersinnigen System gegen die Willkür des Herrn hat, ein Gesetz zu Gunsten des Sklaven entkräftet. Dies Gesetz zwingt den Herrn seinem Sklaven die Freiheit zu geben, wenn dieser ihm dafür den Preis bietet, den er selbst für ihn bezahlt hat, oder seinen dermaligen Werth nach einer billigen Schätzung, im Fall dieser Werth jenen Kaufpreis übersteigt. Dies weise Gesetz wird aber, wie alle andere, welche zu Gunsten der Sklaven bestehen, so ganz vernachlässigt, daß seine Existenz kaum bekannt ist, und daß es selten oder nie den Sklaven einfällt, seinen Schutz anzurufen, theils weil sie es nicht kennen, theils weil sie zu gut wissen, daß ihnen dies nichts helfen würde, da nur ein seltener günstiger Zufall ihnen die Möglichkeit verschaffen kann, ihre Klage bei den höhern Gerichten auch nur anzubringen, geschweige denn sie gegen ihren Herrn durchzuführen, der tausend Mittel in Händen hat, die Entscheidung zu verzögern oder die Klage ganz abweisen zu lassen, und den Sklaven durch Mißhandlungen aller Art für einen solchen Versuch zu bestrafen und zu erschrecken. In diesem wie in allen andern Verhältnissen hängt also in der That der Sklave einzig von der Willkür seines Herrn ab, und wenn dieser aus Bosheit, Eigensinn oder irgend einer andern Ursache ihm seine Freiheit nicht verkaufen will, so wird die Lage des Sklaven um so drückender, da er die Frucht von jahrelangem Fleiß und Sparsamkeit verloren sieht. Er ist in die Sklaverei zurückgestoßen in dem Augenblicke, wo er seiner Freiheit gewiß zu seyn schien und während er die Mittel in Händen behält, sie zu erlangen, ohne davon Gebrauch machen zu können, und muß außer dem bitteren Gefühle getäuschter Hoffnung die Folgen des Mißtrauens oder des Zorns seines Herrn tragen. Doch sind solche Fälle selten, weil der Herr nicht leicht einen Grund haben kann, seinem Sklaven die Freiheit zu verweigern, da einem Sklaven, der einmal in diesem Falle war, selten mehr zu trauen ist, er nunmehr mit Unlust arbeitet und die erste Gelegenheit ergreift um zu entfliehen, und wenn ihm dies auch nicht gelänge, so wird er entweder sich selbst das Leben nehmen, oder auf jeden Fall wird der Herr wenig Vortheil mehr von der Arbeit eines solchen Sklaven zu erwarten haben. Die öffentliche Meinung, besonders unter den niedern Volksklassen, spricht sich auch zu bestimmt gegen eine solche Weigerung von Seiten eines Herrn

aus und läßt ihn ihre Mißbilligung auf mancherlei Art fühlen. Hierin, wie in so vielen andern Fällen, hat der Einfluß der Geistlichkeit sehr wohlthätige Folgen, und sie begünstigt im Ganzen die Freiheit der Sklaven so offenbar, daß schon darum selten es Jemand wagt, durch eine solche Weigerung Aufsehen zu erregen. Wo dies aber geschieht, trifft es gewiß die geschicktesten und fleißigsten Sklaven, solche die ihren Herren wirklich unentbehrlich geworden sind, und man hat Beispiele von solchen, die als Aufseher einer Pflanzung Jahre lang das ganze Vertrauen ihrer Herren besaßen, die sich bis zu einem gewissen Grad von Wohlhabenheit erhoben hatten und deren äußere Lage durchaus nichts zu wünschen übrig zu lassen schien, und die plötzlich mit der größten Strenge und durch Mißhandlungen zur Fortsetzung ihrer Geschäfte gezwungen wurden, weil sie, mit dem Scheine von Freiheit nicht zufrieden, darauf bestanden, ihre wirkliche Freilassung zu erkaufen.

Ein anderes Mittel, was in Brasilien sehr vielen Negern die Freiheit verschafft, ist die Sitte der Negerinnen, ihre Kinder durch wohlhabende Leute über die Taufe halten zu lassen. Selbst die angesehensten Personen dürfen es nicht leicht wagen eine solche Bitte abzuschlagen, ohne einen allgemeinen Unwillen zu erregen, und ein solches Verhältnis, weit entfernt sie zu entehren, wird, Dank den religiösen Ansichten des Volkes und dem Einflusse der Geistlichkeit, als etwas sehr Verdienstliches angesehen. Der kleine Sklave erhält dadurch die sehr wahrscheinliche Aussicht, daß sein Kaufpathe ihm die Freiheit erkaufen werde, was auch wirklich um so leichter geschehen kann, da der Preis für ein Negerkind nur wenig beträgt und selten die Summe von 60 bis 80 Piastern übersteigt.

Auf dieselbe Art kaufen auch solche Weiße, die Kinder mit einer Sklavin gezeugt haben, diese häufig ihren Herren ab, und schenken ihnen die Freiheit. Endlich werden sehr oft Sklaven von ihren eigenen Herren freigelassen, um sie nach langen Jahren für ihr gutes Verhalten zu belohnen; dies geschieht besonders häufig in Testamenten, und es ist selten, daß der Eigenthümer einer großen Pflanzung und vieler Sklaven nicht in seinem letzten Willen, oder auch bei andern feierlichen Gelegenheiten, einigen von ihnen die Freiheit schenkt. Alle diese verschiedenen Verhältnisse und Sitten, welche dem Sklaven die Möglichkeit geben seine Freiheit zu erlangen, vermehren jährlich die Zahl der freien schwarzen Bevölkerung Brasiliens. Diese beträgt gegenwärtig 159,500 Seelen, also ungefähr den zwölften Theil der Sklaven-Bevölkerung (1,987,500) die Hälfte der freien Farbigen (416,000), den fünften Theil der Weißen (843,000), und endlich ungefähr den fünf und zwanzigsten Theil der Gesamt-Bevölkerung.

Dies Verhältnis könnte auf den ersten Anblick wenig günstig für die Hoffnung einer allmählichen Emancipation scheinen; allein es erhält ein anderes Ansehen, wenn man bedenkt, daß durch die häufigen Wechselheirathen der freien Schwarzen mit den freien Farbigen, und durch die nicht seltene Verbindung freier schwarzer Weiber auch mit weißen und farbigen Männern, sich die schwarze Farbe in der freien Bevölkerung nach wenig Generationen, meistens schon bei den Kindern oder Enkeln verliert, und daß also die Nachkommen der freien Schwarzen, statt die freie schwarze Bevölkerung zu vermehren, sich allmählig in die Masse der freien Farbigen verlieren, so daß die zu jeder gegebenen Epoche vorhandene Anzahl von freien Schwarzen, eigentlich und größtentheils nur diejenigen in sich begreift, die in den nächst vorhergegangenen Jahren ihre Freiheit erlangt haben, und allenfalls die Kinder der vorhergehenden Generation freier Schwarzen, während die Kinder derjenigen Generation, welche dieser vorhergieng, größtentheils schon zu den Farbigen gehören.

Die Lage der freien Neger ist sehr verschieden, je nachdem sie durch Fleiß und Glück einiges Vermögen erwerben. Manche sind ziemlich wohlhabend, nur selten findet man aber in Brasilien unter den freien Negern reiche Leute, wie sie hier und da in Westindien vorkommen.

Die freigelassenen Neger von den Pflanzungen siedeln sich meistens in der Nähe der Pflanzung an, auf der sie frei-

her als Sklaven gedient haben, und bearbeiten ein kleines Feld, was ihnen oft gegen sehr geringe Pacht oder auch meistens von ihren ehemaligen Herren überlassen wird; zugleich arbeiten sie für Taglohn. Die bessern Arbeiter, besonders die Aufseher in den Zuckersiedereien, die am häufigsten in dem Falle sind ihre Freiheit zu erkaufen, pflegen ihr Gewerbe auf den umliegenden Pflanzungen als freie Arbeiter fortzutreiben, und nach der Zuckerernte das Sieden des Zuckers und die übrigen Zubereitungen desselben auf solchen Pflanzungen, denen es an den nöthigen Geräthschaften oder an werkverständigen, geübten Aufsehern fehlt, zu übernehmen; auf diese Art können sie sich leicht und in kurzer Zeit zu einer großen Wohlhabenheit bringen.

In den Städten findet man die freien Neger überall in den untern Ständen vertheilt, als Handwerker, Krämer und Tagelöhner. Nur wenigen ist es bis jetzt gelungen sich bis zu der Klasse der wohlhabenden Bürger, Kaufleute und Landeigentümer emporzuschwingen; doch kann es ihnen nicht schwer werden ihren Lebensunterhalt zu erwerben, da der Taglohn, wie in allen Ländern wo die Sklaverei existirt, sehr hoch, und geschickte Arbeiter sehr gesucht sind.

Die freie Negerbevölkerung ist ohne Zweifel eine sehr achtbare und in mancher Hinsicht, besonders durch die Bedeutung für die Zukunft, eine der wichtigsten Klassen der Bevölkerung in den Colonien. Dies gilt besonders von den eigentlichen freien Creolen, den in Amerika gebornen Negern; und ein Vergleich mit den afrikanischen Negern giebt die tröstliche Gewißheit, daß die afrikanische Rasse durch ihre Verpflanzung nach Amerika, auch unter den traurigen Umständen womit sie verbunden ist, in geistiger und physischer Hinsicht bedeutend gewinnt. Diese Creolen sind, im Durchschnitte, ausgezeichnet wohlgebaut, kräftige Männer, dabei kühn und thätig, auch viel mächtiger als die afrikanischen Neger. Den Weißen räumen sie willig einen gewissen Vorrang in den gesellschaftlichen Verhältnissen ein, der sich im Ganzen jedoch mehr auf den Stand als auf die Farbe bezieht; dagegen aber haben sie auch ihrerseits einen gerechten Stolz, der auf dem Bewußtseyn ihrer Kräfte und auf dem Gefühl der Freiheit beruht, und um so leichter zu verletzen, um so argwöhnischer ist, da sie sich zugleich bewußt sind die Farbe der Sklaverei zu tragen. Sie halten sehr genau darauf, daß man auch in den Kleinigkeiten des täglichen Umganges sie niemals den Sklaven gleichstelle und vergesse daß sie frei sind, und wenn der Weiße sie offen und mit Achtung behandelt und sie den Unterschied der Farbe nicht fühlen läßt, so suchen sie ihm bei jeder Gelegenheit Dienste und eine gewisse Ehrerbietung zu zeigen; dagegen aber jede verächtliche Anspielung auf ihre Farbe ihren Stolz und ihren Zorn erregt, der keineswegs gleichgültig ist, da es ihnen nicht an Entschlossenheit fehlt, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Creolen wohl zu antworten: Negro sim, porem direito (ein Neger, ja; aber gerade). In gesellschaftlicher Hinsicht nehmen die freien Neger, wenigstens in den untern Ständen, ziemlich denselben Platz ein, wie die übrigen Farben unter denselben Umständen von Wohlhabenheit und persönlichen Eigenschaften; doch sind Heirathen zwischen wirklich weißen Frauen und schwarzen Männern sehr selten, und auch zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen sind förmliche Ehen nicht häufig, desto gewöhnlicher aber sind Wechselverbindungen zwischen freien Schwarzen und freien Farbigen, besonders je mehr sich diese letztern der schwarzen Farbe nähern. Da unter der großen Masse der untern Volksklassen die weiße Farbe selten ganz ungemischt vorkommt, so hat die Ausschließung der Schwarzen von den Verbindungen mit Weißen weniger Demüthigendes oder Nachtheiliges für jene, als man vielleicht glauben möchte. — In gesellschaftlicher Hinsicht finden mehrere Beschränkungen gegen die Zulassung der Schwarzen zu Aemtern statt, und obgleich dieselbe Zurücksetzung auch die farbigen Freien treffen sollte, so ist doch nichts leichter als dies Gesetz zu umgehen, indem man jede hellere Schattirung unter sonst günstigen Umständen von Reichthum, Verbindungen und persönlichem Talent leicht als

weiß durchgehen läßt, da in der That sehr oft die Weißen eine sehr dunkle Gesichtsfarbe haben. Das übrigens größtentheils in Vergessenheit gerathene oder wenig beobachtete Gesetz trifft eigentlich nur solche, bei denen die schwarze Farbe unvermischt ist und die unter keinem Vorwande für Weiße gelten können. Obgleich in der gegenwärtigen Epoche diese gesetzliche Zurücksetzung nicht so demüthigend und drückend ist, als sie auf den ersten Blick erscheint, weil unter den freien Schwarzen einige sind, deren Kenntnisse, Wohlhabenheit und sonstige Verhältnisse sie in den Fall setzen könnten, auf Anstellungen Ansprüche zu machen, so ist nicht der geringste Zweifel, daß je mehr die Zahl der freien Schwarzen zunimmt, je mehr sie durch persönliche Eigenschaften und durch Besitz zu solchen Ansprüchen berechtigt werden, eine förmliche Aufhebung dieser Ausschließung durchaus nothwendig seyn wird, um Brasilien vor den furchtbaren Folgen eines Bürgerkrieges zwischen der schwarzen und den übrigen Farben zu bewahren. — In diesem Augenblick begnügen sich die freien Sklaven mit der Aussicht, daß ihre Nachkommen einst als Farbige in den Stand gesetzt werden, Staatswürden zu bekleiden, und die Farbigen scheinen mit jener stillschweigenden Duldung, wodurch ihnen die wesentlichen Vortheile, auf die sie Ansprüche machen, gesichert werden, zufrieden zu seyn; allein es wäre thöricht zu glauben, daß diese Gesinnungen hinreichen, um Brasilien eine dauernde Ruhe zu sichern, und eine weise Politik wird sie im Gegentheile nur benutzen, um durch eine frühzeitige freiwillige Verbesserung der Gesetzgebung in dieser Hinsicht einem möglichen gewaltsamen Ausbruch vorzubeugen, der sonst um so weniger zu vermeiden wäre, da die bürgerliche Gesellschaft jenes Landes, so wie aller andern amerikanischen Staaten, ausserdem noch so viele Elemente des Streites enthält. In einem solchen Staate wäre es die größte Thorheit zu glauben, man könne eine so zahlreiche und, wenn die Gewalt entscheiden soll, so mächtige Klasse der Einwohner wie die Schwarzen und Farbigen, mit Gewalt unterdrücken und ihr etwas verweigern, woran sie ein Recht zu haben glaubt, während unter den Weißen selbst die verschiedenen Partheien um wirkliche oder vermeinte Rechte kämpfen. Ob Brasilien für die Zukunft noch bürgerliche Umwälzungen und Partheikämpfe bevorstehen, von welcher Art sie seyn können, und ob es noch in der Macht derjenigen steht, welche die Angelegenheiten jenes Landes leiten, diesen Umwälzungen vorzubeugen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; so viel aber scheint uns gewiß zu seyn, daß es jetzt noch von ihnen abhängt, durch zeitgemäße Modifikationen in den gesetzlichen Verhältnissen der freien farbigen und schwarzen Bevölkerung zu verhindern, daß zu dem bevorstehenden Kampf der politischen Partheien sich nicht zugleich die furchtbare Complication eines Kampfes der Farben geselle. Dieser Schritt ist um so dringender nothwendig, da, nach dem Urtheile aller vernünftigen sachkundigen Männer, die Emancipation der Sklaven, so nothwendig und wünschenswerth sie ist, doch nur sehr allmählig vor sich gehen und vielleicht erst nach einem Jahrhundert, auch unter den günstigsten Umständen, vollendet seyn kann. Sollte aber der Gang der Angelegenheiten, die Unvorsichtigkeit der Partheien oder der Regierenden jemals eine Bewegung unter den Sklaven anregen, so wäre die freie farbige und schwarze Bevölkerung der einzige wirksame Damm, den man einer Sklavenempörung entgegensetzen könnte; es ist also von der höchsten Wichtigkeit, sie definitiv mit dem gemeinsamen Interesse der Weißen als Freie im Gegensatz zu den Sklaven zu verbinden.

Eine andere gesetzliche Ausschließung der schwarzen Farbe kam bisher den freien Negern sehr zu statten. Sie durften nämlich in keinem Linienregiment und in keinem andern CorpS dienen, als in denjenigen, welche ausschließlich für sie errichtet sind; hierdurch entgehen sie den Mißbräuchen und Plakereien ohne Zahl, denen die übrigen Einwohner hinsichtlich des Militärdienstes ausgesetzt sind, der durch wahre Preßgänge erzwungen wird. Es giebt in Brasilien drei Negerregimenter, worin alle Soldaten und Offiziere Neger sind: sie zeichnen sich durch gute Haltung und Disziplin vor allen andern Truppen aus, und es herrscht die innigste Verbindung zwischen

den Soldaten und den Offizieren. Diese Regimenter tragen den Namen Henriquez, zum Andenken des Negeranführers Henriquez, der während des Befreiungskrieges von Fernambuco gegen die Holländer sich unsterblichen Ruhm in der Geschichte Brasiliens erwarb.

Aus dem, was wir über den Zustand der Sklaven in Brasilien gesagt haben, geht schon hervor, daß derselbe in der That nicht so traurig ist, als man sich ihn gewöhnlich in Europa vorstellt, und wir müssen eher fürchten, daß unsere unpartheiische Darstellung solchen, die gewohnt sind bloß nach den ersten sinnlichen Eindrücken ihre Ansichten zu bilden und nur eine Seite der Dinge zu sehen, einen zu günstigen Begriff von der Sklaverei gegeben und sie zu Vertheidigern derselben gemacht hat. — Dies ist wenigstens der Fall bei vielen Europäern, die sich an Ort und Stelle überzeugen, daß der Teufel nicht so schwarz ist als man ihn malt, und deshalb leicht zu starken Geistern in Hinsicht auf die Sklaverei werden. Hierzu trägt ohne Zweifel viel bei, daß die Neger die glückliche Gabe haben, wie die Kinder, ohne sich um Vergangenheit oder Zukunft zu bekümmern, den Augenblick ganz und leidenschaftlich zu genießen, während zugleich außerordentlich wenig dazu gehört, um sie in einen wahren Taumel von Entzücken zu versetzen.

Man sollte wirklich oft glauben, daß die lärmendsten Vergnügen für den Neger nach der Arbeit des Tages dieselbe Wirkung haben wie die Ruhe, deren er so sehr zu bedürfen scheint; und wenn man am Abend selten einige Sklaven beisammen sieht, ohne daß bald Gesang und Tanz die Gruppe belebt, so kann man sich mit Mühe überzeugen, daß sie den ganzen Tag die beschwerlichsten Arbeiten verrichtet haben — daß sie Sklaven sind.

Der gewöhnlichste Tanz der Neger ist die Batuca, und kaum sind ein Paar Neger versammelt, so erschallt auch das abgemessene Zusammenschlagen der Hände, womit sie sich gewissermaßen zum Tanze auffordern und begeistern. Die Batuca wird von einer Person vorgetanzt; sie besteht hauptsächlich in gewissen, vielleicht zu ausdrucksvollen Bewegungen des Körpers, besonders der Hüften, die der Tanzende mit dem Schnalzen der Zunge, der Finger und einformigem Gesange begleitet, dessen Refrain die andern, einen Kreis um den voranzuhenden Tänzer bildend, wiederholen.

Ein anderer sehr gewöhnlicher Negertanz ist der sogenannte Landu, der auch unter Portugiesen üblich ist, und von einem oder zwei Paaren mit Begleitung der Mandoline getanzt wird, und den man sehr veredelt vielleicht in dem Fandang und Bolero der Spanier wieder erkennt.

Diese Tänze werden von den Negern oft ohne Unterbrechung ganze Nächte fortgetanzt; sie wählen dazu besonders den Sonnabend und andere Abende, die einem Feiertage vorgehen. — Hier verdient auch noch eine Art von Kriegstanz angeführt zu werden. Es stellen sich zwei Parteien mit Stangen bewaffnet gegenüber, und die Kunst besteht darin, den Stößen des Gegenüberstehenden auszuweichen. Viel gewaltsamer ist ein anderes Kriegsspiel der Neger, Fogar capoera, das darin besteht, daß einer den andern durch Stöße mit dem Kopf auf die Brust, denen sie durch gewandte Seitensprünge und Pariren ausweichen, umzuwerfen sucht, indem sie fast wie Böcke gegen einander anspringen und zuweilen gewaltig mit den Köpfen gegen einander rennen. Hierbei geschieht es nicht selten, daß der Scherz in Ernst übergeht und blutige Köpfe oder Messer dem Spiele ein Ende machen.

Eine Feierlichkeit ganz eigener Art, und worauf die Neger großen Werth legen, ist die Wahl des Königs von Congo. Wir können keine bessere Beschreibung davon geben, als die, welche sich in dem trefflichen Werk von Koster über Brasilien findet; es sey uns daher erlaubt, sie wörtlich hier wieder zu geben: „Im Monat März wurde von den Negern das Fest von Nossa Senhora do Rosario gefeiert. Bei dieser Gelegenheit pflegen sie den König von Congo zu wählen, wenn der, welcher diese Würde bekleidete, im Laufe des Jahres gestorben ist, wenn er aus irgend einer Ursache abgedankt, oder wenn ihn seine Untertanen, was zuweilen geschieht, abgesetzt

haben. Man erlaubt den Congo-Negern, sich einen König und eine Königin von ihrer Nation zu wählen, und die Wahl kann sowohl einen Sklaven als einen Freigelassenen treffen, und dieser Fürst übt über seine Unterthanen eine Art von Gewalt aus, die den Weißen viel Stoff zum Lachen giebt. Sie zeigt sich besonders bei den religiösen Festen der Neger, wie z. B. bei dem ihrer speziellen Patronin Nossa Senhora do Rosario. Der Neger, welcher in dem Distrikt von Itamarea diese Würde bekleidet hatte, wünschte seines hohen Alters wegen die Krone abzulegen, und man hatte deshalb einen neuen König gewählt, einen alten Sklaven von der Pflanzung Amparo. Die alte Königin hatte keine Lust zu abdiziren, und behielt daher ihre Würde.“

„Der Neger, der an diesem Tage gekrönt werden sollte, kam am frühen Morgen zum Pfarrer, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen, und dieser sagte ihm scherzend: Wohlan, Herr, ich soll also heute euer Kapellan seyn! — Um elf Uhr begab ich mich mit dem Pfarrer in die Kirche, und bald sahen wir einen großen Haufen Neger heranziehen mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag; Männer und Weiber trugen die buntesten Kleider, die sie hatten aufstreifen können. Als sie uns nahe gekommen waren, unterschieden wir den König, die Königin und den Staatsminister. Die beiden erstern trugen Kronen von Pappdeckel, mit Goldpapier überklebt. Der Rock des Königs war grün, die Weste roth und die Beinkleider gelb, alles nach dem ältesten Schnitt. In der Hand trug er einen Scepter von vergoldetem Holz. Die Königin trug einen uralten Staatsrock von blauer Seide. Der arme Staatsminister konnte sich zwar eben so vieler Farben rühmen, als sein Herr; allein er war nicht so glücklich in der Wahl seiner Kleidungsstücke gewesen, indem das Beinkleid sehr viel zu enge und zu kurz, die Weste dagegen übermäßig lang war. Die Kosten dieser Feierlichkeit mußten von den Negern bezahlt werden; es war daher in der Kirche ein kleiner Tisch aufgestellt, an dem der Schatzmeister und einige andere Beamten der schwarzen Bruderschaft do Rosario (zum Rosenkranz) saßen, um in einer dazu bestimmten Büchse die Gaben der Anwesenden zu empfangen. Die Beiträge kamen sehr sparsam und langsam ein, viel zu langsam für den Pfarrer, dessen Essensstunde geschlagen hatte; er trat daher ungeduldig zum Schatzmeister und versicherte ihn, er werde die Ceremonie nicht vornehmen, bis alle Kosten gedeckt seyen; zugleich schalt er die ihn umgebenden Neger weidlich für ihren geringen Eifer, zu dem Werke beizusteuern. Nachdem er diese Gruppe verlassen hatte, entstanden unter den Negern einige gegenseitige Erklärungen und Vorwürfe, die mit den komischsten Gebarden und Ausdrücken begleitet waren, welche dem heiligen Orte eben nicht sehr angemessen schienen. Endlich jedoch vereinigten sie sich. Ihre schwarze Majestäten knieten vor dem Bitter des Altars nieder und der Gottesdienst begann. Nachdem die Messe zu Ende war, sollte der König feierlich in seine Würde installiert werden; aber da der Pfarrer hungrig war, so kürzte er ohne Skrupel die Ceremonie ab, er verlangte die Krone, und gieng damit nach der Thüre der Kirche, wo ihm der neue König entgegen kam und sich auf die Knie niederließ. Der Pfarrer setzte ihm die Krone auf, drückte ihm den Scepter in die Hand und sprach: Agora, Senhor Rey, vai te embora (Jetzt, Herr König, schier dich fort)! und gieng eilig nach seinem Hause zu. Die Neger zogen hierauf jubelnd und lärmend nach der Pflanzung Amparo, um den Tag und die Nacht mit Essen, Trinken und Tanzen zuzubringen.“

Es könnte vielleicht auffallen, daß unter den Negern in Brasilien sich so äußerst wenig Spuren von den religiösen Ideen und Gebräuchen finden, welche in ihrem Vaterlande herrschen; allein in diesem, wie in vielen andern Punkten, zeigt es sich, daß für die Neger die Ueberfahrt nach Amerika wirklich in gewisser Hinsicht ein Tod ist, der durch das Uebermaß gewaltsamer Eindrücke alle frühern Ideen und Interessen fast gänzlich auslöscht, so daß Amerika wirklich eine neue Welt für sie wird, in der sie ein neues Leben beginnen. Hierzu kommt unfreiwillig noch der mächtige Einfluß der katholischen Religion,

die ihnen gleich als Trösterin entgegentritt und deren Diener dem Neger beständig als seine natürlichen Beschützer erscheinen, und sich auch in den meisten Fällen als solche bewähren, indem zugleich die äußern Formen dieser Kirche einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Gemüth und auf die Phantasie des Afrikaners machen müssen. So ist es leicht erklärlich, daß die Neger in Brasilien sehr bald zu den eifrigsten Christen werden und alle Erinnerungen an ihr früheres Heidenthum vergessen oder verabscheuen.

In den Colonien mancher anderer Nationen, besonders in den englischen, wo der religiöse und moralische Unterricht der Sklaven auf das gewissenloseste vernachlässigt wird, wo die aufgeklärten anglikanischen Geistlichen sich kaum daran gewöhnen können, die Neger als Menschen anzusehen, und nicht daran denken, irgend eine ihrer Bequemlichkeiten aufzuopfern, um sich bis zu diesen Unglücklichen herabzulassen; in diesen Colonien ist es auch nicht zu verwundern, daß die Neger noch viele ihrer frühern Ideen und Gebräuche beibehalten, und daß auf jeden Fall nichts Besseres bei ihnen an dessen Stelle tritt. Hieraus erklärt sich auch der auffallende, oft bis zum Unglaublichen gehende Einfluß, den die sogenannten Obchahs oder Zauberer auf den englischen Colonien ausüben, und wovon auch auf Haiti zur Zeit des Krieges gegen die Franzosen einige merkwürdige Beispiele vorgekommen sind. Ganz frei sind jedoch die Neger in Brasilien nicht von dieser Art von Uberglauben, und hier nennt man diese Zauberer Mandingos oder Mandingueiros. Man glaubt unter anderm, sie hätten die Gabe, die giftigsten Schlangen ohne irgend eine Gefahr in die Hand zu nehmen, und auch durch Gesänge und Beschwörungen andere Personen vor den Wirkungen des Giftes zu schützen. Sie sollen durch ihre Beschwörungen diese Thiere und anderes Ungeziefer aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervorlocken und um sich versammeln, und vor allem soll die Klapperschlange dieser Art von Zauber unterworfen seyn. Auch pflegen sie Schlangen von der nicht giftigen Art zu zähmen, und diesen schreibt man ebenfalls übernatürliche Kräfte zu. Besonders gefürchtet ist die Wirkung der sogenannten Mandingua, einer Art von Talisman, womit der Mandingueiro die Personen, die ihn beleidigt haben, oder denen er aus Ursachen schaden will, langsam tödten, oder es ihnen auf andere Art anthun kann. Die Mandingua besteht aus einer großen Menge von Kräutern, Wurzeln, Erden und animalischen Ingredienzien, welche unter allerlei Zauberformeln zusammengewickelt und in oder unter die Schlafstätte der Person, auf die es abgesehen ist, gelegt werden. Sie heißen auch Feiteiros, und die Eingeweihten Feiteiros. Es giebt deren verschiedene, z. B. um Liebe oder Haß zu erregen, und andere weiter. Dieser Uberglaube ist jedoch nicht auf die Neger allein beschränkt, sondern bei allen untern Volksklassen verbreitet, und es ist eigentlich schwer zu sagen, ob er afrikanischen oder europäischen Ursprungs ist, da er, trotz der afrikanischen Benennung und Form, die größte Analogie mit manchen in Europa seit den ältesten Zeiten herrschenden Ideen hat. Die Mandingueiros sind jedoch fast immer Neger; sie treiben meist zugleich allerlei Sciltänzer- und Taschenspielerkünste, wobei sie oft mit sehr wenigen Mitteln erstaunliche Wirkungen hervorbringen und große Gewandtheit zeigen. Obgleich die Mandingos von den Negern gehaßt und gefürchtet, keineswegs geehrt werden, und obgleich sehr viele Neger den Glauben an diese Dinge als etwas Unchristliches verabscheuen, so haben diese Menschen doch oft bedeutenden Einfluß auf ihre Umgebungen, und sind zuweilen die Veranlassung zu ernstlichen Unordnungen und Verbrechen, so daß in einem Distrikt Ruhe und Ordnung oft nur durch die Entfernung eines solchen Mandingos hergestellt werden kann.

Die Lustbarkeiten der Neger führen überhaupt häufig zu Streitigkeiten, die um so ernstlicher werden, da sie selten nüchtern bleiben, nicht sowohl weil sie sehr viel trinken, als weil sie meistens sehr wenig vertragen können und von einer geringen Dosis Cachaza, oder schlechten Rhum, betrunken werden. Dann greifen sie bald zu den Messern, und Verwundungen, auch Mordthaten, sind in solchen Fällen nicht selten. Die Be-

strafung solcher und anderer bedeutender Verbrechen bleibt dann der öffentlichen Behörde überlassen; allein da dieselbe häufig für den Herrn den Verlust der Sklaven, durch Hinrichtung mit dem Stränge oder Deportation und Verdammung zu öffentlichen Arbeiten nach sich ziehen kann, so ist es nicht selten der Fall, daß der Eigenthümer Alles thut, um seinen Sklaven den Händen der Behörde zu entziehen und ihn wo möglich heimlich nach irgend einer entfernten Gegend zu verkaufen oder zu vertauschen. Es giebt sogar Pflanzer, welche diese Gelegenheiten, sehr wohlfeil die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, gerne benutzen, indem sie sich auf ihre Festigkeit und persönlichen Muth verlassen, um solche Menschen zu bändigen, so daß es Pflanzungen giebt, wo eine Anzahl von Negern sich zusammen finden, wovon jeder vielleicht den Tod verdient hat, ohne daß die Behörden eben viel darnach fragen, so lange der Eigenthümer glaubt mit ihnen fertig werden zu können. Solche Fälle sind jedoch selten, und die Pflanzer, die dergleichen unternehmen, sind meistens solche, die selbst ihrer Gewaltthätigkeit und persönlichen Muthes wegen berühmt oder berüchtigt sind. Sehr oft aber überlassen die Eigenthümer die Bestrafung ihrer Sklaven der öffentlichen Behörde auch in solchen Fällen, wo diese unaufgefordert nicht einschreiten würde. Wenn z. B. der Sklave wegen irgend eines Vergehens, oder wegen eines größern Diebstahls oder dergleichen Strafe verdient hat, so schickt ihn der Herr nach dem nächsten Dorf oder Stadt an den *Juiz ordinario*, und dieser läßt ihm dort in dem öffentlichen Gefängniß hundert oder zweihundert Hiebe, so viel der Herr eben verlangt hatte, aufzählen, oder er sperrt ihn so lange ein als es dem Herrn gefällt, der dann die bestimmte Tage bezahlt, die sich natürlicherweise nach der Zahl der Hiebe oder der Länge der Zeit richtet, die der Neger eingesperrt war. Bei ernstlichem Vergehen werden diese Bestrafungen immer mit einiger Feierlichkeit auf öffentlichen Plätzen in Gegenwart der Sklaven aus den benachbarten Pflanzungen, oder in den Städten unter Zulauf der Straßen-Neger vorgenommen.

Eine der häufigsten Veranlassungen zu solchen Ausfritten ist, wie man sich leicht denken kann, das Entweichen der Sklaven. Gewöhnlich laufen die Sklaven nur solchen Eigenthümern davon, die sie sehr schlecht behandeln; allein häufig ist es auch bei der besten Behandlung der Fall, denn die Liebe zur Freiheit bleibt immer gleich heftig bei dem Neger, und oft ist die geringste Veranlassung hinreichend, um ihn zu einem raschen Entschluß zu treiben, den er nicht selten wieder bereut, und sich dann an irgend einen Freund seines Herrn wendet, der ihm einen Brief mitgiebt, welcher eine Vorbitte um Straf-erlassung enthält, womit er dann von selbst nach Hause zurückkehrt. Solche Sklaven, die die Mittel besitzen ihre Freiheit zu erkaufen und denen sie verweigert wird, benutzen meistens die erste Gelegenheit um zu entweichen, und es ist schwer sich ihrer zu verschern.

Man sollte glauben, daß es in einem Lande wie Brasilien kaum möglich sey, eines entlaufenen Negers wieder habhaft zu werden. Dies ist jedoch nicht der Fall, und im Gegentheil sind die Fälle, wo ein Sklave nicht bald wieder eingefangen worden wäre, sehr selten. Dies verdankt man zum Theil der Einrichtung der sogenannten *Capitães do Matto*. Es sind meistens freie Neger, welche einen bestimmten Sold genießen und von Zeit zu Zeit ihren Distrikt durchstreifen und jeden herrenlosen Neger, den sie antreffen und der keine genaue Rechenschaft von sich geben kann, aufgreifen und ihn dem Eigenthümer, oder wenn sie diesen nicht kennen, dem nächsten Gefängniß abliefern. Es wird hierauf eine Anzeige an den Kirchenthüren publizirt, wornach der Eigenthümer sich bald findet. Diese *Capitães do Matto* bedienen sich zum Auf-

spüren der entlaufenen Neger nicht selten großer Hunde, die dazu abgerichtet sind. Die Furcht vor den Indiern und vor dem Hunger erlaubt den Negern selten, sich sehr tief in das Innere des Landes und in die Wälder hinein zu verlieren, halten sich also meistens in der Nähe von bewohnten Gegenden auf, und sie mögen nun bekannt oder fremd in der Gegend seyn, so dient beides dazu, sie bald als Flüchtlinge zu verrathen, und die schwache Bevölkerung des Landes, die dergleichen Entweichungen zu begünstigen scheint, ist gerade die Ursache, daß sie so selten gelingen. Die Bestrafung eines entwichenen Sklaven bleibt ganz der Willkühr des Eigenthümers überlassen.

Es fällt zuweilen vor, daß mehrere Neger zusammen entweichen und sich etwa einiger Feuegewehre bemächtigen; dann kann es ihnen gelingen, im Innern der Wälder eine Zuflucht zu finden, sich durch die Jagd ihren Unterhalt zu erwerben und sich vor den Indiern zu schützen. Nicht selten vereinigen sich diese sogenannten Buschnegern in stärkern Haufen und treiben Straßenraub, greifen entweder einzelne Reisende, oder die Tropas, die Caravanen oder Pflanzungen an, welche den Verkehr des Innern mit der Küste betreiben. In neuern Zeiten ist es jedoch selten, daß diese Buschnegern irgendwo ernstliche Besorgnisse erregt hätten, wie z. B. die *Maroons* in den englischen Colonien, so wie auch Negerempörungen in Brasilien sehr selten und niemals von großer Bedeutung gewesen sind.

Ein merkwürdiges Beispiel in der Geschichte der Neger in Brasilien ist die Entstehung der Negerstadt *Palmares* in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Schon ein Jahr früher hatten sich in der Gegend von *Porto-Calvo* in der Provinz *Pernambuco* einige größere Haufen von entlaufenen Negern gesammelt und niedergelassen, allein sie waren bald von den Holländern vertrieben worden, die damals *Pernambuco* besetzt hatten. Im Jahr 1650 bildete sich jedoch in derselben Gegend von neuem eine Niederlassung von entlaufenen Negern, unter dem Namen *Palmares*. Sie entführten alle weißen und farbigen Weiber, deren sie habhaft werden konnten, und wurden bald so zahlreich, daß die Pflanzer der benachbarten Provinzen es rathamer fanden, sich durch einen friedlichen Verkehr vor ihren Räubereien zu schützen, als sie mit Gewalt zu vertreiben. Auf diese Art verschafften sie sich Waffen und andere europäische Waaren gegen die Produkte der Wälder und ihrer eigenen Pflanzungen, und vertauschten allmählig ihre räuberische Lebensart gegen Feldbau und andere Betriebsamkeit. Ihre Verfassung ward nach dem Tode ihres ersten Führers *Hombe* ein Wahlreich; ihre Religion war eine Mischung von Christenthum und von ihrem alten Fetischmus. Nach fünfzig Jahren hatte sich die Bevölkerung von *Palmares* schon bis auf 20,000 Einwohner vermehrt. Ein Verhan deckte die Stadt, deren Umfang sehr groß war, da die Häuser weit zerstreut und von den Pflanzungen des Besitzers umgeben lagen. Diese Fortschritte erregten endlich die Besorgnisse der portugiesischen Regierung. Im Jahr 1696 vereinten sich die *General-Capitains* von *Bahia* und *Pernambuco*, *João de Lancaster* und *Gaetano Melo*, zu einer Unternehmung gegen *Palmares*. Ein Heer von 1000 Mann, jedoch ohne Geschütz, griff die Stadt an und ward zurückgeschlagen. Erst als neue Verstärkungen mit großem Geschütz hinzukamen, gelang es die Neger zu schlagen. Die Stadt ward eingenommen und zerstört, die Weiber und Kinder und was dem Tode auf dem Schlachtfelde entkommen war, zu Sklaven gemacht. Der Anführer der Neger und seine Gefährten zogen den freiwilligen Tod der Knechtschaft vor: sie stürzten sich von der Spitze eines Felsens herab, der sich über der Stadt erhob.

Landescharten

aus

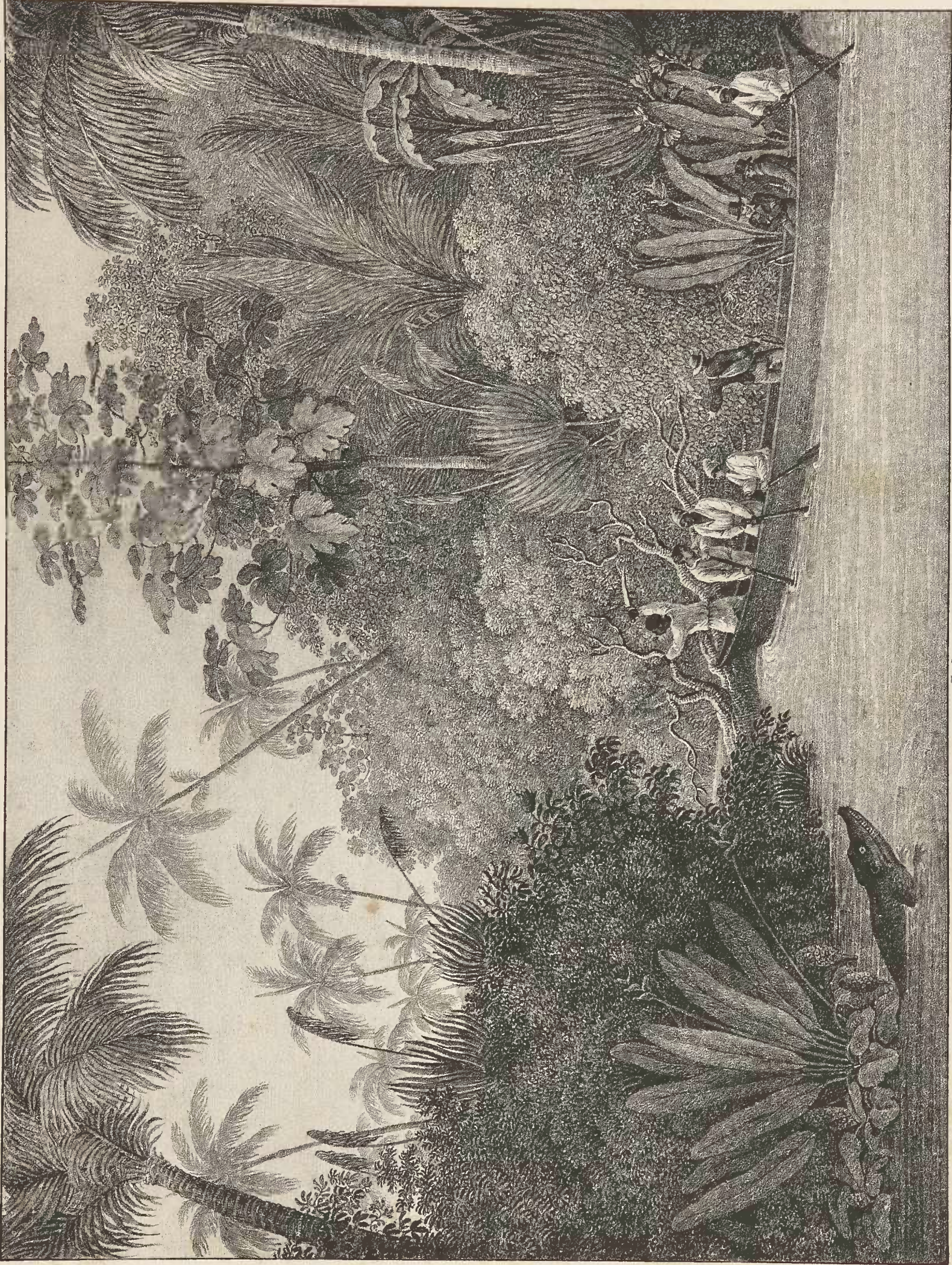
Brasilien



Lith. v. J. Brodmeare.

Joh. Schweizer del.

Praya Rodriguez
bey Rio - Janeiro.



Lith. v. J. Broekmann.

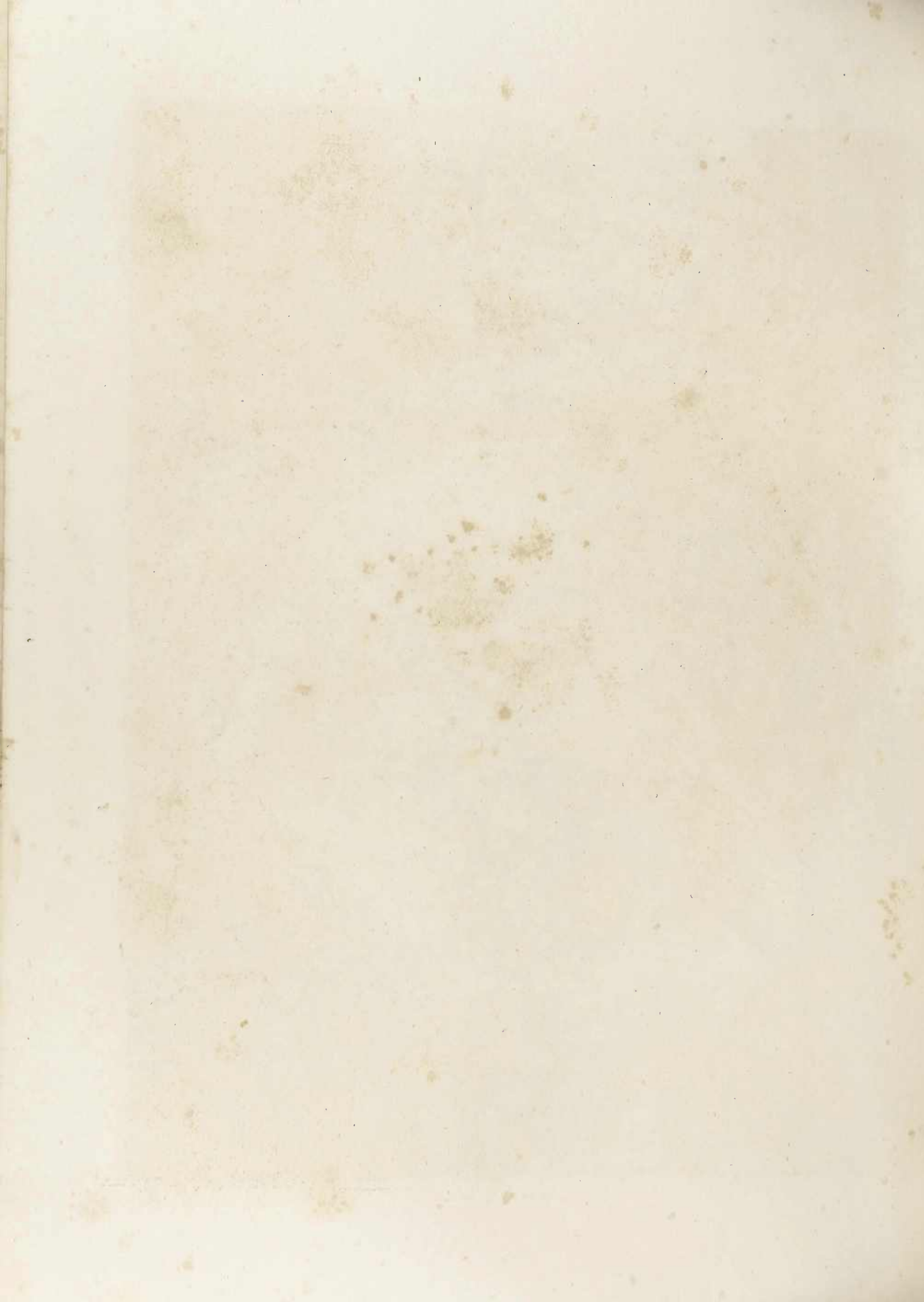
Schiffahrt auf einem Seitenarm des Rio Doce.



Lith. v. J. Braunmayer.

Ein Urwald bey Manqueritipa,

in der Provinz Rio de Janeiro.





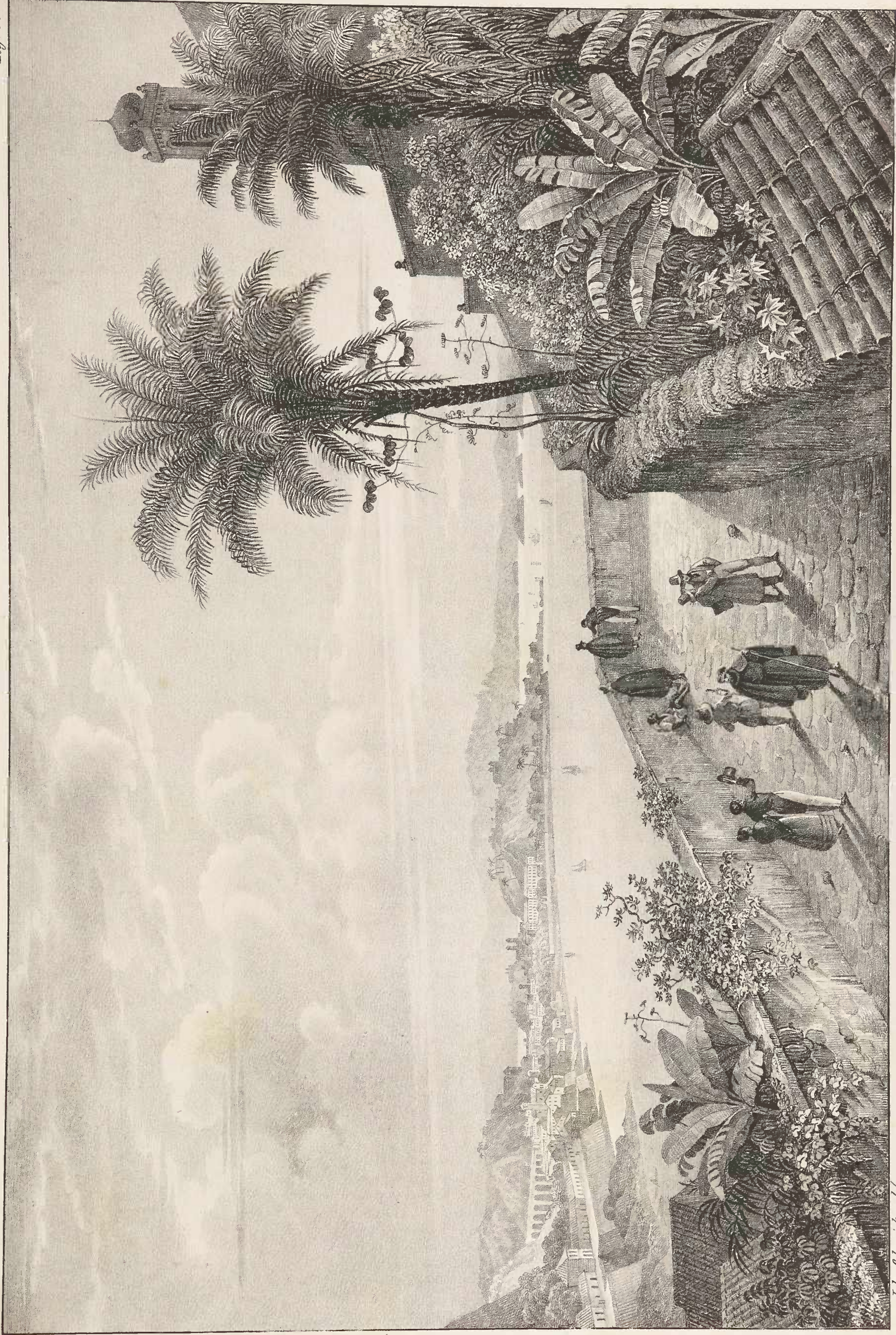
Job. Schweicker del.

Lith. v. J. Brodmann.

Serra - Ouro - Branco

in der Provinz Minas Geraës.





Joh. Schweizer del.

Isch. v. J. Brodtkam umm.

Ansicht vom Rio - Janeiro.



Joh. Schmitzker del.

Lith. de J. Brodtmann.

Ansicht des Berges Corcovado und der Vorstadt Catete.



Joh. Schmeißer del.

Lith. de J. Brodmann.

Botafogo.





Joh. Schweicker del.

Lith. de J. Brodtmann.

Wasserfall von Tijuca.



Mandioca.



Tab. Schweizer del.

Serra dos Orgaos.

Lith. de J. Brodmann.

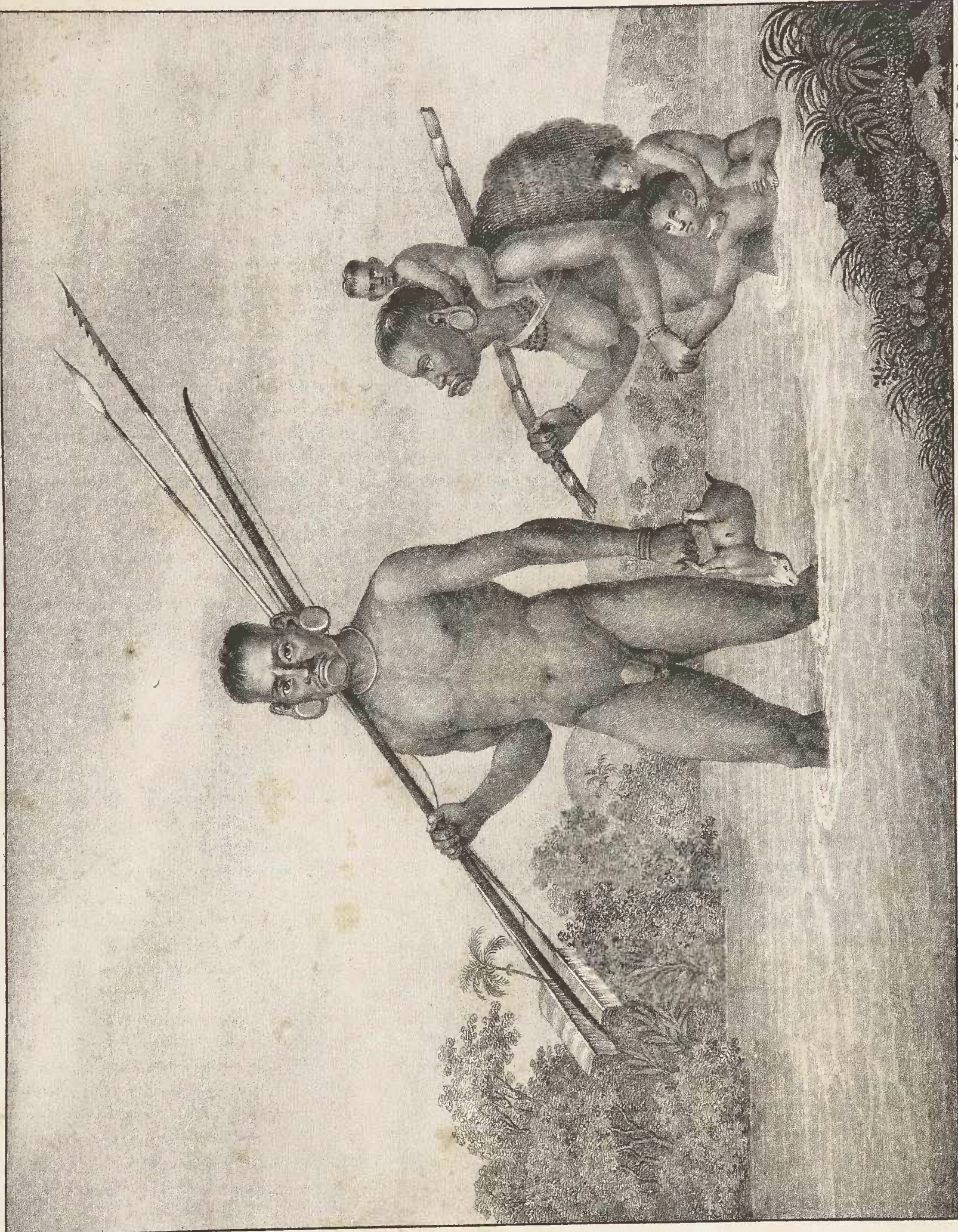
Porträte

UND

Erachtungen

DER

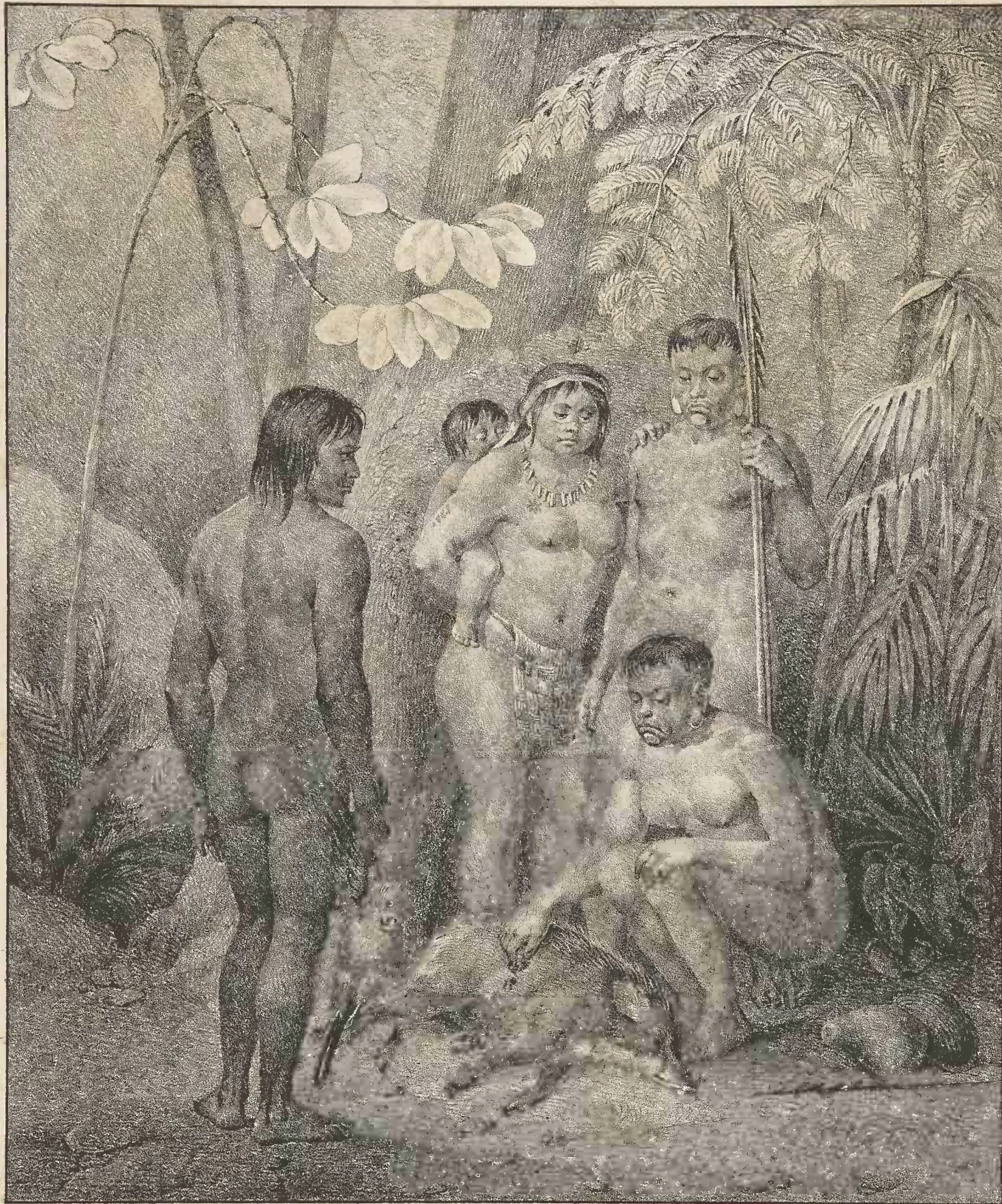
Indier.



Zeich. v. J. Brodmann

Indische Familie auf der Reise.

Botocudos



Lith. v. Brodtmann.

Indische Familie.

Botocudos.



BOTOCUDOS.



CAMACAN .



MACHACALI .



MACHACALI .



CAMACAN .



PURIS .



COROADOS.



COROPOS.



Witten

und

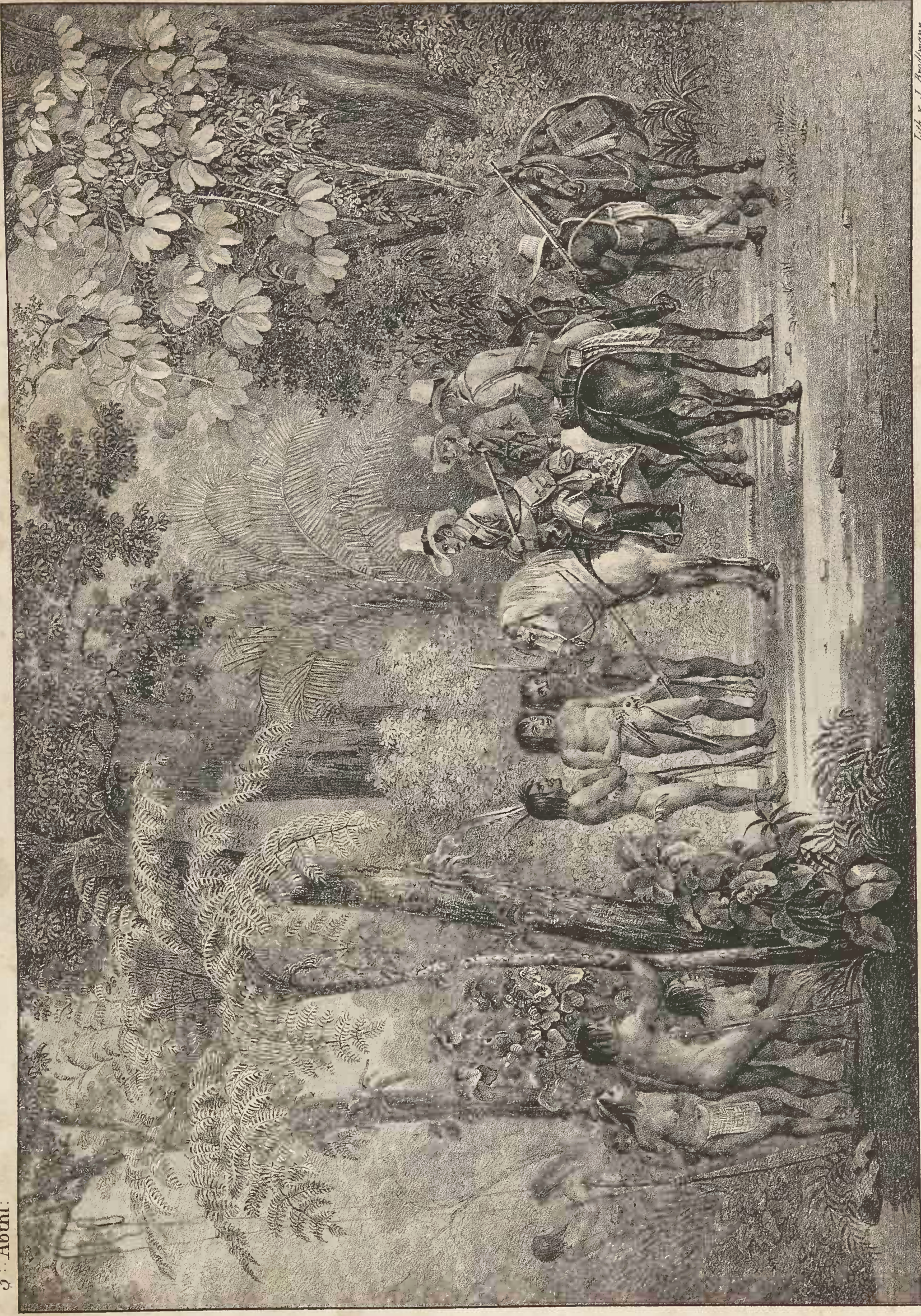


GEBRAUCHT

DER



INDIER.



Lith. v. J. Brodmann

Europäische Reisende begegnen den Indianern



Lith. de J. Brodmann

Indier in ihrer Hütte.



Zeich. v. J. Brochmann.

Aldea von Tapuyas.



Lith. v. J. Brodmann.

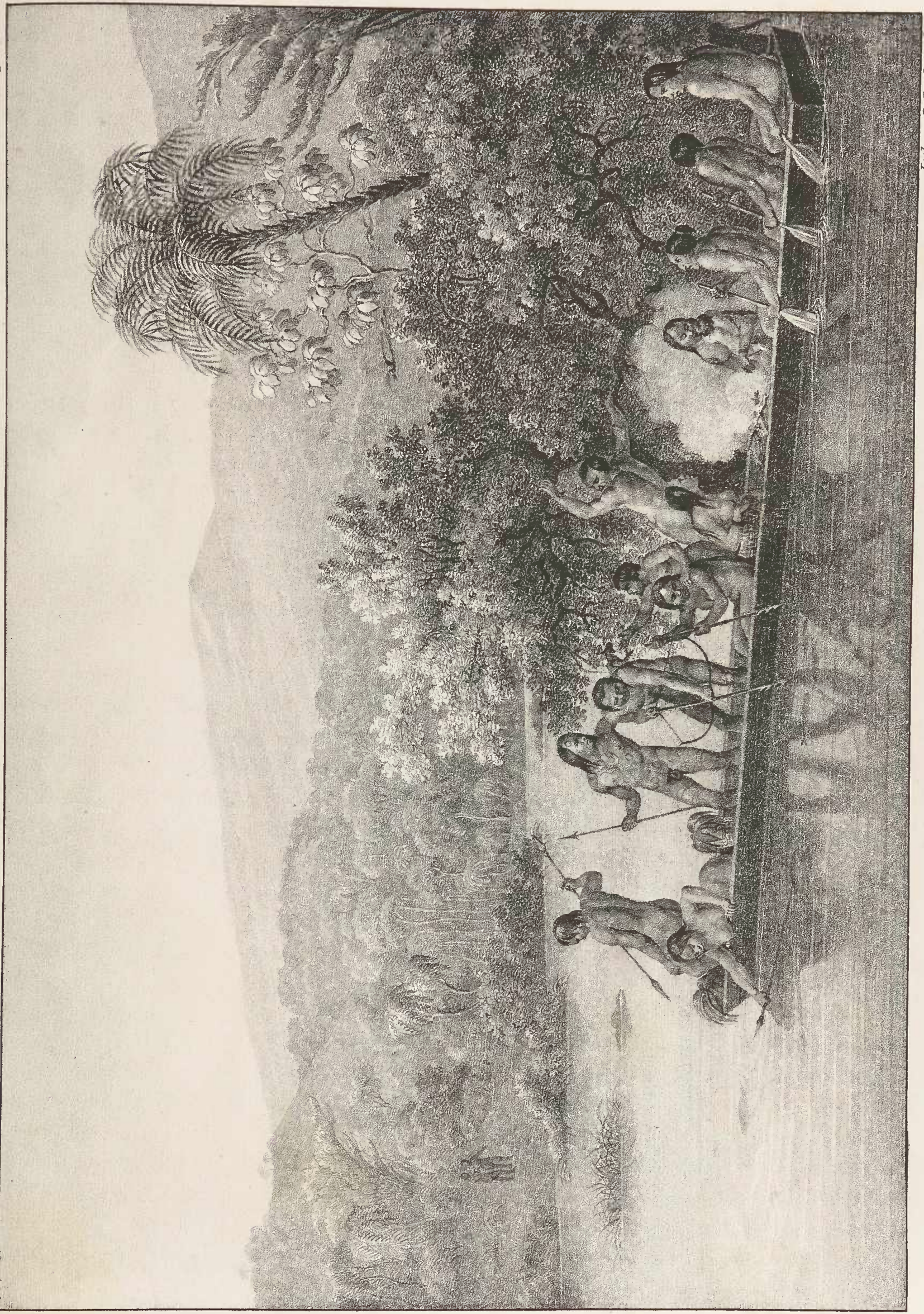
Indier auf der Tiger - Jagd.



Lith. v. J. Brodmann.

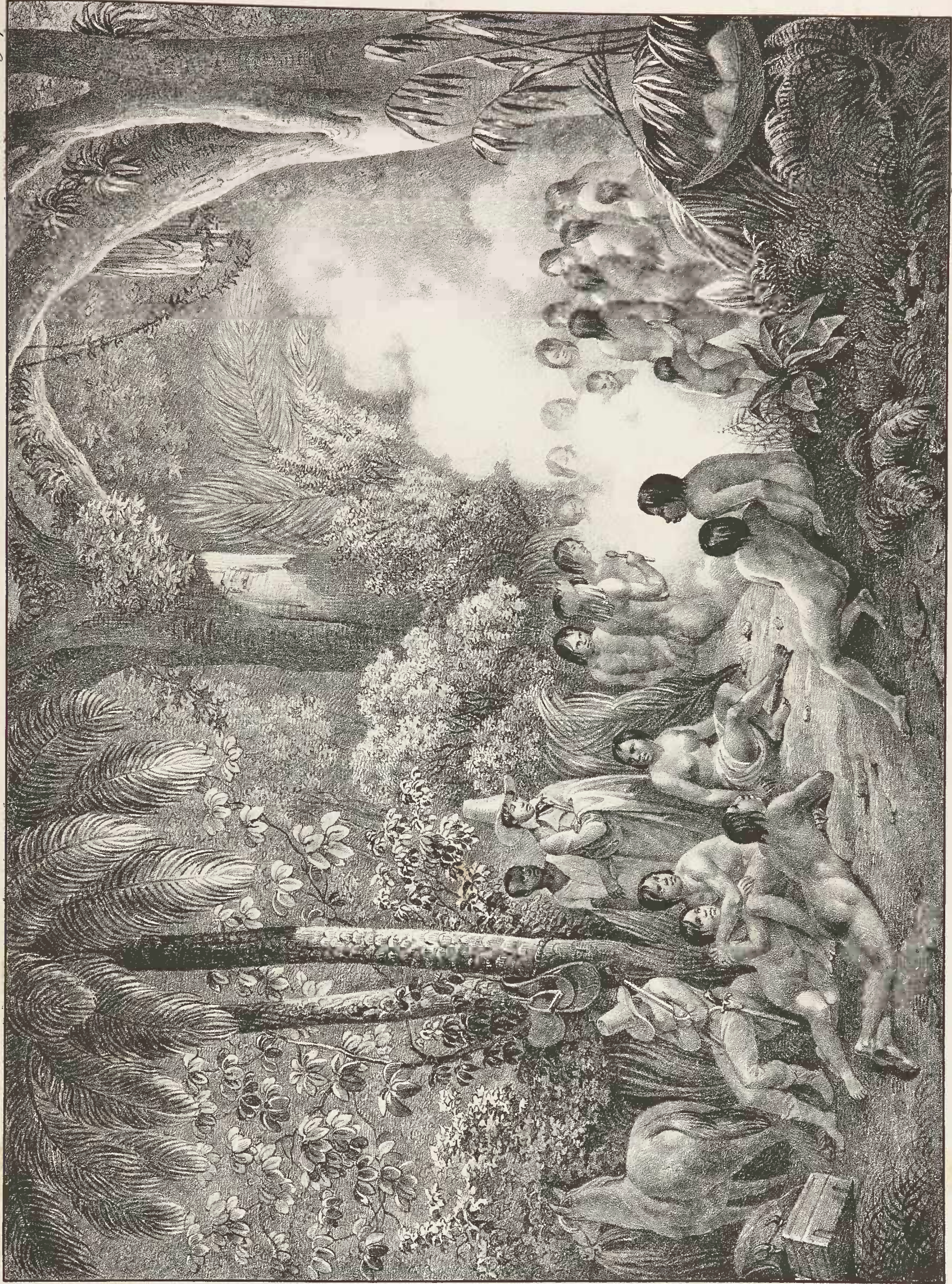
Indische Strick-Brücke.





Lith. v. J. Brodmann

Indischer Canot,



Lith. v. J. Brodmann.

Tanz der Fuis.





Lith. v. J. Brodmann.

Guerillas.



Lith. v. J. Brockmann.

Begräbnis eines Indianers.



Libb. v. J. Brodtkmann.

Indier in einer Pflanzung.

Porträte

UND

TRACHTTEN

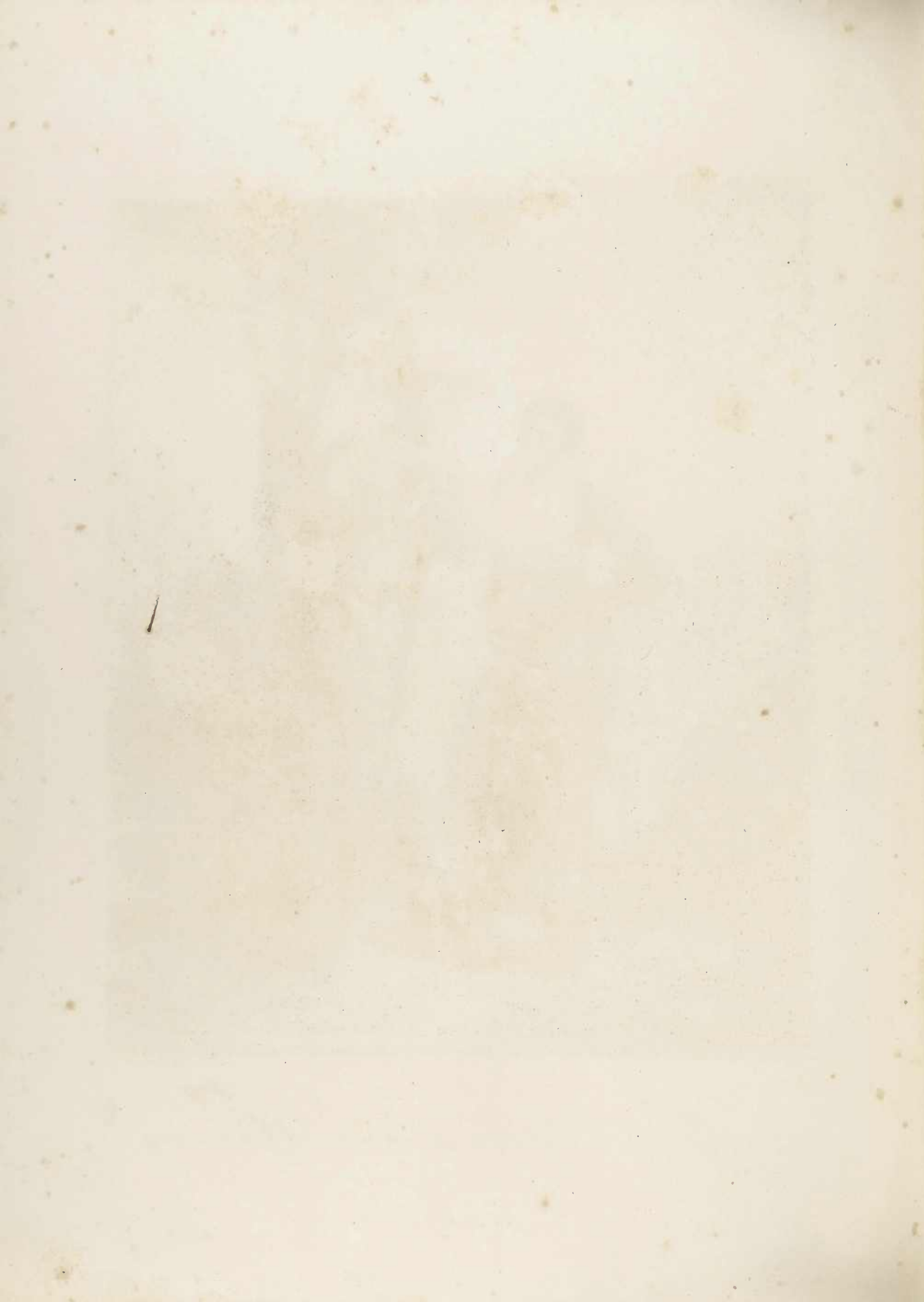
der

Regen



Lith. v. J. Brodmann

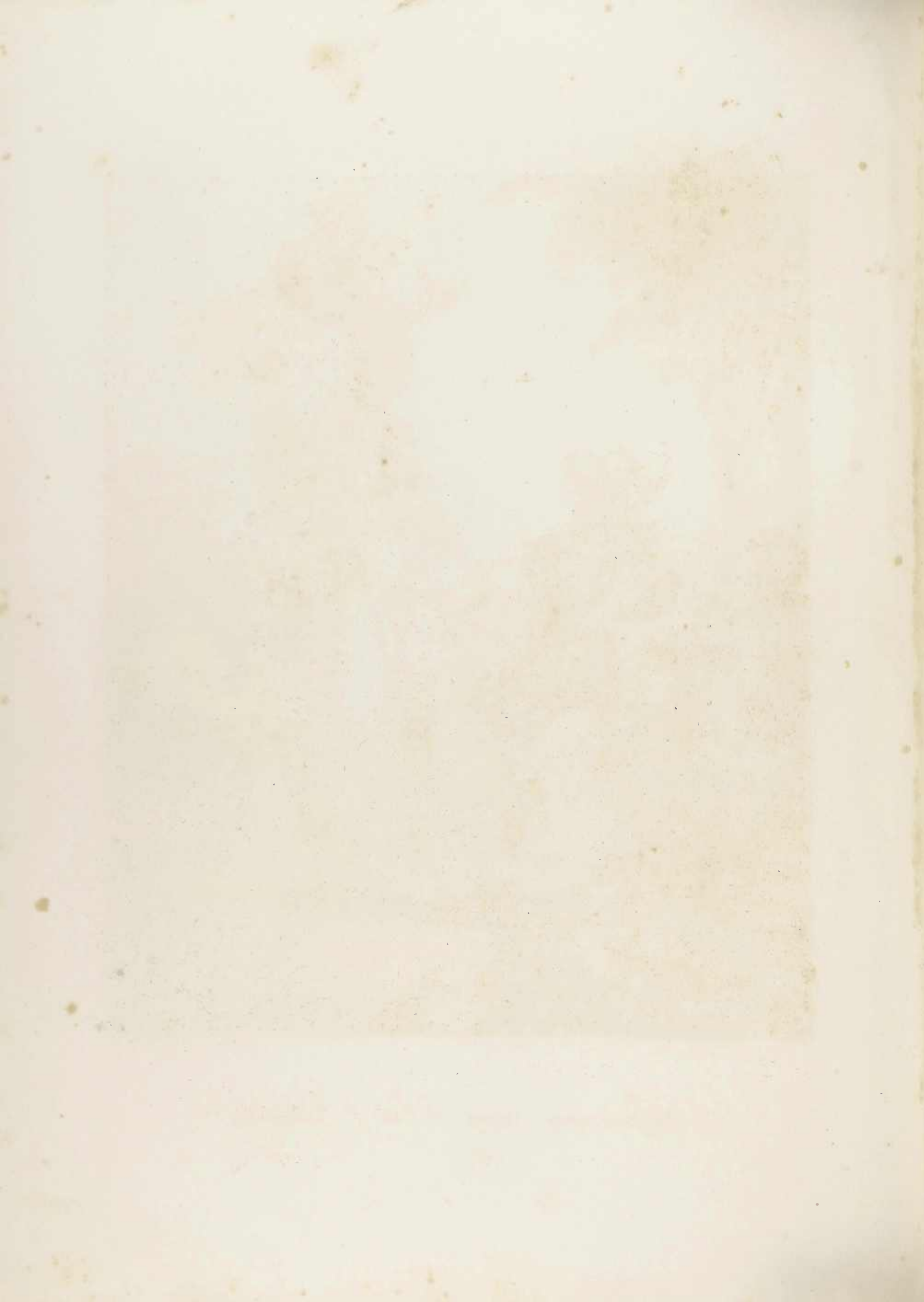
Neger u. Negerin in einer Pflanzung.





Lith. v. J. Brodmanm.

Negerinen von Rio-Janeiro.





Lith. v. J. Brodtmann.

Neger u. Negerin aus Bahia.



QUILOA .



CABINDA .



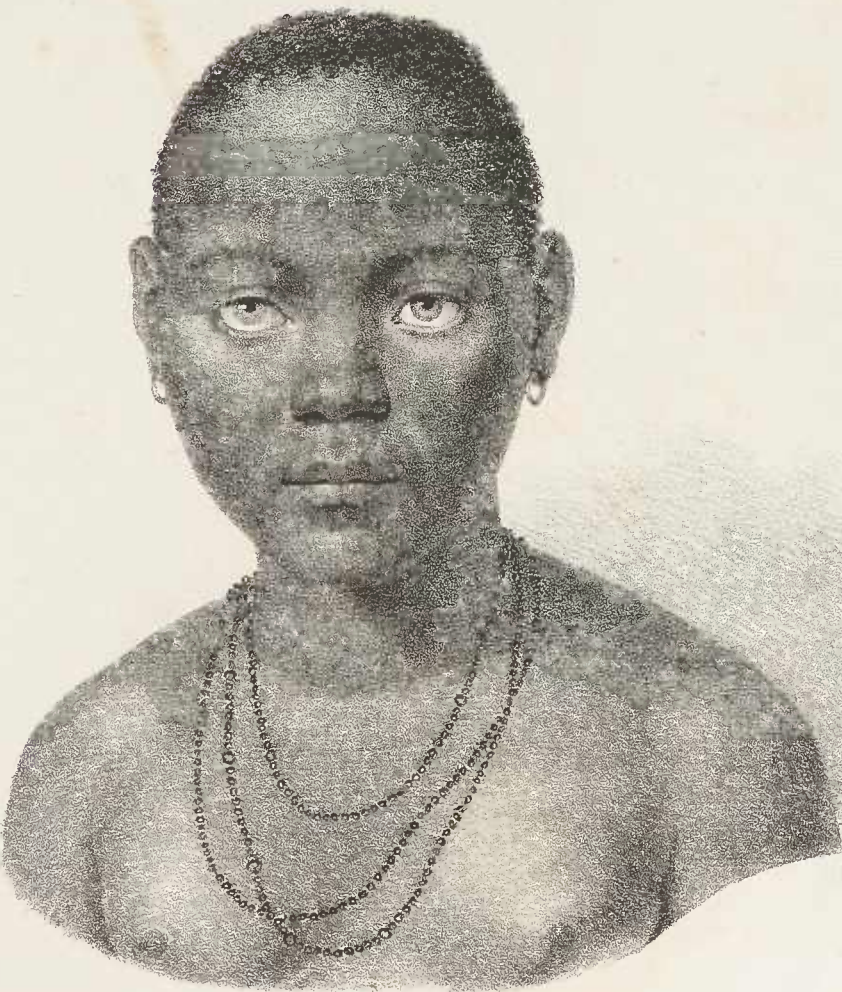
MINA .



REBOLLA .



BENGUELA .



Lith. v. J. Brodtmann.

CONGO .

FRANZ

und

Gebirgsbücher

DER

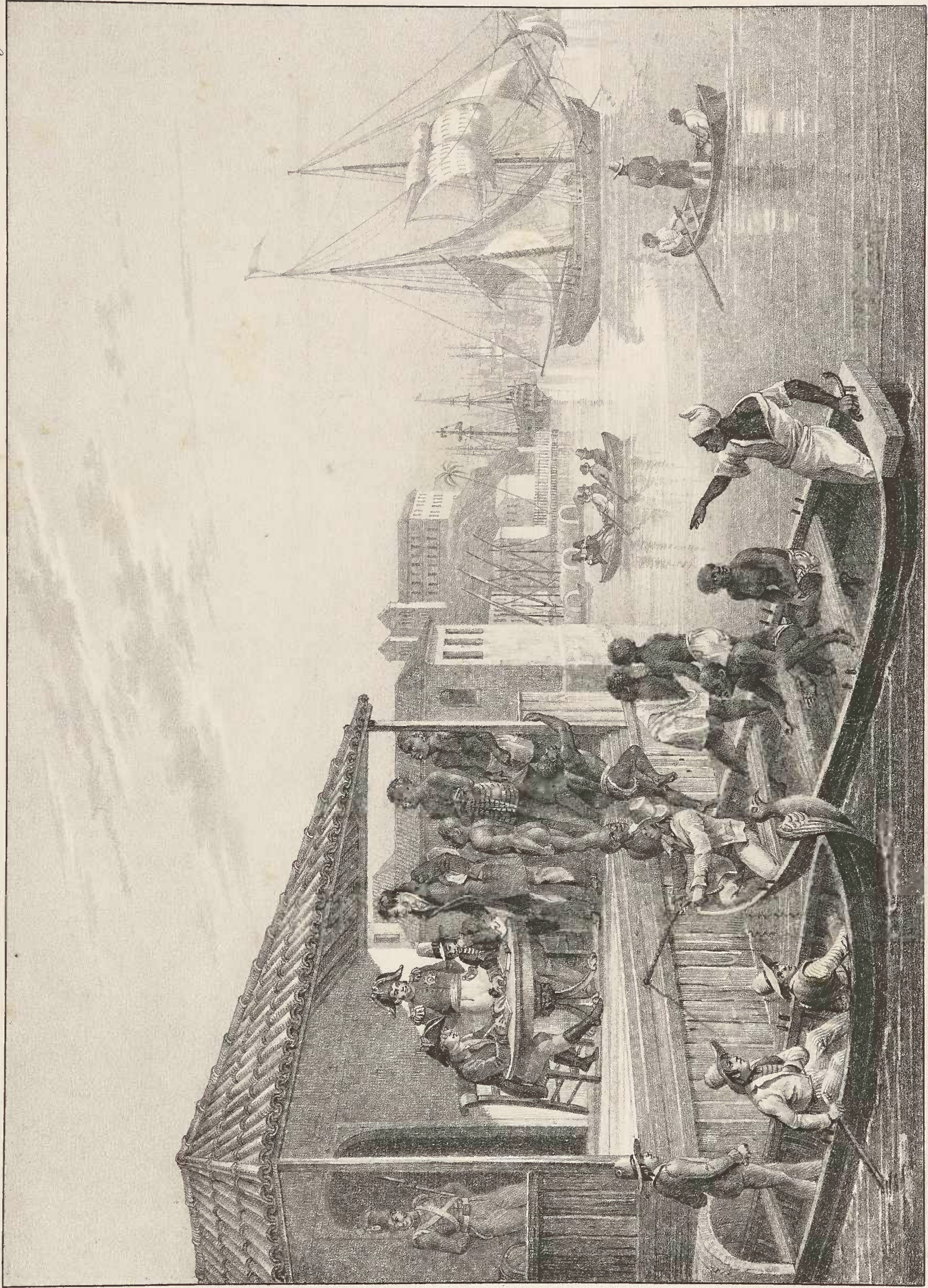
INNGER.



Liith. v. J. Brockmann.

Negersklaven - Aufenthalt im Schiffsraum.

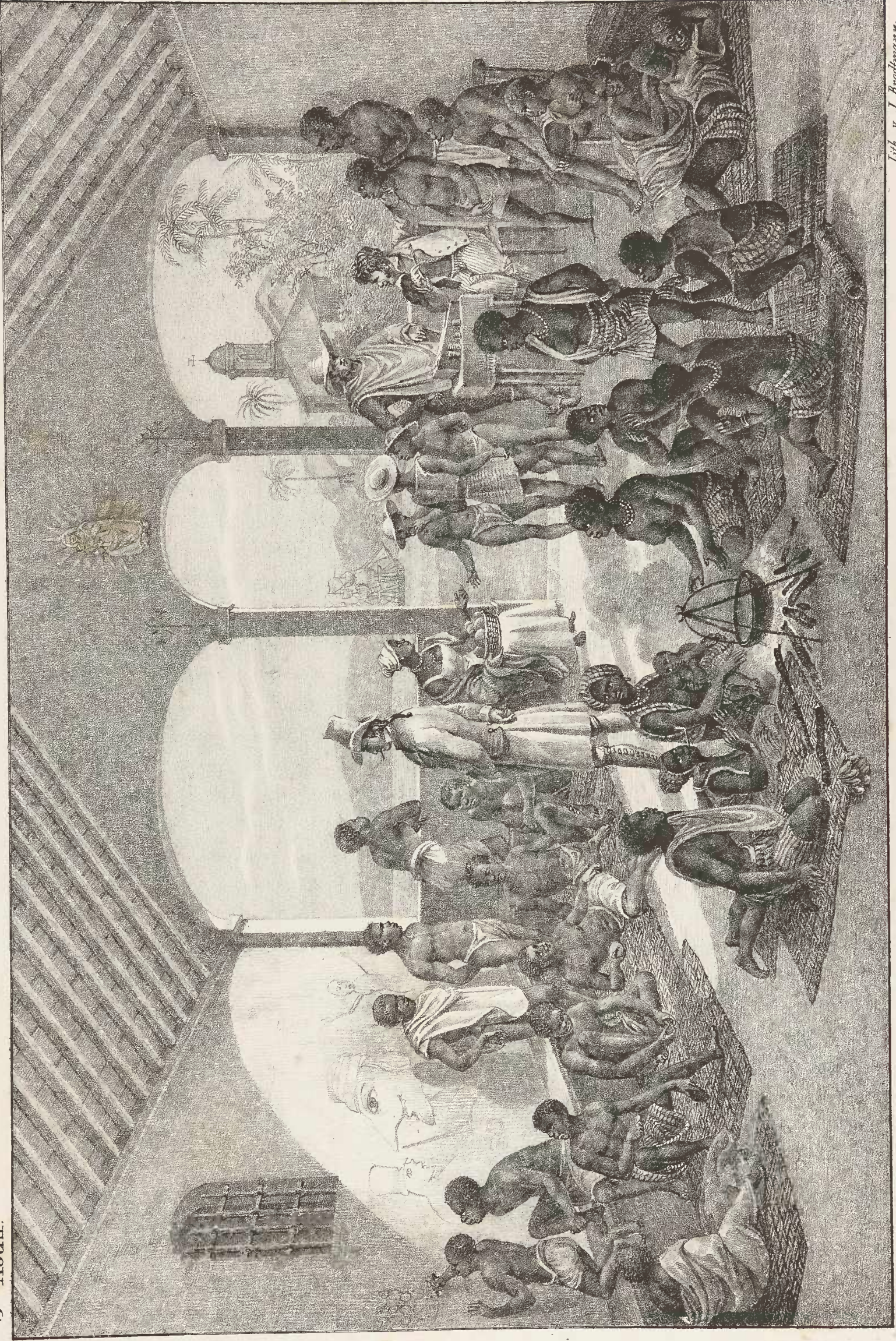




Joh. Schweizer del.

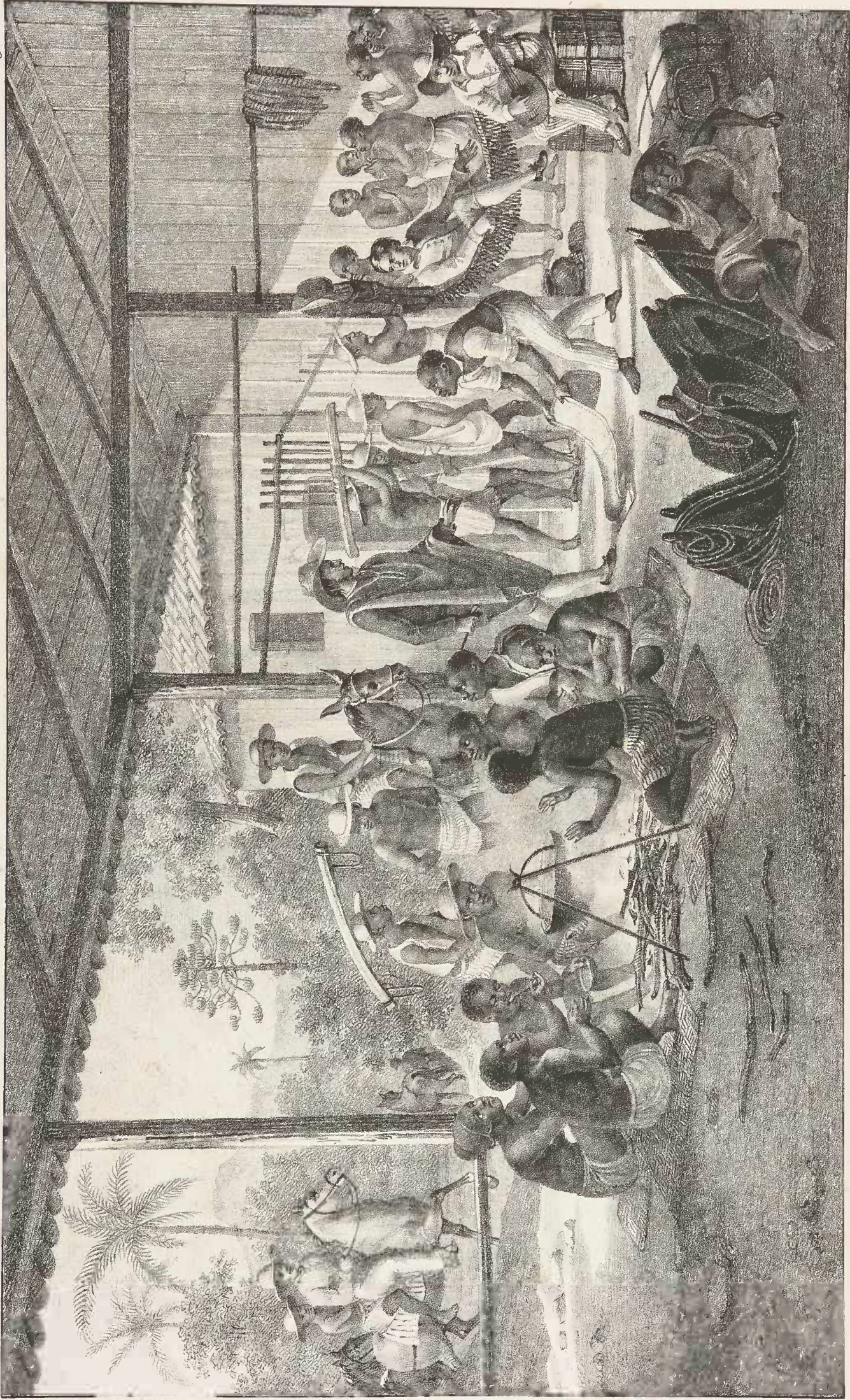
Lith. v. J. Brodtrmann.

Ausschiffung der Negerklaven.



Lith. v. J. Brodmaner.

Neversklaven-Markt in Rio de Janeiro.



Lith. v. J. Brodtkoraz

Negersklaven-Transport von dem Markt nach der Pflanzung.

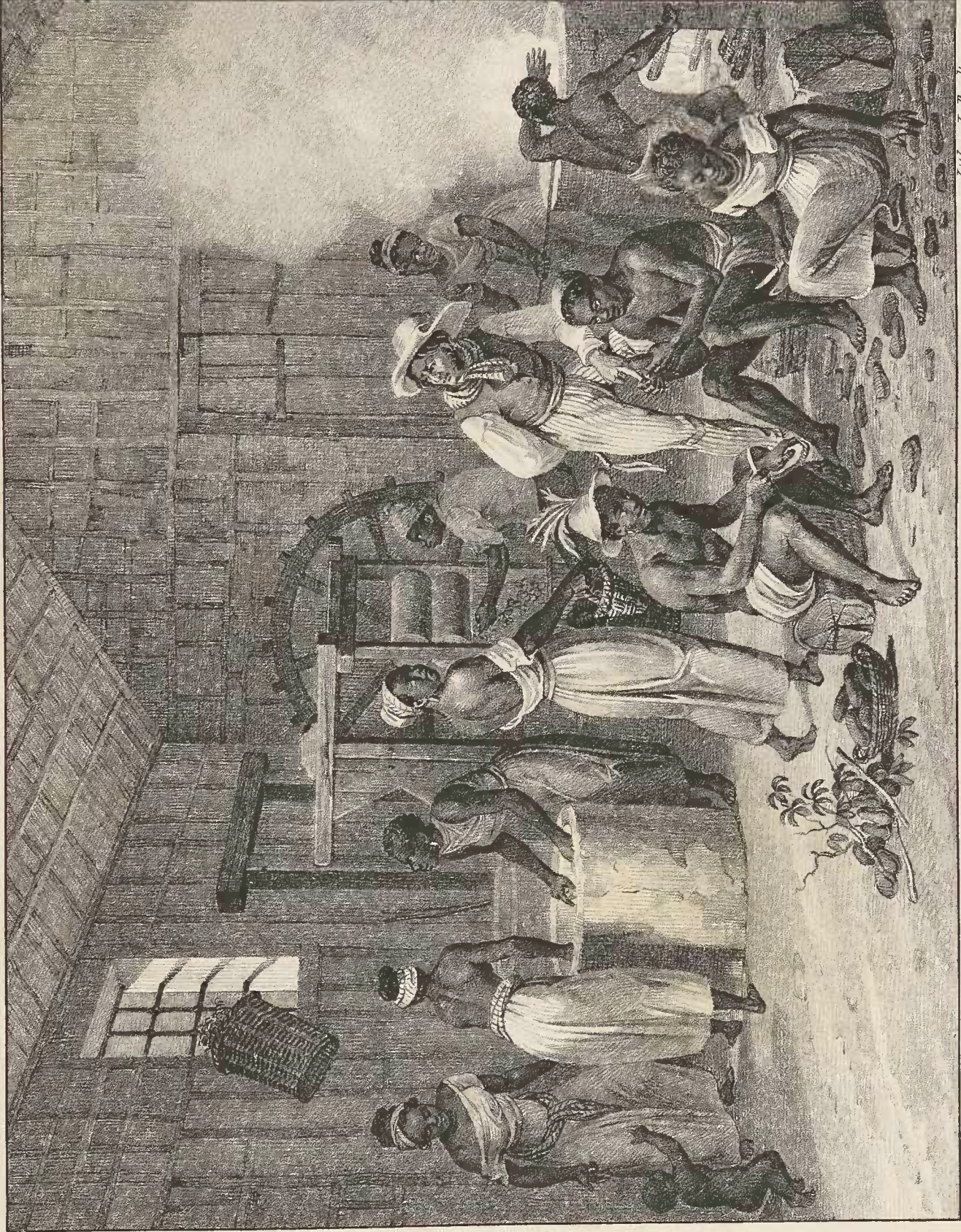


Lith. v. J. Brodmann.

Wohnung der Neger.

5^{te} Abthl.

Taf. 6.



Joh. Schweizer del.

Lith. v. J. Brodmann.

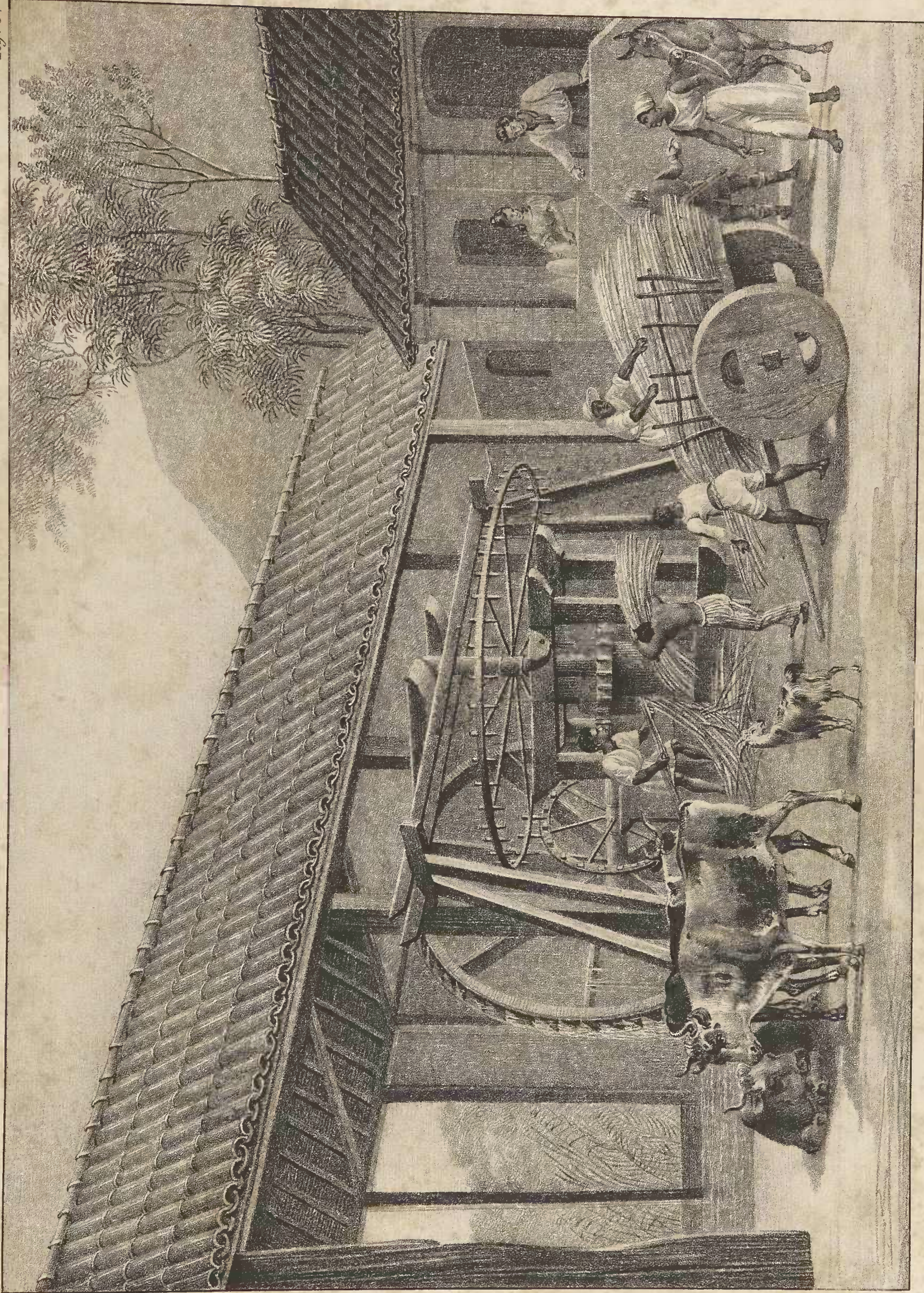
Zubereitung der Mendiocca = Wurzel.



Job. Schmeick del.

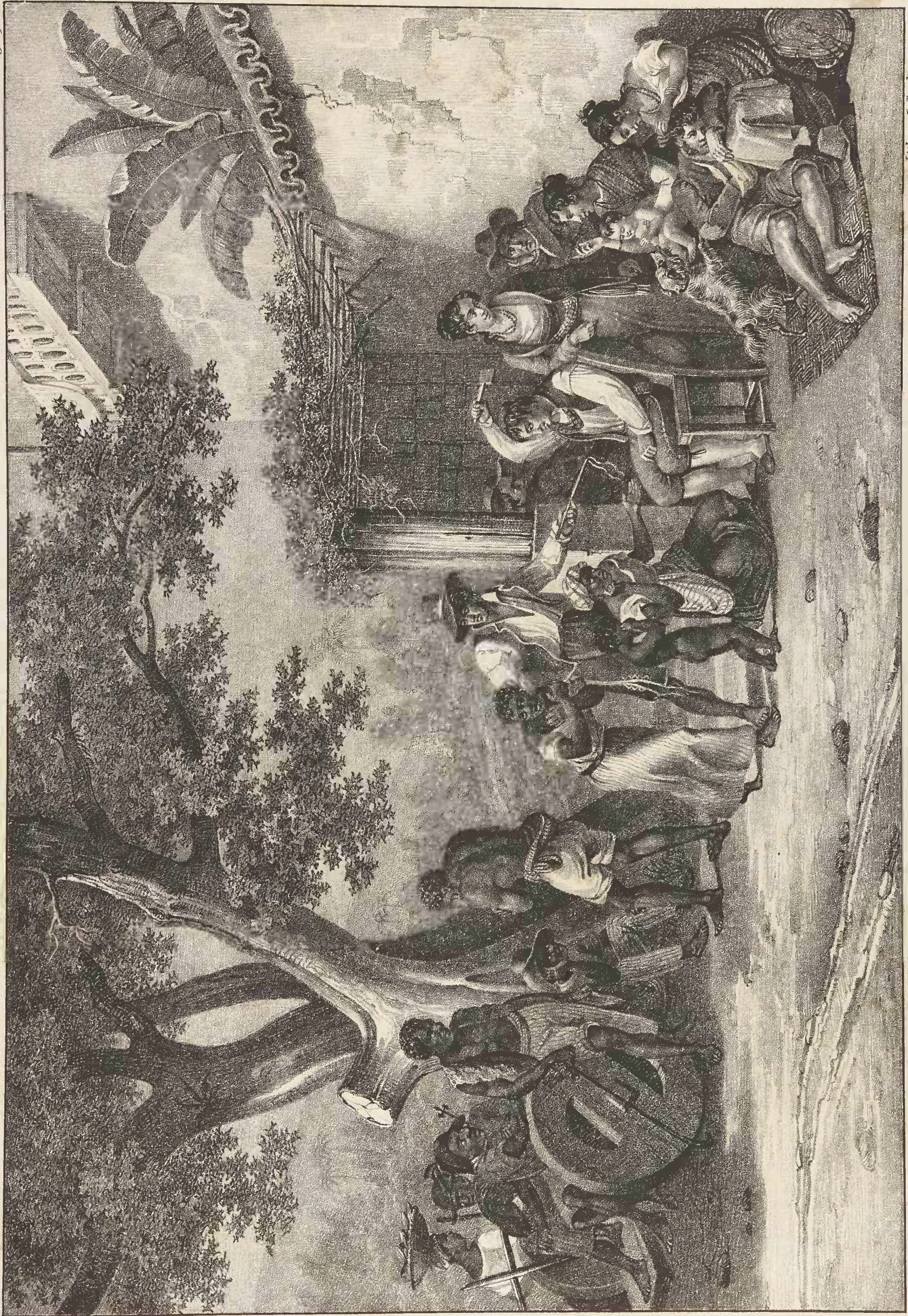
Lith. v. J. Brodmann.

Sinsammeln des Caffee

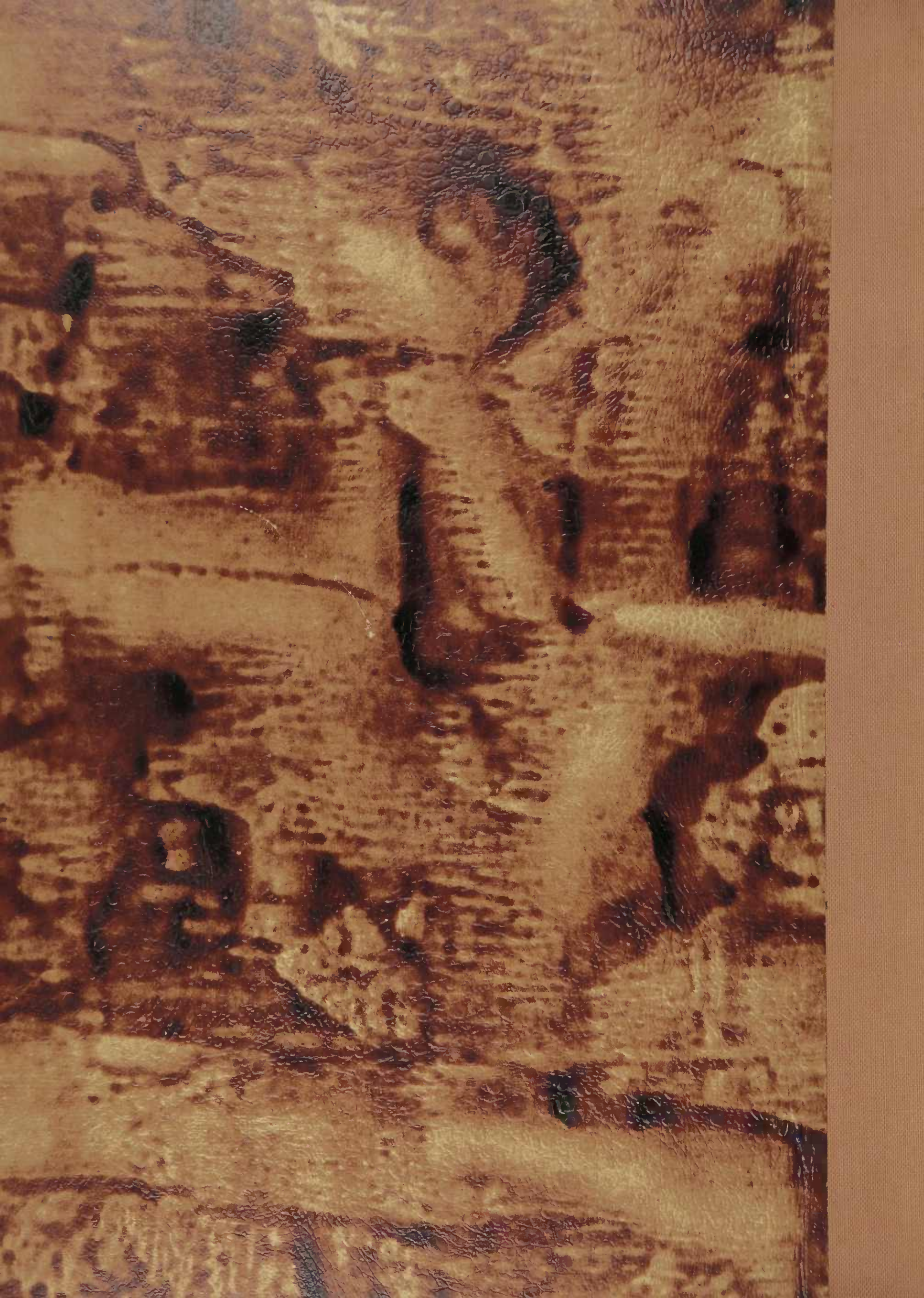


Zucker-Mühle.

Lith. v. J. Brodtmann



Wiederholte Zeichnungen von ...



BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliiana@usp.br).